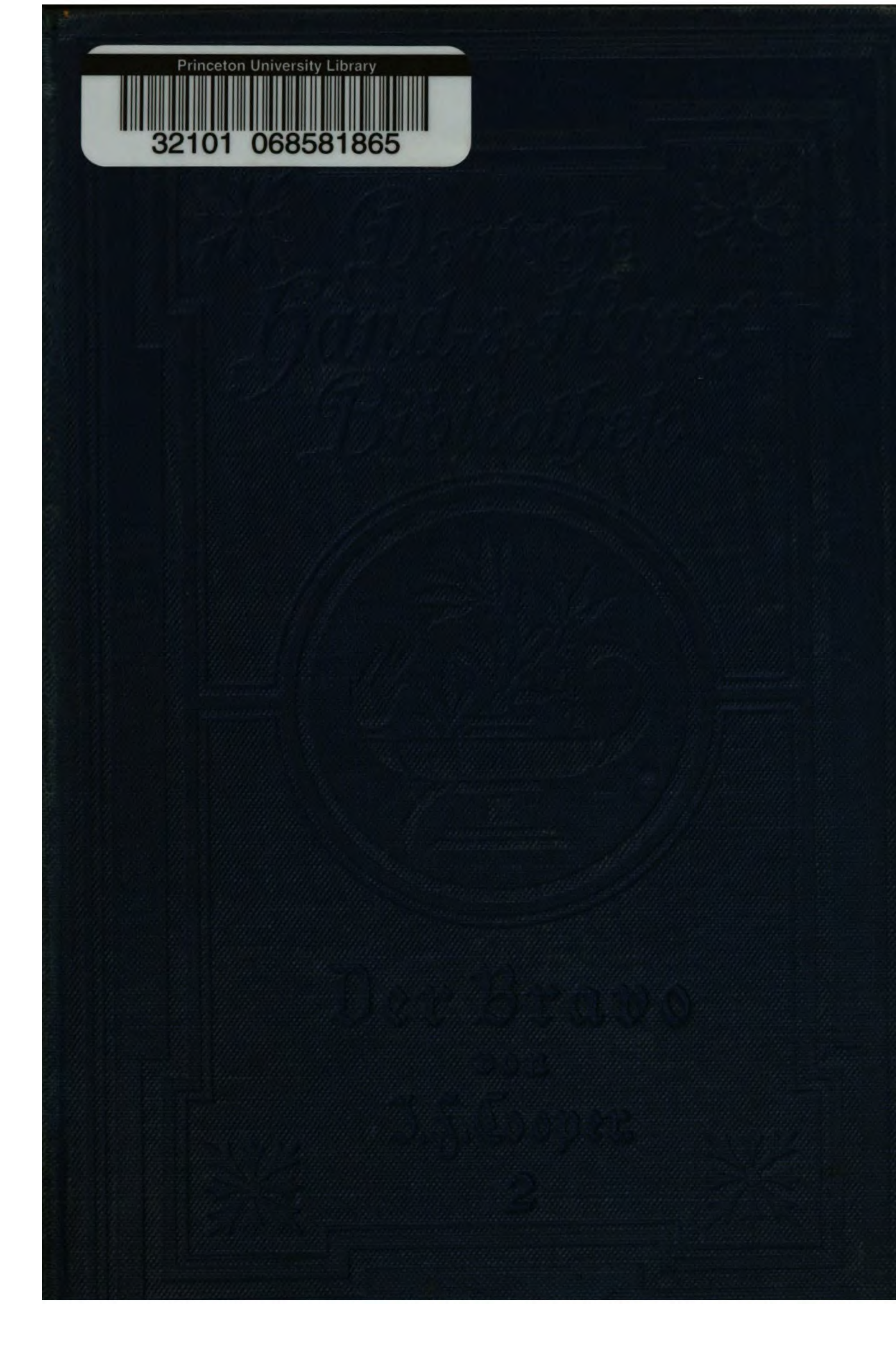

Der Bravo
von
J. F. Cooper
2


ob
OTTO HARRASSOWITZ
WIESBADEN
Friedrichstr. 14

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek



Collection Spemann

Der Bravo

eine venetianische Geschichte

von

Fenimore Cooper

„Giustizia in palazzo
E pane in piazza."

Uebersetzt von Helene Lobedan

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Sechzehntes Kapitel.

> Nur wenig Tag' und bange Nächte noch,
> Dann will ich schlafen. Wo? Wer kann es sagen?
> Leb' wohl, Angiolina!
>
> *Marino Falieri.*

Als der Karmeliter in Donna Violettas Gemach zurückkehrte, sah er totenbleich aus und vermochte die zitternden Glieder kaum bis zu einem Sessel zu tragen. Er achtete nicht darauf, daß Don Camillo Monforte noch immer anwesend war und Violettas Augen von Glück und Liebe strahlten Auch das glückliche Liebespaar bemerkte ihn zuerst nicht, denn der Herzog von Sant' Agata hatte inzwischen der Angebeteten das Geheimnis ihrer Gegenliebe entlockt; wenn die Empfindung überhaupt ein Geheimnis genannt werden kann, die sie mit sichtlicher Lebhaftigkeit gar nicht zu verbergen suchte.

„Du bist krank?" rief Donna Florinda plötzlich. „Vater Anselmo, welch trauriger Anlaß hat Dich abgerufen?"

Der Mönch schob die Kapuze zurück, um besser zu atmen, und alle sahen, daß er totenblaß war. Sein Blick streifte wie verstört die Anwesenden, und er mußte sich erst besinnen, wo er war.

„Ferdinando! Vater Anselmo!" rief Donna Florinda sich verbessernd, vermochte aber ihre Angst nicht zu verhehlen: „Sprich, was fehlt Dir?"

„Mir ist weh ums Herz, Florinda."

„Täusche uns nicht! Hast Du noch Schlimmeres erfahren? Will die Republik —"

„O, sie ist fürchterlich!"

„Warum hast Du uns verlassen und gerade in einem Augenblick, der so wichtig für unsern Zögling ist, der über ihr Glück entschieden hat; da mußtest Du uns eine Stunde lang fehlen."

Violetta sah erstaunt nach der Uhr, sprach aber nicht.

„Die Diener des Staats bedurften meiner," entgegnete der Mönch und seufzte tief.

„Ich verstehe, Vater; Du hast die Beicht eines bußfertigen Sünders gehört."

„Ja, Tochter, und wenige sterben so versöhnt mit Gott und den Menschen."

Donna Florinda flüsterte ein kurzes Gebet für die Seele des Abgeschiedenen und bekreuzte sich. Ihr Zögling folgte dem Beispiel, und auch Don Camillo bewegte die Lippen und neigte das Haupt, wie seine schöne Gefährtin.

„War es ein gerechtes Ende?" fragte Donna Florinda.

„Ein unverdientes!" rief der Mönch leidenschaftlich, „oder man kann keinem Menschen glauben. Ich sah einen Menschen sterben, der ebenso wert gewesen wäre zu leben, als er besser auf den Tod vorbereitet war als diejenigen, welche sein Urteil gesprochen hatten. Was für ein schrecklicher Staat ist Venedig!"

„Und das sind Deine Gebieter, Violetta!" sagte Don Camillo. „In den Händen von solchen Meuchelmördern ruht Dein Glück! Sage, Vater, hing der traurige Vorgang irgend mit dem Geschick dieses lieblichen Wesens zusammen? Denn wir sind von Geheimnissen umgeben, die beinah ebenso unbegreiflich und ebenso schrecklich sind, wie die dunkle Gewalt des Schicksals."

Der Mönch sah die Liebenden an, und seine Züge verloren die krampfhafte Spannung.

„Du hast recht," sagte er. „So sind die Männer be-

schaffen, die über unsern Zögling verfügen. Heiliger Markus, vergieb es ihnen, wie sie Deinen Namen mißbrauchen, und schütze dies Mädchen."

„Vater, dürfen wir mehr von dem erfahren, was Du erlebt hast?"

„Die Geheimnisse der Beichte sind heilig, mein Sohn, aber was ich erfahren, gereicht nicht dem Toten, sondern den Lebenden zur Schande."

„Daran erkennt man die dort oben!" So bezeichnete man meistens den Rat der Drei. „Seit Jahren halten sie mir mein Recht vor, weil dies ihren egoistischen Zwecken nützt; und zu meiner Beschämung gestehe ich es, daß ich, um meine Ansprüche durchzusetzen, mich zu einer Fügsamkeit bequemt habe, die meinem Sinn und meinem Charakter wenig entspricht."

„Nein, Camillo, Du kannst Dir selbst nicht untreu geworden sein."

„Es ist ein schreckliches Regiment, Teuerste, und seine Früchte sind für die Herrschenden ebenso schädlich, wie für die Unterthanen. Die größte aller Gefahren, der Fluch des Geheimnisses lastet auf seinen Absichten, Handlungen und umgiebt die Höchstgestellten."

„Du hast recht, mein Sohn. Es giebt in einem Staat keinen anderen Schutz gegen Unrecht und Bedrückung, als die Furcht vor Gott und Menschen; die erstere kennt man hier nicht; denn gar zu viele Seelen sind mitschuldig an jenen Sünden, und die Scheu vor den Menschen fällt fort, da alles im geheimen geschieht."

„Das sind kühne Worte für uns, die unter diesen Gesetzen stehen," sagte Donna Florinda sich scheu umblickend. „Da wir die Maßregeln des Staats weder ändern, noch bessern können, thun wir wohl daran, zu schweigen."

„Wenn wir die Macht des Rats nicht zu ändern vermögen, können wir uns ihr doch entziehen," sagte Don Camillo hastig, obgleich auch er die Stimme dämpfte und das Fenster schloß und

die verschiedenen Thüren des Zimmers genau beobachtete. „Seid Ihr der Treue der Dienerschaft sicher, Donna Florinda?"

„Keineswegs, Signore. Wir haben zwar einige alte und erprobte Diener, aber auch solche, die durch den Senator Gradenigo angestellt sind und sicher im Solde des Staates stehen."

„So entsenden sie Späher in alle Häuser! Auch ich habe in meinem Palast Leute, von denen ich weiß, daß sie bestochen sind, und doch lasse ich es mir gefallen und thue, als ob ich nichts merke, damit sie mich nicht in einer Weise umgarnen, die ich gar nicht durchschauen kann. Meinst Du, Vater, daß meine Anwesenheit den Spionen hier verborgen ist?"

„Vielleicht, allein es wäre zu gewagt, sich darauf zu verlassen. Doch hat uns niemand hereinkommen sehen; denn wir kamen durch die geheime Pforte und die unbenutzten Gänge. Wer aber ist sicher, unbeobachtet zu sein, wo beinah der dritte Mensch ein Spion ist?"

Violetta legte erschrocken die Hand auf den Arm des Geliebten. „O Camillo," sagte sie, „vielleicht weiß man es und hat Dich schon verurteilt."

„Wenn sie mich gesehen, zweifle ich nicht daran; denn die Republik wird ein Umstoßen ihrer Pläne nicht dulden. Aber, süßeste Violetta, um Deine Gunst zu erwerben, achte ich diese Gefahr gering, und selbst eine noch größere würde mich nicht davon abbringen können."

„Diese unerfahrenen und hoffnungsvollen Seelen haben meine Abwesenheit benutzt und sich aufrichtiger gegen einander erklärt, als die Vorsicht erlaubte," sagte der Karmeliter, der Violettas Antwort im voraus wußte.

„Vater, die Natur ist zu mächtig für diese elenden Schranken der Weltklugheit."

Die Stirn des Mönchs verfinsterte sich und die Drei beobachteten die Bewegungen seiner Seele, die sich auf seinem sonst so wohlwollenden, wenn auch stets traurigen Gesichte aussprach. Ein paar Minuten lang schwiegen alle. Dann sah der Karmeliter Don Camillo an und fragte:

„Mein Sohn, hast Du die Folgen Deiner Uebereilung erwogen? Was beabsichtigst Du zu thun, nun Du den Zorn der Republik herausgefordert hast, mit allen ihren Listen, ihren Spähern und ihren Schrecken?"

„Vater, ich habe so gehandelt wie ein jeder in meinen Jahren, wenn er liebt. Ich fühle, daß jedes Unglück erträglich wäre, nur nicht das Schicksal Violetta zu verlieren, und daß das Glück ihre Gunst zu gewinnen jede Gefahr belohnt. Das genüge zur Beantwortung Deiner ersten Frage. Was die zweite betrifft, so bin ich an die Ränke des Senats zu sehr gewöhnt, um nicht bereits gelernt zu haben, mich ihrer zu erwehren."

„So spricht die Jugend stets, wenn sie von der Täuschung ergriffen ist, die ihr alles in goldenem Lichte zeigt. Das Alter und die Erfahrung mögen sie verdammen, aber diese Schwäche haftet jedem Menschen an, bis er das Leben in seiner wahren Gestalt kennen lernt. Herzog von Sant' Agata, wenn Du auch aus einem hohen und edlen Geschlecht stammst und einen berühmten Namen trägst, und wenn Dir viele Vasallen dienstpflichtig sind, bist Du doch keine Macht, kannst Du Deinen Palast in Venedig nicht zur Festung erklären und den Dogen durch einen Herold herausfordern lassen."

„Ehrwürdiger Mönch, das kann ich allerdings nicht, und es wäre auch nicht wohlgethan, sein Glück so keck zu wagen. Aber Venedig regiert nicht überall — wir können fliehen."

„Der Arm des Senats reicht weit, und ihm gehorchen tausend verborgene Hände."

„Das weiß niemand besser als ich; aber er verübt keine Grausamkeit, die ihm nicht Nutzen bringt. Wenn Donna Violetta unauflöslich mit mir verbunden ist, kann der Senat nichts daran ändern."

„Meinst Du? Man würde schnell die Mittel finden, Euch zu trennen. Denke nicht, daß Venedig die Beute leicht fahren ließe. Violettas reiches Erbe wäre eine Lockung für manch gewissenlosen Freier, und man würde Dein Recht nicht achten, oder es für ungültig erklären."

„Aber, Vater," rief Violetta, „man kann den Segen der Kirche nicht mißachten; er kommt vom Himmel und ist heilig."

„Tochter, mit Kummer bekenne ich es: die Großen und Mächtigen finden auch Mittel, die heiligen Sakramente umzustoßen. Dein eigener Reichtum würde nur dazu dienen, dies Unglück über Dich heraufzubeschwören."

„Vielleicht geschähe es, Vater, blieben wir im Machtbereich der Republik," unterbrach ihn der Neapolitaner. „Aber sind wir erst einmal über die Grenze, wäre es ein kecker Eingriff in die Rechte eines fremden Staats, wollte man Hand an uns legen. Noch mehr. In meinem Schloß Sant' Agata kann ich allen ihren Listen trotzen, bis sich die Dinge so wenden, daß die Klugheit ihnen gebietet, davon abzustehen."

„Diese Gründe ließe ich gelten, wärest Du in Deinem Schloß, statt hier in ihrer Macht."

„Es liegt jetzt ein Kalabrese mit seiner Feluke im Hafen, ein gewisser Stefano Milano, der als mein Vasall geboren ist. Mein Gondelier, der heute in der Regatta den dritten Preis gewann, ist genau mit jenem Manne bekannt. Bist Du krank, Vater? Dein Gesicht entfärbte sich plötzlich."

„Fahre nur fort," entgegnete der Mönch ablenkend.

„Mein treuer Gino hat mir berichtet, daß Stefano, wie er meint, im Dienst der Republik hier im Hafen wartet. Denn wenn der Seemann auch weniger offenherzig als sonst ist, hat er doch einige, darauf zielende Andeutungen gemacht. Die Feluke ist segelfertig, sie kann jederzeit in See stechen und der Padrone würde gewiß lieber seinem angestammten Gebieter als den hinterlistigen Bösewichtern im Senat dienen. Ich zahle ebensogut, wenn man mich zu meiner Zufriedenheit bedient, und vermag zu strafen, falls man mich beleidigt."

„Das ließe sich alles hören, Signore, wärest Du den Garnen dieser verräterischen Stadt entronnen. Aber wie könntest Du Dich einschiffen, ohne die Augen der Späher auf Dich zu ziehen?"

„Es tummeln sich zu allen Zeiten Masken auf den

Kanälen, und so streng auch die Wachsamkeit in Venedig gehandhabt wird, so wird nur in außergewöhnlichen Fällen das Maskenrecht mißachtet. Ohne diese kleine Vergünstigung könnte man es nicht einen Tag in der Stadt aushalten."

„Ich fürchte für den Ausgang," entgegnete der Mönch, aber man sah es seinen nachdenklichen Zügen an, daß er die Aussichten dieses Fluchtplanes erwog. „Wenn wir erkannt und festgehalten werden, sind wir alle verloren."

„Vertraue auf mich, Vater, selbst in diesem Fall ist auch für Dich gesorgt. Mein Oheim, der Kardinal, steht, wie Du weißt, in hoher Gunst bei dem Papst. Ich verbürge Dir meine Ehre als Kavalier, daß ich durch diesen Verwandten von Seiten der Kirche solche Fürsprache erlangen werde, daß man ihrem Diener nichts anhaben darf."

Das Blut stieg dem Karmeliter in das Gesicht und der feurige, junge Edelmann bemerkte zum erstenmal um seinen Mund einen Ausdruck von weltlichem Stolz.

„Du mißverstehst meine Besorgnis, Herzog von Sant' Agata," sagte er. „Nicht für mich, für andere fürchte ich. Ich habe über dies junge, holde Wesen nicht wachen können, ohne väterliche Zuneigung für sie zu empfinden, und," er zögerte einen Augenblick, ehe er fortfuhr, „ich schätze seit zu langer Zeit Donna Florindas edle weibliche Tugenden, um sie gleichgültig einer nahen und fürchterlichen Gefahr ausgesetzt zu wissen. Wir können unseren Zögling nicht verlassen, und dürfen als vorsichtige und wachsame Beschützer nicht dulden, daß sie sich einer Gefahr aussetzt. Hoffen wir, daß die Machthaber von Venedig die Ehre und das Glück von Donna Violetta berücksichtigen werden."

„Ebensogut könnte man hoffen, daß der geflügelte Löwe ein Lamm werde, oder der finstere, habsüchtige Senat eine Brüderschaft von selbstlosen Kartäusern. Nein, ehrwürdiger Mönch, wir müssen den günstigen Augenblick benutzen und wir werden schwerlich einen besseren finden. Wir dürfen unsere Hoffnung nicht einer kalten, berechneten Politik anvertrauen,

die nichts kennt, als ihren Vorteil. Eine Stunde, ja weniger genügt, den Seemann zu benachrichtigen, und wenn der Morgen graut, sehen wir die Türme Venedigs im Meer versinken."

„So spricht ein vertrauensseliger Jüngling, den die Leidenschaft treibt. Glaube mir, mein Sohn, es ist nicht so leicht, wie Du meinst, die Späher irre zu führen. Du kannst weder den Palast verlassen, noch die Feluke erreichen, oder irgend einen der anderen nötigen Schritte thun, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Horch! Draußen plätschert ein Ruder. Es kommt eine Gondel."

Donna Florinda trat eilig auf den Balkon und meldete, daß sie einen Beamten der Republik in den Palast habe treten sehen. Nun war keine Zeit zu verlieren, und Don Camillo mußte sich wieder in der kleinen Hauskapelle verbergen. Kaum hatte man diese Vorsichtsmaßregel getroffen, als die Thür aufging und der mit besonderer Vollmacht versehene Beamte unangemeldet eintrat. Es war derselbe Staatsdiener, der das Todesurteil an dem Fischer vollziehen lassen und der vorher die Ablösung Signor Gradenigos von der Vormundschaft gemeldet hatte. Beim Eintreten sah er sich argwöhnisch um, und der Karmeliter bebte am ganzen Leibe, als er diesem Blick begegnete. Aber die Besorgnis schwand für den Augenblick, als der Beamte, statt des gewöhnlichen forschenden Ausdrucks, seine Züge zu dem Lächeln zwang, mit dem er seine unwillkommenen Mitteilungen zu versüßen suchte: „Mein edles Fräulein, an dem Eifer, mit dem der Diener des Senats seinen Auftrag ausführt, könnt Ihr ermessen, wie besorgt die hohe Behörde um Euer Wohl ist. In der Absicht, zu Euerm Vergnügen und Eurer Abwechslung beizutragen, hat er beschlossen, Euch zu einer Zeit aus der Stadt zu entfernen, in welcher der Aufenthalt an den Kanälen durch die Hitze und die Menschenmenge unangenehm wird. Ich bin hierher gesendet, Euch zu ersuchen, diejenigen Vorbereitungen zu treffen, die ein mehrmonatlicher Aufenthalt in reiner Luft erheischt. Auch sind sie in kürzester Zeit zu erledigen, da Eure Reise,

um Euch weitere Unbequemlichkeiten zu ersparen, morgen mit Sonnenaufgang angetreten werden soll."

„Das ist eine kurze Frist, Signore, wenn man das Haus seiner Ahnen verlassen soll."

„In seiner väterlichen Huld sieht der Senat von allen leeren Formen ab und handelt wie ein Vater mit seinem Kinde. Auch bedarf es für Euch keiner zeitraubenden Vorbereitungen, denn der Staat wird dafür Sorge tragen, daß alles Nötige in dem Aufenthaltsort vorhanden ist, den eine so hochgeborene Dame mit ihrer Gegenwart beehren soll."

„Für mich, Signore, bedarf es geringer Vorbereitungen, aber die Dienerschaft, die ich meinem Stande gemäß mit mir führen muß, braucht längere Zeit."

„Auch dieser Umstand ist berücksichtigt, edles Fräulein, und der Rat hat die einzige Begleiterin ausgewählt, deren Ihr während des kurzen Aufenthalts bedürft."

„Wie, Signore! Ich soll von meiner bisherigen Umgebung getrennt werden?"

„Es ist nur ein feiler, gemieteter Troß. Die Person, der Ihr jetzt anvertraut werdet, dient Euch aus edleren Absichten."

„Und meine mütterliche Freundin, — mein geistlicher Berater?"

„Erhalten die Erlaubnis, sich eine Zeit lang von der Erfüllung ihrer Pflichten auszuruhen."

Ein Ausruf von Donna Florinda und die unwillkürliche Bewegung des Mönchs verrieten, wie sehr beide diese Entscheidung beklagten. Donna Violetta unterdrückte zwar gewaltsam die Aeußerung ihres Unwillens und ihrer Enttäuschung und der Stolz kam ihr dabei zu Hülfe, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, zu fragen: „Verstehe ich recht, so erstreckt sich dies Verbot auch auf meine Kammerfrau?"

„Signora, das ist allerdings der Inhalt meiner Sendung."

„Verlangt man, daß Violetta Tiepolo sich selbst bedient?"

„Nein, Signora. Für diesen Zweck hat der Senat eine

geeignete und angenehme Zofe erwählt. Annina," fuhr er fort und trat an die Thür, „Deine edle Gebieterin verlangt Dich zu sehen."

Sofort erschien die Tochter des Weinhändlers, die zwar augenblicklich eine unterwürfige Miene heuchelte; aber ein gewisses Etwas in ihrem Betragen verriet, daß sie sich ihrer Herrin gegenüber unabhängig fühlte.

„Und diese Zofe soll ich um mich dulden!" rief Donna Violetta, nachdem sie das pfiffige und eine geheuchelte Sittsamkeit zur Schau tragende Antlitz des Mädchens einen Augenblick mit Widerwillen gemustert hatte.

„So will es die Fürsorge Eurer hohen Vormünder. Da Eure Zofe schon alle nötigen Befehle erhalten hat, will ich Euch nicht belästigen und verabschiede mich von Euch, indem ich Euch empfehle, die wenigen Stunden bis Sonnenaufgang zu ruhen, damit Ihr mit dem Morgenwind die Stadt verlassen könnt."

Der Beamte warf noch einen spähenden Blick ringsum, aber mehr aus gewohnter Vorsicht, als aus einem besonderen Argwohn, dann verneigte er sich und ging.

Tiefes und schmerzliches Schweigen trat ein. Aber die Besorgnis, Don Camillo könne unerwartet hereinkommen, fuhr Donna Violetta durch den Sinn, und sie suchte ihn von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen, indem sie mit Annina redete.

„Hast Du schon früher gedient, Annina?" fragte sie so laut, daß der in der Kapelle Verborgene es hören mußte.

„Noch niemals einer so schönen und vornehmen Dame. Aber ich hoffe, das Wohlwollen einer Gebieterin zu erwerben, die, wie man mir gesagt hat, einem jeden in ihrer Umgebung huldreich begegnet."

„Die Schmeichelei scheint Dir nichts Fremdes. Gehe jetzt und teile meiner Dienerschaft den Entschluß mit, damit ich den Rat nicht durch Versäumnis erzürne. Ich überlasse alles Deiner Fürsorge, Annina, da Du den Willen meiner

Vormünder kennst. Meine Dienerschaft wird Dir bei der Ausführung behülflich sein."

Das Mädchen zögerte etwas, und der aufmerksamen Beobachtung der Anwesenden entging der Widerwille nicht, mit dem sie gehorchte. Indessen ging sie schließlich mit dem Kammerdiener fort, den Violetta aus dem Vorzimmer herbeigerufen hatte. Kaum hatte sie die Thür hinter sich zugemacht, als Don Camillo zu der Gruppe trat und sie sich alle schreckensbleich ansahen.

„Kannst Du noch zögern, Vater?" fragte der Neapolitaner.

„Keinen Augenblick, mein Sohn, wenn ich die Möglichkeit des Entfliehens sähe."

„Wie, Du willst mich nicht verlassen!" rief Violetta und küßte ihm beglückt die Hände.

„Auch Du nicht, meine zweite Mutter!"

„Wir beide nicht!" antwortete Donna Florinda, welche den Willen des Mönches stets erriet, „wir folgen Dir, geliebtes Kind, auf das Schloß des Herzogs von Sant' Agata oder in die Kerker von San Marco."

„Edle, gütige Florinda, laß Dir danken!" rief Violetta und drückte dankbar die Hände der Freundin an ihre Brust.

„Camillo, wir vertrauen uns Deiner Führung an."

„Zurück in Dein Versteck! ich höre Tritte!" rief der Mönch.

Kaum war Don Camillo wieder verschwunden, als Annina eintrat. Sie hatte denselben Späherblick, wie der Beamte, und die müßige Frage über die Wahl eines Kleides, die sie an ihre Gebieterin richtete, war jedenfalls nur ein Vorwand, um eine andere Absicht zu verdecken.

„Mach es, wie Du willst, Mädchen," rief Violetta ungeduldig, „Du kennst meinen Aufenthaltsort und kannst beurteilen, was ich für Kleider brauche. Beeile die Vorbereitungen, damit man mir keine Verzögerung vorwerfen kann. Enrico, führe die neue Kammerfrau in meine Garderobe."

Annina zog sich ungern zurück, denn sie war viel zu gewitzigt, um nicht bei dieser unerwarteten Fügsamkeit stutzig zu

werden, oder zu verkennen, wie ungern sie hier geduldet wurde. Doch da Donna Violettas treuer Diener nicht von ihrer Seite wich, willigte sie ein und ließ sich ein paar Schritte von der Thür fortgeleiten. Plötzlich aber gab sie vor, etwas vergessen zu haben, und kehrte schnell in das Zimmer zurück, ehe Enrico sie daran hindern konnte.

„Tochter, besorge was Dir aufgetragen ist und störe uns nicht," sagte der Mönch streng. „Ich will die Beichte meines Zöglings abnehmen, denn sie muß vielleicht für lange Zeit auf diesen Trost verzichten, ehe wir einander wiedersehen. Wenn Du nichts Wichtiges zu besprechen hast, ziehe Dich zurück, damit Du Dich nicht schwer gegen die Kirche versündigst."

Der strenge Ton des Karmeliters und sein ernster Blick schüchterten das Mädchen ein. Sie wagte ihn nicht anzusehen, und die tief eingewurzelte Scheu vor dem Zorn der Kirche ließ sie schnell ein paar Worte der Entschuldigung stammeln und sich dann zurückziehen, freilich nicht, ohne sich noch einmal lauernd umzublicken, ehe sie die Thür zumachte. Als sie wieder allein waren, gebot der Mönch dem ungestümen Don Camillo, sich still zu verhalten.

„Sei vorsichtig, mein Sohn; wir sind von Verrätern umringt. In dieser unseligen Stadt weiß man nicht, wem man vertrauen kann."

„Ich glaube, wir dürfen uns auf Enrico verlassen," meinte Donna Florinda, obwohl der unsichere Ton ihrer Stimme dieser Behauptung widersprach.

„Gleichviel, meine Tochter. Da er von Don Camillos Anwesenheit nichts weiß, sind wir soweit sicher. Herzog von Sant' Agata, wenn Du uns aus diesen Schlingen befreien kannst, sind wir bereit, Dir zu folgen."

Ein Ausruf der Freude drängte sich auf Violettas Lippen, aber auf einen Blick des Mönchs wendete sie sich an den Geliebten, um sich über seine Entscheidung zu vergewissern. Doch seine Züge sprachen die Einwilligung deutlich genug aus. Ohne zu reden, schrieb er mit einem Griffel eilig ein paar

Worte auf den Umschlag eines Briefes, beschwerte ihn mit einer Münze und trat vorsichtig auf den Balkon. Nachdem er ein verabredetes Signal gegeben, wartete er in atemloser Spannung auf die Antwort. Bald darauf hörte man ein leises Plätschern unter dem Fenster, wie von einer Gondel. Don Camillo bog sich wieder vor und warf den Brief so geschickt hinunter, daß man das Aufschlagen der Münze in dem Boot deutlich hörte. Der Gondelier hob kaum den Kopf, stimmte ein auf den Kanälen viel gesungenes Lied an, und ruderte von dannen, als ob er große Eile habe.

„Das wäre geglückt," sagte Don Camillo, als er Ginos Lied hörte. „In einer Stunde hat mein Gino uns die Feluke gesichert, und nun kommt alles darauf an, den Palast unbemerkt zu verlassen. Meine Leute werden uns binnen kurzem erwarten, und vielleicht wäre es am besten, nur unsrer Schnelligkeit zu vertrauen, und zu versuchen, das Meer zu gewinnen."

„Es bleibt uns noch eine heilige und notwendige Pflicht zu erfüllen," sagte der Mönch, „zieht Euch in Eure Gemächer zurück, meine Töchter, und trefft die nötigen Vorbereitungen für Eure Flucht. Denn die Dienerschaft wird glauben, daß diese Anstalten in Uebereinstimmung mit den Befehlen des Senats geschehen. In einigen Minuten rufe ich Euch wieder hierher."

Staunend aber gehorsam zogen sich die Frauen zurück. Der Karmeliter setzte dann Don Camillo mit kurzen, klaren Worten seine Ansicht auseinander, während ihm der junge Mann aufmerksam zuhörte; dann traten beide in das kleine Oratorium. Nach einer Viertelstunde kehrte der Mönch allein in das Wohnzimmer zurück und zog die Glocke, die nach Donna Violettas Gemach führte. Sofort traten Donna Florinda und ihr Zögling ein.

„Bereite Dich zur Beichte vor," sagte der Priester und nahm mit ernster Miene in dem Lehnsessel Platz, in dem er gewöhnlich saß, wenn sich sein Beichtkind vor ihm ihrer Fehler anklagte.

Violetta wurde abwechselnd rot und blaß, als ob eine schwere Schuld ihr Gewissen belaste. Sie sah ihre mütterliche Freundin bittend an, die sie mit sanften Blicken ermutigte. Dann kniete sie sich auf das Kissen, zu Füßen des Mönchs, mit pochendem Herzen, und wenn auch wenig vorbereitet für die heilige Handlung, so doch mit dem festen Entschluß, den jene Stunde erforderte.

Donna Violettas leise geflüsterte Worte waren nur für das Ohr des väterlichen Freundes hörbar, und für den Höchsten, dessen gerechten Zorn sie durch die Beichte zu versöhnen hoffte. Aber Don Camillo blickte durch die angelehnte Thür der Kapelle auf die knieende Gestalt, auf die gefalteten Hände und das emporgerichtete Antlitz der schönen Büßerin. Je länger sie sprach, um so mehr erglühten ihre Wangen und um so heller leuchtete eine fromme Begeisterung aus den Augen, die er noch vor kurzem in so anderem Feuer hatte glühen sehen. Das gewissenhafte und streng geschulte junge Mädchen wurde mit ihrem Sündenbekenntnis nicht so schnell fertig, wie vorher der Herzog von Sant' Agata mit dem seinen. Er meinte ihren Lippen anzusehen, daß sie seinen Namen aussprächen, und glaubte ganze Sätze zu verstehen, die von ihm handelten. Zweimal lächelte der gute Vater unwillkürlich und jedesmal legte er dann wohlwollend die Hand auf das entschleierte Haupt der Knieenden. Als Violetta zu reden aufhörte, erhielt sie den Segen und die Worte wurden mit einer Innigkeit gesprochen, die der Ernst der Umstände nur erhöhte.

Als er diesen Teil seiner Pflichten erledigt hatte, trat der Mönch in die kleine Kapelle, zündete mit ruhiger Hand die Kerzen an und traf die anderen Vorbereitungen für die Messe. Während dessen stand Don Camillo neben der Geliebten und flüsterte Worte glühender, beglückter Liebe in ihr Ohr. Donna Florinda blieb nahe der Thür und horchte, ob sich etwas im Vorzimmer rühre. Eben trat der Mönch aus der Kapelle und wollte zu sprechen beginnen, als Donna Florindas eiliger Schritt ihn unterbrach. Kaum vermochte Don Camillo sich

noch hinter einem der Fenstervorhänge zu verbergen, als die Thür aufging und Annina eintrat.

Nun das Mädchen den feierlich hergerichteten Altar und das strenge Auge des Priesters sah, trat sie erst betroffen zurück. Doch plötzlich besann sie sich eines anderen, bekreuzte sich andächtig und nahm etwas zur Seite Platz, als sei sie sich zwar ihrer geringen Stellung bewußt, aber doch willens, Teil an dem Gottesdienst zu nehmen.

„Meine Tochter, niemand darf das Zimmer verlassen, nachdem die Messe einmal begonnen hat," sagte der Mönch, um sie zum Gehen zu bewegen.

„Vater, es ist mir zur Pflicht gemacht, meine neue Herrin nicht zu verlassen, und ich schätze mich glücklich, an dieser Frühmesse teilnehmen zu dürfen.

Der Mönch wußte nicht, was er thun sollte, um den Eindringling los zu werden; unschlüssig sah er von einem zum anderen, als Don Camillo plötzlich vortrat und sagte: „Fahre fort, ehrwürdiger Priester, sie ist nur eine neue Zeugin meines Glücks." Bei diesen Worten legte der Herzog die Hand bedeutsam an den Griff seines Degens und warf der vor Schreck versteinerten Annina einen so drohenden Blick zu, daß ihr der Schrei, den sie ausstoßen wollte, in der Kehle stecken blieb. Der Mönch schien das stillschweigende Uebereinkommen zu verstehen; denn mit feierlicher Stimme begann er jetzt die Messe. Die Eigentümlichkeit der Lage, die wichtigen Folgen dieses Schrittes, die feierliche Würde des Karmeliters, die Gefahr der Entdeckung und die dann drohende Strafe, daß sie dem Willen von Venedig zu trotzen gewagt, bewegten die Anwesenden tiefer, als es sonst bei einer Trauung der Fall zu sein pflegt. Das junge Mädchen bebte bei den das Innerste erschütternden Worten des Mönchs, und lehnte sich zuletzt wie hülfeflehend auf den Arm des Mannes, dem sie eben Treue gelobt hatte. Das Auge des Mönchs leuchtete immer mehr, je weiter die Feier fortschritt, und ehe dieselbe beendet war, fühlte sich auch Annina durch seinen mächtigen

Willen wie gebannt. Nun sprach er die bindenden Worte und erteilte dann den Segen.

„Maria, die reine Jungfrau, wache über Dein Glück, meine Tochter!“ sagte der Mönch, zum erstenmal in seinem Leben die Stirn der weinenden jungen Frau küssend. „Herzog von Sant' Agata, so wie Du wünschest, daß Dein Schutzpatron Dich erhöre, so begegne diesem unschuldigen, Dir vertrauenden Kinde.“

„Amen! Ha! Gut, daß wir schon verbunden sind, meine Violetta; ich höre die Gondel kommen.“

Ein Blick vom Balkon aus überzeugte ihn von der Richtigkeit seiner Annahme und nötigte nun zu dem entscheidenden Schritt. Ein mit sechs Ruderern bemanntes Boot, das stark genug war in dieser sturmfreien Zeit auch den Wellen des adriatischen Meeres Trotz zu bieten, mit einem Baldachin von angemessenem Umfang, hielt vor dem Wasserthor des Palastes.

„Ich wundere mich über diese Kühnheit,“ rief Don Camillo. „Wir dürfen nicht zögern, damit kein Späher die Polizei benachrichtigen kann. So komm, teuerste Violetta, kommt, Donna Florinda, und Ihr, mein Vater!“

Die beiden Damen traten einen Augenblick in das Nebenzimmer und holten die Schmuckkasten von Donna Violetta und die nötigsten Dinge für eine kurze Reise. Im nächsten Moment waren sie fertig; Don Camillo hatte sich längst auf diesen entscheidenden Augenblick vorbereitet und der Mönch bedurfte keiner Habseligkeiten. Jetzt galt es, nicht zu zaudern.

„Wir können nur auf unsere Schnelligkeit hoffen,“ sagte Don Camillo, „es ist unmöglich, das Geheimnis zu bewahren.“

Der Mönch schritt schon aus dem Zimmer, hinter ihm Donna Florinda und die atemlose Violetta, während Don Camillo Annina an seinen Arm nahm und ihr befahl, ihm zu folgen, wenn ihr ihr Leben lieb sei.

Sie waren durch die langen Vorsäle geschritten, ohne Aufsehen zu erregen, aber als sie die große Halle erreichten,

die mit der Haupttreppe in Verbindung stand, fanden sie ein Dutzend männlicher und weiblicher Diener hier versammelt.

„Platz!“ rief der Herzog von Sant' Agata, den keiner von ihnen kannte, „Eure Herrin will die Morgenfrische auf dem Kanal genießen.“

Erstaunen und Neugier spiegelte sich in allen Gesichtern, und viele paßten scharf und argwöhnisch auf. Auch hatte Donna Violetta kaum die unterste Stufe erreicht, als schon mehrere von dem Dienertroß den Palast durch heimliche Ausgänge verließen. Jeder suchte denjenigen auf der ihn im Solde hielt. Der eine eilte durch die engen Gassen nach Signor Gradenigos Behausung, der andere suchte dessen Sohn auf, ein dritter, der die Person seines geheimen Gönners nicht kannte, schlich sich zu einem Agenten von Don Camillo, um diesem einen Vorfall mitzuteilen, bei dem jener Edelmann selbst die Hauptrolle spielte. So tief war die Bestechung, die Zwischenträgerei und die Intrigue in den Haushalt der edelsten und reichsten Venetianerin eingedrungen. Die Gondel lag an der marmornen Wassertreppe des Palastes und wurde von zwei der Ruderer festgehalten. Don Camillo sah auf den ersten Blick, daß die maskierten Gondeliere keine der ihm befohlenen Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen hatten, und lobte im Stillen ihre fast übergroße Pünktlichkeit. Ein jeder trug einen kurzen Rapier im Gürtel, und er meinte unter ihren faltigen Gewändern die plumpen Schießwaffen zu sehen, die damals Gebrauch waren. Er machte die Bemerkung, während der Karmeliter und Donna Violetta in das Boot stiegen. Donna Florinda folgte ihr und Annina wollte einsteigen, als Don Camillo sie zurückhielt.

„Hier endet Dein Dienst,“ flüsterte er. „Suche Dir eine andere Herrin, oder diene, wenn Du das vorziehst, der Republik.“

Dieser kleine Aufenthalt veranlaßte Don Camillo, den Kopf zu wenden, und sein Blick fiel auf die Dienergruppe, die in ehrerbietiger Entfernung in der Halle des Palastes stand.

„Lebt wohl, meine Freunde!“ rief er. „Diejenigen, die ihrer Herrin treu gedient haben, sollen reich belohnt werden.“

Er wollte noch mehr sagen, aber plötzlich wurde er am Arm gepackt, daß er sich umwendete, und im nächsten Augenblick hielten ihn die beiden auf der Treppe stehenden Gondeliere fest umklammert. Während er noch zu erstaunt war, sich zu wehren, sprang auf ein ihr gegebenes Zeichen Annina an ihm vorbei und in das Boot. Die Ruder fielen in das Wasser, Don Camillo wurde gewaltsam in die Halle gestoßen, die Gondeliere sprangen auf ihre Plätze, die Gondel stieß ab und er hatte nicht die Möglichkeit, ihr zu folgen!

„Gino! Schurke! Was soll die Verräterei!“

Doch kein anderer Laut kam zurück, als das Plätschern der Ruder im Wasser. In stummer Verzweiflung sah Don Camillo das Boot fortgleiten, immer schneller ruderten die Gondeliere, dann bogen sie um die Ecke des Palastes und verschwanden.

In Venedig war auf den Kanälen keine andere Verfolgung als zu Wasser möglich, und Don Camillo wollte eben in eines der Boote springen, die zwischen den Pfählen des großen Kanals vor dem Haupteingang angekettet lagen, und selbst das Ruder ergreifen, als eine Gondel von der Brücke herkam, die seinem Diener so lange als Versteck gedient hatte. Sie glitt bald aus dem Dunkel heraus, den der Schatten des Hauses warf, und war, wie die eben abgefahrene, ein großes Boot mit sechs maskierten Gondelieren bemannt. Ja, die Aehnlichkeit in der Ausrüstung der beiden Fahrzeuge war so groß, daß nicht nur der erstaunte Don Camillo, sondern alle andere Anwesenden meinten, die Gondel habe in ungewöhnlicher Schnelle den Weg um die benachbarten Paläste zurückgelegt und kehre zu dem Privateingang von Donna Violettas Hause zurück.

„Gino!“ rief Don Camillo bestürzt.

„Signore, hier bin ich!“ antwortete der Getreue.

„Komm heran, Bube! Was sollte die abgeschmackte Posse in einem solchen Augenblick?“

Don Camillo sprang in die noch ziemlich entfernte Gondel, aber er erreichte sie glücklich. An den Gondelieren vorbei und unter das Verdeck eilen, war das Werk eines Augenblicks, aber der Raum war leer.

„Schurken, Ihr habt mich verraten!“ schrie der Herzog wütend.

In diesem Augenblick schlug die Stadtuhr die zweite Stunde nach Mitternacht, und als nun dies verabredete Signal dumpf und melancholisch durch die Nachtluft scholl, fing Don Camillo an zu begreifen, auf welche Weise er sich hatte täuschen lassen.

„Gino,“ sagte er mit einer Stimme, die einen verzweifelten Entschluß verriet, „sind Deine Leute zuverlässig?“

„So wie Eure eigenen Vasallen, Herr.“

„Und Du gabst den Brief meinem Bevollmächtigten?“

„Noch ehe die Tinte trocken war.“

„Der käufliche Schurke! Er sagte Dir, wo die Gondel bereitliege?“

„Ja, Signore, und um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie ist ebenso schnell, als sie bequem eingerichtet ist.“

„Und er hat sogar zwei vollständig gleiche beschafft!“ murmelte Don Camillo zwischen den Zähnen. „Rudert aus allen Kräften, Leute, Eure eigene Sicherheit und mein Glück hängt davon ab. Tausend Dukaten gebe ich Euch, wenn Ihr mich an das Ziel meiner Wünsche bringt! Mein gerechter Zorn ist Euch sicher, wenn Ihr mich enttäuscht.“

Don Camillo warf sich in der Bitterkeit seines Herzens bei diesen Worten auf die Kissen und trieb mit einer Handbewegung die Leute zur Eile an. Gino, der im Spiegel stand, steuerte das Boot. Er öffnete ein kleines Fenster des Baldachins, und während er die Gondel vorwärts trieb, beugte er sich vor, um seines Herrn Befehle in Empfang zu nehmen. Nachdem dies geschehen, that der geübte Gondelier einen Schlag

mit seinem Ruder, daß das träge Wasser des schmalen Kanals schäumend aufwirbelte, und dann flog die Gondel in den großen Kanal.

Siebzehntes Kapitel.

Was liegst Du ausgestreckt auf grünem Rasen?
Es ist nicht Schlummerzeit – warum so blaß?
Cain.

Trotz seiner anscheinenden Entschlossenheit wußte der Herzog von Sant' Agata nicht, was er jetzt thun sollte. Daß er von einem oder mehreren der Leute belauscht worden war, die ihm bei den in den letzten Tagen getroffenen Vorbereitungen zur Flucht hatten behülflich sein müssen, war zu deutlich, als daß er sich hätte der Hoffnung hingeben dürfen, daß ein unbegreifliches Mißverständnis hier obwalte. Er verstand sofort, daß der Senat sich seiner jungen Frau bemächtigt habe; er kannte nur zu gut seine Macht, seine Rücksichtslosigkeit gegen alle menschlichen Bande, sobald es sich um die Interessen des Staats handelte, um daran zu zweifeln, daß die Behörde ihren Vorteil in jeder Weise ausnutzen werde. Durch den frühen Tod ihres Oheims war Donna Violetta in den Besitz großer Güter in den päpstlichen Staaten gelangt. Nur in Anbetracht ihres Geschlechts hatte man von der Erfüllung des harten und willkürlichen Gesetzes abgesehen, das den Patriziern gebot, sich aller auswärtigen Besitzungen zu entäußern, denn man wünschte ihre Hand in einer Weise zu vergeben, die der Republik noch nützlicher war. Da dieser Plan bestand, und da der Senat nun in der Lage war, ihn auszuführen, sagte sich der Herzog, daß nicht nur die Gültigkeit seiner Ehe angefochten werden könnte, sondern daß man auch die Trauzeugen so unschädlich machen würde, daß die Republik nichts von ihren Aussagen zu befürchten hätte. Für seine persönliche Sicherheit hegte er geringere Besorgnis, aber er wußte,

daß er nun seinen Gegnern einen Vorwand geliefert hatte, seine Ansprüche auf die Erfolge für lange, wenn nicht gänzlich zurückzuweisen. Doch das hatte er von allem Anfang an erwartet; wenn er sich auch, ganz abgesehen von seiner Leidenschaft für das schöne Mädchen, gestehen mußte, daß dieser Verlust durch Violettas Güter im Kirchenstaat mehr als ausgeglichen wurde. Er glaubte, daß er, soweit es seine persönliche Freiheit beträfe, unangefochten in seinen Palast zurückkehren könne; denn das hohe Ansehen, in welchem er in seiner Heimat stand, und der Einfluß, den er am römischen Hofe besaß, waren ein genügender Schutz gegen offene Gewaltthaten. Der Hauptgrund, aus dem man ihm die Erbschaft bisher vorenthalten, war der Wunsch, von seiner nahen Verwandtschaft mit dem mächtigen Kardinal Vorteil zu ziehen, und obgleich es ihm nicht gelungen war, die sich stets steigernden Forderungen des Rats zu befriedigen, so war er doch ziemlich fest davon überzeugt, daß man in Rom alles thun würde, ihn vor persönlicher Bedrohung zu bewahren. Dennoch hatte er dem venetianischen Staat genügenden Grund gegeben, um mit Strenge gegen ihn vorgehen zu können. Die Freiheit war ihm in diesem Augenblick so viel wert, daß er die Gefahr, den Beamten in die Hände zu fallen, als das größte Unglück fürchtete, das ihn jetzt noch treffen könnte. Er kannte die krummen Wege derer, mit denen er es zu thun hatte, nur zu genau. Er fürchtete schon aus dem Grunde verhaftet zu werden, damit die Regierung seine Freilassung unter so erschwerenden Umständen hinterdrein als eine besondere Vergünstigung geltend machen könne. Aus diesem Grunde befahl er Gino, durch den großen Kanal nach dem Hafen zu rudern.

Noch ehe die Gondel, die wie ein gehetztes Wild dahinflog, unter die vor Anker liegenden Schiffe gelangte, hatte sich der Herzog soweit gefaßt, daß er einen ungefähren Plan entworfen. Er gab der Mannschaft ein Zeichen, mit dem Rudern einzuhalten, und trat unter dem Verdeck hervor. Trotz

der Nachtstunde waren noch immer Boote auf den Kanälen und wurde gesungen. Nur die Bemannung der Seeschiffe die bei Tage schweren Dienst gehabt, pflegte des Schlummers.

„Rufe den ersten Gondelier an, den Du kennst, Gino, ich will mit ihm reden," sagte der Herzog mit erzwungener Ruhe.

In weniger als einer Minute wurde sein Befehl erfüllt.

„Hast Du eine stark bemannte Gondel vor ganz kurzer Zeit hier auf dem Kanal gesehen?" fragte Don Camillo den Gondelier.

„Nur diese Eure eigene, Signore, die heute die schnellste von allen war, die den Rialto passiert hat."

„Was weißt Du von der Schnelligkeit meines Boots?"

„Signore, ich fahre seit sechsundzwanzig Jahren auf den Kanälen, und ich habe nie Boote schneller rudern sehen, als Eure Gondel vor ein paar Minuten, als sie zwischen den Feluken hindurch in den Hafen schoß. Es war als gälte es das goldene Ruder zu gewinnen. Corpo di Bacco! die großen Herrn müssen viel Wein aufwenden, um die Leute zu solcher Eile anzutreiben!"

„Wohin ging unser Kurs?"

„Heiliger Theodor. Es wundert mich nicht, wenn Euer Gnaden das fragt, denn obwohl es noch gar nicht lange her ist, daß ich Euch dort unten sah, liegt Eure Gondel schon wieder hier."

„Da nimm dies Silberstück, Freund! Leb wohl!"

Der Gondelier setzte seinen Weg langsam fort und sang ein Lied zum Preise seiner Barke, während Don Camillos Boot wie vom Winde getrieben vorwärts eilte. Schiffe von allen Größen und Gestalten flogen scheinbar an ihnen vorüber, als Gino sich plötzlich vorneigte und die Aufmerksamkeit seines Herrn auf eine große Gondel lenkte, die langsam von der Richtung des Lido her auf sie zukam. Beide Boote befanden sich in dem breiten Fahrwasser zwischen den Reihen von Schiffen, welches die der See zusteuernden Fahrzeuge

gewöhnlich benutzten, und es befand sich kein anderes Boot in ihrer Nähe. Indem Don Camillo den Kurs seiner Gondel ändern ließ, näherte er sich der anderen und erkannte sofort, daß es die verräterische Gondel war, die ihn getäuscht hatte.

„Zieht Leute und folgt mir!" rief der verzweifelte Neapolitaner und wollte in das andere Boot springen.

„Ihr vergreift Euch an San Marco!" warnte eine Stimme von innen. „Der Kampf wäre zu ungleich, Signore! Auf das kleinste Signal kämen uns zwanzig Galeeren zu Hilfe!"

Don Camillo hätte für sich selbst diese Warnung unbeachtet gelassen, aber er sah, daß seine Leute die halbgezückten Rapiere wieder in die Scheide stießen.

„Räuber!" rief er. „Gieb mir die Entführte zurück."

„Signore, die jungen Kavaliere treiben oft ihren Scherz mit den Dienern der Republik. Hier ist niemand, als ich und meine Ruderer." Eine Bewegung, die das Boot machte, verstattete Don Camillo, unter den Baldachin zu sehen und sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Von der Nutzlosigkeit weiterer Verhandlungen überzeugt und in der Voraussetzung daß er keine Zeit verlieren dürfe, wenn er der einmal gewonnenen Spur folgen wolle, gab der junge Neapolitaner seinen Leuten ein Zeichen, weiter zu fahren. Die Boote trennten sich schweigend, und das von Don Camillo schlug die Richtung ein, aus der das andere kam.

Bald darauf befand sich Don Camillo's Gondel in einem offenen Teil der Giudecca und hatte die Reihen der vor Anker liegenden Schiffe hinter sich zurückgelassen. Es war so spät, daß sich der Mond dem Untergang zuneigte und sein Licht schräg auf die Bucht fallen ließ, daß die Ostseite der Gebäude und der anderen Gegenstände im Schatten lag. Ein Dutzend Schiffe von verschiedener Größe steuerten, vom Landwind getrieben, dem Hafen zu. Die Mondstrahlen fielen auf die breiten Flächen der der Stadt zugekehrten Segel, und

sie sahen wie weiße Wölkchen aus, die seewärts über das Wasser strichen.

„Sie schicken meine Gemahlin nach Dalmatien!“ rief Don Camillo verzweifelt.

„Signore?“ fragte Gino ganz verwundert.

„Ich sage Dir, Bursche, daß der verwünschte Senat sich gegen mein Glück verschworen hat. Deine Herrin ist entführt! Man hat sie auf eine jener Feluken gebracht um sie nach einer der Festungen auf der Ostküste des adriatischen Meeres zu schaffen.“

„Heilige Jungfrau! Man sagt, daß selbst die Bildsäulen in Venedig Ohren haben, Herr Herzog, und daß die Bronzepferde ausschlagen, falls man ein Wörtchen gegen die oben sagt.“

„Selbst Hiob würde laute Verwünschungen ausstoßen, raubte man ihm sein Weib. Hast Du denn kein Gefühl für Deine Gebieterin?“

„Ich ahnte nicht, daß Euer Gnaden vermählt wären und ich so glücklich sei, eine Herrin zu haben.“

„Du erinnerst mich an meine Thorheiten, guter Gino. Wenn Du und Deine Gefährten mir die Dame zurückgewinnen, mit der ich mich erst eben vermählt hatte, soll es Euer Schaden nicht sein.“

„San Teodoro helfe uns, und lehre uns wie wir es anfangen sollen! Die Dame ist glücklich zu preisen, Don Camillo, und wenn ich ihren Namen kennte, würde ich niemals andächtig beten, ohne ihrer dabei zu denken.“

„Hast Du das schöne Fräulein vergessen, das ich aus dem Wasser zog?“

„Corpo di Bacco! Euer Gnaden tauchten wie ein Schwan und schwammen wie eine Möve. Ich sollte sie vergessen haben? Gewiß nicht! Ich denke jedesmal an sie, wenn ich mit dem Ruder im Wasser plätschere, und so oft ich mich daran erinnere, verwünsche ich das Anconaschiff. San Teodoro möge mir verzeihen, wenn das unchristlich ist! Aber obwohl

wir alle laut preisen, was unser Herr in der Giudecca gethan hat, war dies Untertauchen doch keine Trauung, und wir können auch nicht viel von der schönen Dame berichten, die wir nur unter so ungünstigen Umständen gesehen haben."

„Du hast recht, Gino. Jene Dame, die edle Donna Violetta Tiepolo, die Tochter und Erbin des berühmten Senators, ist jetzt Deine Gebieterin. Wir müssen sie nur nach Schloß Sant' Agata bringen, dort kann ich Venedig und seinen Beamten trotzen."

Gino neigte zustimmend den Kopf, aber sah sich doch scheu um, ob auch nicht einer der Beamten, die sein Herr so keck herausforderte, ihn gehört habe.

Unterdes kam die Gondel rüstig vorwärts, denn das Gespräch hinderte Gino nicht am Rudern und sie steuerte noch immer dem Lido zu. Da der Landwind frischer wurde, entfernten sich die Schiffe schnell, und als Don Camillo die Düne erreicht hatte, welche die Lagunen vom adriatischen Meere trennt, hatten die meisten schon die Durchfahrten passiert und segelten über den offenen Meerbusen nach verschiedenen Richtungen ihren Bestimmungsorten zu. Der junge Edelmann hatte seine Leute in der Richtung weiterfahren lassen, die er auf gut Glück eingeschlagen, weil er der Ueberzeugung war, daß sich seine junge Frau auf einer der vor ihnen segelnden Barken befände. Aber er wußte weder auf welcher, noch hätte er selbst, wenn er im Besitz dieses wichtigen Geheimnisses gewesen wäre, den Schiffen mit seiner Gondel folgen können. Als er daher landen ließ, geschah es nur in der Absicht, die ungefähre Richtung zu kennen, in welcher er die Verlorene zu suchen habe, indem er beobachtete, nach welchen Gegenden des adriatischen Meeres sich die Feluken wendeten. So unsicher die Spur war, wollte er sie dennoch verfolgen, und ehe er die Gondel verließ, traf er mit seinem treuen Diener die nötigen Verabredungen.

„Gino, Du weißt, es liegt einer meiner Vasallen hier im Hafen mit einer Feluke von Sorrent."

„Ich kenne den Mann so gut wie mich selbst.“

„Fahre hin und sieh, ob er noch da ist. Ich habe einen Plan, ihn in meinen Dienst zu locken; aber zuvor muß ich wissen, wie es um sein Schiff steht.“

Gino lobte den Eifer seines Freundes und die Trefflichkeit des Schiffs, während die Gondel vom Ufer abstieß. Dann ruderte er so schnell zurück, daß man ihm anmerkte, es sei ihm Ernst, den Auftrag schleunig zu erledigen.

Auf dem Lido von Pelestrina giebt es eine einsame Stätte, welche die katholische Unduldsamkeit zum Begräbnisort aller derjenigen ausersehen hat, die nicht im Schoße der Kirche sterben. Obgleich sie nicht sehr entfernt von dem gewöhnlichen Landungsplatz und den wenigen am Ufer gebauten Häusern liegt, ist die Stelle doch ganz geeignet, als Sinnbild der Verdammnis zu dienen, die sie andeuten soll. Sie ist einsam, den heißen Winden, wie den eisigen Stürmen von den Alpen her gleich ausgesetzt und oft von den Wellen des Meeres bespült. Der dürre Sandboden, in den die Leichen gebettet werden, bringt auf den Gräbern nur einen kümmerlichen Graswuchs hervor, der dennoch etwas gegen die übrige Unfruchtbarkeit des Strandes absticht. Bäume giebt es auf diesem Begräbnisplatz nicht, jetzt liegt er auch ohne Umfriedigung da, und diejenigen, die ihn für die Bestattung der Juden und Ketzer ausersehen haben, meinen, daß kein Segen auf ihm ruht. Aber obwohl die Juden wie die Ketzer gleichmäßig von der letzten Unehre betroffen werden, die ein Mensch gegen den andern verhängen kann, liefern doch die beiden geächteten Klassen einen traurigen Beweis für die Heftigkeit menschlicher Leidenschaften und Vorurteile, denn sie weigern sich, brüderlich das Fleckchen Erde zu teilen, das ihnen die Engherzigkeit zur ewigen Ruhe angewiesen hat. Während der Protestant an der Seite des Protestanten in hartnäckiger Ausschließlichkeit ruht, modern die Kinder Israel an ihrem besondern Platz auf derselben dürren Heide, eifrig bemüht, auch noch im Tode die trennenden Unterschiede des Glaubens

festzuhalten. Wir wollen nicht versuchen, den Grund zu erforschen, der den Menschen so stumpf gegen die beredtesten Aufforderungen zur Duldsamkeit macht, sondern nur dankbar dafür sein, daß wir in einem Lande geboren sind, in dem die Interessen der Religion so wenig als möglich durch die Berührung mit weltlichen Zwecken befleckt sind, einem Lande, in welchem die christliche Demut nicht in Purpur prangt, noch die Anhänglichkeit an das Judentum sich durch Unduldsamkeit auszeichnet, in einem Lande, in dem ein jeder für sein eigenes Seelenheil sorgen kann, und so weit Menschenaugen reichen, Gott nur um seiner selbst willen verehrt wird.

Don Camillo landete in der Nähe dieser mißachteten Gräber. Da er die niedrige Düne zu besteigen wünschte, welche die Wellen und die Winde des Meerbusens an dem äußeren Strande des Lido aufgetürmt haben, mußte er quer durch den verrufenen Begräbnisplatz schreiten, wollte er nicht einen großen Umweg machen. Er bekreuzte sich, denn der Aberglaube hatte auch bei ihm tiefe Wurzel gefaßt, machte den Stoßdegen los, um nötigenfalls seine gute Waffe gebrauchen zu können, und schritt über die den verachteten Toten geweihte Heide, sorgfältig vermeidend, auf die Erdhügel über den Gebeinen der Juden oder der Protestanten zu treten. Noch hatte er nicht die Hälfte der Gräber durchschritten, als eine Gestalt auftauchte, die in tiefem Sinnen zwischen diesen Hügeln zu wandeln schien. Don Camillo griff wieder nach dem Degen, dann trat er so, daß ihm das Mondlicht ebenso zu Gunsten kam, wie dem Unbekannten, und näherte sich ihm. Dieser hörte den Tritt, blieb stehen, sah den sich nähernden Kavalier scharf an, kreuzte die Arme, als Zeichen seiner Friedfertigkeit und erwartete sein Herankommen.

„Du hast eine traurige Zeit zum Spazierengehen gewählt, Signore," sagte der junge Neapolitaner, „und eine noch melancholischere Stelle. Hoffentlich störe ich nicht einen Lutheraner oder einen Israeliten, der hier seine Freunde betrauert."

„Don Camillo Moniforte, ich bin ein Christ wie Ihr.“

„Du kennst mich? Bist Du Battista, mein ehemaliger Gondelier?“

„Nein, ich bin nicht Battista, Signore.“ Dabei wendete sich der Fremde so, daß das Mondlicht voll auf seine Züge fiel.

„Jacopo!“ rief der Herzog und trat schaudernder zurück, wie jeder in Venedig, der diesem funkelnden Auge begegnete.

„Ja, Signore, Jacopo!“

Im nächsten Augenblick glänzte Don Camillos Degen in den Strahlen des Mondes.

„Zurück, Bursche, und bekenne, warum Du mich in meiner Einsamkeit störst.“

Der Bravo lächelte, blieb aber mit verschränkten Armen stehen. „Ich könnte vielleicht mit demselben Recht den Herzog von Sant' Agata fragen, was er zu dieser Stunde zwischen den Gräbern der Hebräer sucht?“

„Spare Deinen Witz; ich scherze nicht mit Leuten von Deinem Ruf. Wenn jemand in Venedig Dich gedungen hat, mir nachzustellen, so sage ich Dir, daß Du alle Deine Kraft und Gewandtheit anstrengen magst, ehe Du Deinen Sold verdienst.“

„Steckt den Degen ein, Don Camillo, ich führe nichts Böses gegen Euch im Sinn. Meint Ihr, daß, wenn ich eine derartige Absicht hätte, ich Euch hier vermutet und Euch hier gesucht? Fragt Euch selbst, ob ich von Eurer Anwesenheit hier wissen konnte, oder ob sie nicht vielmehr die Laune eines vornehmen jungen Herrn ist, der seine Nacht einmal lieber in der Gondel, als in seinem Bett verbringt. Bei einer anderen Gelegenheit, als wir uns trafen, bezeigte mir der Herzog von Sant' Agata nicht so viel Mißtrauen.“

„Du sprichst die Wahrheit, Jacopo,“ antwortete der Edelmann und entfernte die Spitze seines Degens etwas von der Brust des Bravo, obgleich er noch zögerte, ihn ganz einzustecken. „Meine Anwesenheit hier ist allerdings ein Zufall, auf den Du nicht rechnen konntest. Warum bist Du hier?“

„Warum sind diese hier?“ fragte Jacopo, auf die Gräber zu seinen Füßen deutend. „Wir werden geboren und wir sterben — nur so viel ist uns allen bekannt, aber das Wann und Wo bleibt ein Geheimnis, bis die Zeit es uns enthüllt.“

„Du bist nicht der Mann, der etwas ohne guten Grund zu thun pflegt. Diese Israeliten konnten nicht wissen, wann sie herkamen, aber Deine Anwesenheit ist nicht unabsichtlich.“

„Don Camillo Monforte, ich bin hier, weil mein Geist aufatmen muß. Ich muß Seeluft atmen — auf den Kanälen meine ich zu ersticken, nur auf dieser Sandbank vermag ich frei zu atmen.“

„Du hast noch einen andern Grund, Jacopo.“

„Ja, Herr, mir ekelt vor jener verworfenen Stadt,“ sagte der Bravo, drohend die Hand nach Venedig erhebend und mit einer Stimme, die aus der Tiefe der Seele zu kommen schien.

„Das ist eine sonderbare Sprache für einen —“

„Bravo. Sprecht nur das Wort dreist aus; es ist meinem Ohr nicht fremd. Aber selbst der Dolch des Meuchelmörders ist ehrenwert im Vergleich mit dem Schwert, das die vorgebliche Gerechtigkeit von San Marco trägt. Der niedrigste Mörder im ganzen Lande, der für zwei Zechinen seinen Dolch in das Herz seines besten Freundes stößt, verfährt ehrlicher, als die unbarmherzige Verräterei, die in jener Stadt geübt wird.“

„Ich verstehe, Jacopo, Du bist endlich verbannt. Die öffentliche Meinung, so schwach sie auch in diesem Staat ist, nötigt Deine Brotherren, Dir ihren Schutz zu entziehen.“

Jacopo sah den Herzog mit so seltsamen Blicken an, daß dieser wieder unwillkürlich die Degenspitze hob; dann antwortete er mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit: „Herr Herzog, Don Camillo Monforte hatte mich mit einem Auftrag beehrt.“

„Ich leugne es nicht, und nun Du mich daran erinnerst,

geht mir ein Licht auf. Deiner Treulosigkeit, Schurke, danke ich die Entführung meiner Gemahlin."

Obgleich der Rapier Jacopos Kehle beinahe berührte, zuckte er doch nicht, sondern sah den aufgeregten Gegner fest an und sagte mit bitterem Lachen: „Es scheint, daß der Herzog von Sant' Agata mir in das Handwerk pfuschen will. Wacht auf, ihr toten Israeliten, und seid meine Zeugen; denn sonst werden es die Leute nicht glauben: ein gewöhnlicher venetianischer Bravo wird bei Euern verachteten Gräbern von dem stolzesten Kavalier Kalabriens angefallen. Ihr habt die Stelle gut gewählt, Signor; denn früher oder später wird mich diese vom Meer umspülte Sandbank aufnehmen. Stürbe ich auch zu Füßen des Altars, mit dem frömmsten Gebet auf meinen Lippen, würden jene unbarmherzigen Heuchler meinen Leichnam doch zu den gierigen Hebräern und den verdammten Ketzern verbannen. Ja, ich bin ein Geächteter und nicht wert, bei den Gläubigen zu ruhen.

Er sagte das so spöttisch und zugleich so schwermütig, daß Don Camillo unschlüssig wurde. Doch bei dem Gedanken an Violetta zuckte er wieder den Rapier und rief:

„Deine Frechheit und Dein Spott nützen Dir nichts, Bube! Du weißt, daß ich Dich zum Befehlshaber einer kleinen Schar machen wollte, um eine mir teure Dame aus Venedig zu entführen."

„Allerdings, Signore!"

„Und Du weigertest Dich, den Auftrag zu übernehmen."

„Das that ich, edler Herzog."

„Du begnügtest Dich nicht, meinen Plan genau kennen zu lernen, Du verkauftest auch mein Geheimnis an den Senat!"

„Das habe ich nicht gethan, Don Camillo Monforte! Meine Verpflichtungen gegen den Rat gestatteten mir nicht, Euch zu dienen — sonst schwöre ich Euch bei dem Himmel dort droben, es wäre mir eine Freude gewesen, das Glück eines jungen, treuen Liebespaares mit ansehen zu dürfen.

Nein, nein! sie kennen mich nicht, welche meinen, daß ich mich nicht an dem Glück eines anderen erfreuen könnte! Ich sagte Euch, daß ich dem Senat verpflichtet wäre und daß es dabei bleiben müsse."

„Und ich war leichtgläubig genug, Dir zu vertrauen, Jacopo. Denn Du bist ein Mensch, in dem Gutes und Böses sich wunderbar mischen und von dem die Leute behaupten, daß er sein Wort unverbrüchlich hält, so daß die scheinbare Aufrichtigkeit Deiner Antwort mich beruhigte; Bursche, ich bin verraten worden und zwar in dem Augenblick, als ich den Erfolg in der Hand zu haben meinte."

Jacopo hörte mit Aufmerksamkeit zu, aber mit einem Lächeln, als bedaure er die Leichtgläubigkeit des anderen, und er ging dann langsam weiter. Der argwöhnische Edelmann folgte ihm und rief: „Ich verwünsche die Verräterei dieses ganzen Volks von Grund der Seele aus!"

„Das ist mehr für das Ohr eines Beichtvaters, als für das eines offenkundigen Bravo bestimmt."

„Man hat meine Gondel, die Anzüge meiner Gondeliere täuschend nachgeahmt und mir meine Braut geraubt. Du antwortest nicht?"

„Was soll ich Euch darauf sagen? Man hat Euch betrogen, aber das kann Euch in einem Staat nicht wundern, dessen Fürst nicht wagen dürfte, auch nur seiner eigenen Frau zu vertrauen. Ihr wolltet Venedig um eine Erbin betrügen, und man hat Euch um Eure Gemahlin gebracht. Ihr habt hoch gespielt, Don Camillo, und einen großen Einsatz verloren. Nur an die Forderung Eurer eigenen Wünsche und Interessen habt Ihr gedacht, während Ihr behauptetet, Venedig uneigennützig bei dem Spanier zu unterstützen."

Don Camillo sah ihn betroffen an.

„Warum wundert Euch das, Signore? Vergeßt nicht, daß ich viel mit denen verkehrt habe, die die Bedeutung jedes politischen Einflusses genau abwägen, und daß Euer Name oft von ihnen genannt wird. Diese Heirat ist Venedig nach

jeder Richtung hin unerwünscht, da die Republik über den Bräutigam, wie die Braut, anders verfügen wollte. Der Senat hatte sich entschieden gegen diese Ehe erklärt."

„Aber wie haben sie den Verrat bewerkstelligt? Erkläre mir, wie man mich hintergangen hat, damit ich die Schuld daran Dir nicht anrechne."

„Signore, in Venedig haben selbst die Wände Ohren. Ich habe manches gesehen und durchschaut, wenn meine Vorgesetzten mich nur für ein blindes Werkzeug hielten, und habe Dinge erraten, die sie selbst nicht wußten. Ich hätte Euch diesen Schluß Eurer Hochzeitsfeier voraussagen können."

„Nur, wenn Du bei ihrer Verräterei die Hand im Spiel hattest!"

„Nicht doch," die Pläne selbstsüchtiger Menschen kann man vorherberechnen; nur die Handlungen der Redlichen und Hochherzigen machen jede Voraussage zu Schanden. Wer zu erforschen vermag, was das gegenwärtige Interesse Venedigs ist, kennt damit sein wichtigstes Staatsgeheimnis; denn dieser Staat wird stets sein Ziel zu erreichen suchen, falls er den Wunsch nicht allzu teuer bezahlen muß. Und die Mittel? In einem Hauswesen, wie dem Euren, Signore, fehlt es nie an Verrätern."

„Ich habe mich nur ganz zuverlässigen Leuten anvertraut."

„Don Camillo, außer Gino steht ein jeder Eurer Diener im Solde des Senats oder seiner Späher. Selbst die Gondeliere, die Euch täglich rudern, sind bestochen, und nicht nur um Euch, sondern auch um sich untereinander zu bewachen."

„Ist das möglich!"

„Habt Ihr daran gezweifelt?" fragte Jacopo, und sah den Herzog an, als bewundere er dessen kindliche Einfalt.

„Ich wußte, daß sie falsch sind, daß sie im Geheimen der Grundsätze spotten, zu denen sie sich öffentlich bekennen, aber ich hatte doch nicht geglaubt, daß sie meine eigenen Diener verführen würden. Dies Untergraben der Sicherheit des

Hauses muß schließlich zur Zerstörung des ganzen Staates führen."

„Man sieht, daß Ihr noch nicht lange vermählt seid," sagte der Bravo mit dumpfem Lachen. „In einem Jahr wißt Ihr vielleicht, was es heißt, wenn Eure Gemahlin Eure geheimsten Gedanken verkauft."

„Und solchen Menschen dienst Du, Jacopo?"

„Thut es nicht ein jeder auf die eine oder andere Weise? Wir sind nicht unumschränkte Herren über uns, sonst hätte nicht auch der Herzog von Sant' Agata den Einfluß seines Oheims zu Gunsten der Republik verwendet. Was ich gethan, ist mit bitterer Reue vollbracht und mit einer Seelenqual, die Eure eigene leichtere Dienstbarkeit Euch erspart hat, Signore."

„Armer Jacopo!"

„Ich habe es geduldet, weil einer, der mächtiger als die Republik ist, mich nicht verlassen hat. Aber Don Camillo Monforte, es giebt Frevel, die man nicht ertragen kann!"

Der Bravo schauderte und schritt schweigend zwischen den verachteten Gräbern hin. „Selbst Du findest sie zu unbarmherzig?" fragte Don Camillo, die finster zusammengezogene Stirn und wogende Brust seines Gefährten mit Staunen betrachtend.

„Allerdings, Signore. Ich habe heute nacht einen Beweis ihrer Grausamkeit und Hinterlist gesehen, der mich das Schicksal erraten läßt, das meiner wartet. Der Wahrglaube, dem ich mich hingegeben hatte, ist zerronnen. Von jetzt an diene ich ihnen nicht mehr."

Der Bravo sprach mit einem so überzeugenden Ton, und so sonderbar es bei einem Mann seines Rufs scheinen mochte, mit einem Anflug von gekränktem Rechtsgefühl. Aber der Herzog wußte, daß auch in dem niedrigsten und verachtetsten Stande bestimmte Rechtsbegriffe festgehalten werden, und er hatte genug von den krummen Wegen der Oligarchie in Venedig gesehen, um zu begreifen, daß die freche und scham=

lose Doppelzüngigkeit selbst einen Bravo anwidern konnte. Auch haftete an solchen Männern damals in Italien nicht der Abscheu, den wir jetzt gegen eine derartige Menschenklasse empfinden würden. Denn die tiefeingewurzelten Schäden der Verwaltung und die mangelhafte Gerechtigkeitspflege brachten heftige und reizbare Naturen leichter dazu, die Ahndung einer erlittenen Unbill in die eigene Hand zu nehmen. Die Gewohnheit hatte den Widerwillen gegen solche Frevel abgeschwächt, und wenn man auch den Mörder verfolgte, so darf man doch behaupten, daß derjenige, der ihn gedungen, nicht härter gerichtet wurde, wie etwa fromme Leute jetzt denjenigen beurteilen, der seinen Gegner im Zweikampf getötet hat. Aber es war trotzdem nicht gebräuchlich, daß ein vornehmer Mann, wie Don Camillo, mit einem Menschen, wie Jacopo, länger redete, als es der ihm zu erteilende Auftrag unumgänglich erforderte. Doch die Sprache und das Betragen des Bravo erregten so lebhaft die Neugier, ja die Teilnahme des Herzogs, daß er unwillkürlich den Degen in die Scheide stieß und näher an ihn herantrat. Reue und Umkehr, Jacopo, können Dein Seelenheil besser fördern, als nur das Verlassen der Dienste des Senats. Wende Dich an einen frommen Priester und erleichtere Dir die Seele durch Beichte und Gebet."

Der Bravo zitterte an allen Gliedern und sein Auge blickte den anderen verlangend an. „Rede, Jacopo. Ich bin bereit, Dich anzuhören, wenn es Dir die Centnerlast von der Seele nehmen kann."

„Dank, edler Herr! Tausend Dank für dieses Mitgefühl, das ich nun schon so lange entbehrt habe. Niemand kann wissen, wie beglückend ein freundliches Wort für einen Menschen ist der so wie ich von allen verdammt wird. Ich habe gebetet, gefleht, geweint, um ein Ohr zu finden, das mich geduldig anhören wollte, und als ich meinte, eines gefunden zu haben, hat es mir die Schändlichkeit des Senats geraubt. Ich kam her, um bei den verachteten Toten Ruhe zu finden,

und der Zufall führte uns zusammen. Dürfte ich —" der Bravo hielt inne und sah seinen Begleiter forschend an.

„Sprich weiter, Jacopo."

„Ich habe nicht gewagt, meine Geheimnisse einem Beichtvater anzuvertrauen, Signore. Darf ich so kühn sein, sie Euch mitzuteilen?"

„Fürwahr, ein seltsames Verlangen."

„Das ist es, Signore! Ihr seid ein Edelmann, ich bin von geringer Herkunft; Eure Ahnen waren Senatoren und Dogen, die meinen haben von Anbeginn das Ruder auf den Lagunen geführt. Ihr seid mächtig, reich, geehrt, ich verachtet und wohl schon im Geheimen verdammt: kurz, Ihr seid Don Camillo Monforte und ich Jacopo Frontoin."

Don Camillo fühlte sich gerührt, denn der Bravo sprach die Worte nicht bitter, sondern tief traurig.

„Ich wollte, Du wärest im Beichtstuhl, Jacopo," sagte er, „ich bin wenig im Stande, Deine Last von Dir zu nehmen."

„Signore, ich bin zu lange von aller menschlichen Teilnahme ausgeschlossen gewesen, ich kann die Last nicht länger ertragen. Der frevelhafte Senat kann mich vielleicht plötzlich umbringen lassen und wer wird dann sich meiner armen Seele erbarmen? Signore, wenn ich jetzt nicht reden darf, gehe ich zu Grunde!"

„Dein Bild ist sehr traurig, Jacopo. Du bedarfst eines geistlichen Ratgebers."

„Hier ist kein Priester und ich kann diese Last nicht tragen. Der einzige Mensch, der mir seit drei Jahren Teilnahme bewiesen hat, ist dahin!"

„Du wirst ihn wiedersehen, Jacopo!"

„Nie, Signor. Er ist bei den Fischen der Lagunen!"

„Durch Deine Hand, Ungeheuer?"

„Nein, durch die Gerechtigkeit der hohen Republik!" sagte er mit bitterem Lachen.

„Vielleicht sind ihr auch nur der Frevel von Deines-

gleichen zu viel geworden? Ist Deine Reue auch nicht nur Furcht vor der Strafe?"

Jacopo meinte ersticken zu müssen. Trotz des Standesunterschiedes hatte er auf die einmal erweckte Teilnahme seines Begleiters gerechnet, und sich plötzlich wieder zurückgestoßen zu fühlen, erschütterte ihn völlig. Er zuckte zusammen und alle Kraft schien ihn zu verlassen. Don Camillo wurde durch diese unverkennbaren Anzeichen eines tiefen Seelenleidens gerührt, und wenn er auch scheute, einen Einblick in das Innere eines solchen Menschen zu thun, konnte er sich doch anderseits nicht entschließen, ihn in dieser Verzweiflung zu verlassen. Er blieb deshalb an seiner Seite.

„Verlaßt mich, Herr Herzog," sagte der Bravo mit einem Ton, der seinem Hörer zu Herzen ging. „Wer den Geächteten sucht, wird seine Leiche morgen zwischen den Gräbern dieser Ketzer finden."

„Sprich, ich will Dich hören!"

Jacopo sah ihn an, als zweifle er noch.

„Entlaste Deine Seele: Ich will Dich geduldig anhören und bekenntest Du mir den Mord meines besten Freundes."

Der Tiefbekümmerte sah ihn an, als mißtraue er noch seinen Worten. Es zuckte in seinen Zügen und sein Blick wurde immer verlangender, und als Don Camillo ihn teilnehmend betrachtete, brach Jacopo in Thränen aus.

„Jacopo, ich will Dich hören, armer Jacopo!" rief Don Camillo, erschüttert, den sonst so unbeweglichen Mann gänzlich fassungslos zu sehen. Der Bravo bat ihn durch eine Geberde, zu schweigen, und versuchte wieder Herr seiner Bewegung zu werden.

„Ihr habt eine Seele vom Verderben errettet," begann er endlich. „Wüßten die Glücklichen, welche Macht einem einzigen gütigen Wort innewohnt, so würden sie nicht so verächtlich auf den Elenden herabblicken. Diese Nacht wäre meine letzte gewesen, wenn Ihr mich ohne Mitleid von Euch

gewiesen hättet; aber Ihr wollt meine Geschichte hören, wollt die Beichte eines Bravo nicht verschmähen?".

„Ich habe es Dir zugesagt. Fasse Dich kurz, denn ich bin selbst von Sorge schwer gebeugt."

„Signore, noch weiß ich nicht, was Ihr alles erduldet habt; aber die Wohlthat, die Ihr mir erzeigt, wird Euch vom Himmel vergolten werden."

Jacopo bemühte sich, seine Erregung zu unterdrücken, und fing an zu reden.

Der Verlauf dieser Erzählung macht es überflüssig, die Mitteilungen dieses merkwürdigen Menschen an dieser Stelle zu berichten. Es genügt für unsern augenblicklichen Zweck, daß, je länger er sprach, der junge Neapolitaner ihm mit immer größerer Teilnahme zuhörte. Der Herzog von Sant' Agata atmete kaum, während der andere ihm mit echt italienischer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit seine geheimen Leiden und seine Erlebnisse schilderte. Lange ehe die Geschichte zu Ende war, hatte Don Camillo sein eigenes Unglück vergessen, und das früher empfundene Gefühl der Verachtung einem grenzenlosen Mitleid mit Jacopo Platz gemacht. Er sprach so beredt, und die Thatsachen, die er berichtete, waren so ungewöhnlich, daß er den Hörer mit sich fortriß, wie der Improvisator eine atemlos lauschende Volksmenge.

Während ihres Gesprächs waren sie über die verachtete Begräbnisstätte hinausgekommen und standen jetzt an dem äußeren Strande des Lido. Als die letzten leisen Worte des Bravo verklangen, hörte man nur noch das dumpfe Rauschen des adriatischen Meeres.

„Es ist kaum glaublich!" rief Don Camillo nach einer langen Pause.

„Signore, bei der heiligen Jungfrau schwöre ich, daß es wahr ist."

„Ich zweifle nicht daran, Jacopo! armer Jacopo, ich kann Deinen Worten nicht mißtrauen. Du bist ein Opfer ihrer teuflischen Künste geworden; und Du hast recht, wenn Du

diese Last nicht mehr ertragen kannst. Was beabsichtigst Du zu thun?“

„Ich will ihnen nicht länger dienen. Ich warte nur noch die eine, ernste Stunde ab, die nicht mehr fern sein kann, dann verlasse ich diese Stadt des Trugs und suche mir mein Brot in der Fremde. Sie haben mich um meine Jugend gebracht, meinen Namen mit Schmach beladen. Gott helfe mir die Last tragen.“

„Mache Dir nicht Vorwürfe über Gebühr, Jacopo; denn auch die Glücklichsten und Besten unter uns sind nicht über die Versuchung erhaben. Du weißt selbst, mein Name und mein Rang haben mich nicht ganz vor ihren Garnen geschützt.“

„O Signore, sie könnten selbst Engel zu Fall bringen. Ihre List wird nur von ihrer Macht übertroffen und ihre Scheinheiligkeit von ihrer Gleichgültigkeit, die Tugend, die sie predigen, selbst auszuüben.“

„Du hast recht, Jacopo, die Wahrheit ist nie in größerer Gefahr, als wenn ganze Gemeinden sich der Heuchelei ergeben, und ohne Wahrheit giebt es keine Tugend. Das kommt davon, wenn leerer Schein an die Stelle der Rechtschaffenheit tritt, wenn die Kirche zu weltlichen Zwecken mißbraucht wird, wenn die Gewalt keine andere Schranke kennt, als die Selbstsucht eines bevorrechteten Standes. Jacopo, tritt in meinen Dienst; ich bin Gebieter auf meinem eigenen Grund und Boden, und hast Du erst dieser scheinheiligen Republik den Rücken gekehrt, verbürge ich mich für Deine Sicherheit und Dein Glück. Auch in Bezug auf Deine Gewissensruhe sei getrost: ich habe Einfluß in Rom; die Absolution wird Dir nicht versagt werden.“

Der Bravo war tiefer gerührt, als er aussprechen konnte, er küßte schweigend und mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung dem Herzog die Hand.

„Bei einem Regierungssystem wie dem venetianischen,“ fuhr der Herzog sinnend fort, „bleibt niemand Herr seiner

eigenen Handlungen. Solch ein Gewebe von Ränken ist schließlich stärker, als unser eigener Wille. Es verbirgt seine Rechtsverletzungen unter tausend trügerischen Gestalten, und sichert sich die Unterstützung aller unter dem Vorwand eines Opfers für das allgemeine Wohl. Wir bilden uns oft ein, nur eine erlaubte Intrigue zu Gunsten des Staates zu fördern, während wir uns tief im Unrecht verstricken. Die Unwahrheit ist die Ursache aller Verbrechen, und wenn der Staat sie begünstigt, vermehren sie sich in erschreckender Weise. Ich fürchte, daß auch ich diesem verderblichen Einfluß in einer Weise nachgegeben habe, die ich jetzt ungeschehen machen möchte.

Obgleich Don Camillo dies mehr im Selbstgespräch als zu seinem Begleiter sagte, war es nach seinem Gedankengange klar, daß Jacopos Erzählung unliebsame Erinnerungen in ihm wachgerufen hatte über die Art und Weise, in welcher er seinen Ansprüchen dem Senat gegenüber Nachdruck gegeben hatte. Vielleicht fühlte er sich auch gedrungen, sich vor einem Manne zu rechtfertigen, der zwar von geringem Stande war, aber doch vollständig befähigt, seine Handlungsweise zu beurteilen, und der jetzt in den härtesten Ausdrücken seine eigene verhängnisvolle Unterordnung unter die Ränke dieser willkürlichen und feilen Behörde verdammt hatte.

Jacopo entgegnete einige Worte, in denen er die Bedenken des Neapolitaners zu beruhigen suchte. Dann wendete er geschickt das Gespräch anf Donna Violettas Entführung und bewies damit, wie gut er sich für die Uebernahme schwieriger Aufträge eigne. Auch bot er seinem neuen Beschützer an, ihm nach besten Kräften zu helfen.

„Damit Du weißt, wie die Sache steht, will ich Dir alles aufrichtig sagen,“ antwortete Don Camillo und berichtete in Kurzem das Vorgefallene.

Der Bravo hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und während der Herzog erzählte, lächelte er ein paarmal, als wisse er die geheimen Mittel, welche man gegen jenen

angewendet habe. Als Don Camillo mit seinem Bericht zu Ende war, hörte man Schritte und Gino kehrte zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Bleich war ihr Angesicht,
Doch milde, und das Auge thränenfeucht.
Rogers.

In der Stadt verflossen die Stunden, als sei nichts vorgefallen. Die Leute gingen am nächsten Morgen teils ihren Geschäften, teils dem Vergnügen nach, wie es von alters her gewesen war, und niemand fragte danach, was in der Nacht geschehen sei. Es gab Fröhliche und Traurige, Fleißige und Müßiggänger, und wie an tausend anderen Tagen zeigte Venedig auch heute seine rührige, betriebsame und argwöhnisch aufpassende Bevölkerung.

In Donna Violettas Halle stand die Dienerschaft und flüsterte miteinander ängstlich über das mutmaßliche Schicksal ihrer Herrin. Signor Gradenigos Palast war düster und pomphaft wie immer, und auch Don Camillo Monfortes Behausung verriet durch kein Anzeichen, welche schwere Enttäuschung ihr Gebieter erfahren hatte. Die Bella Sorrentina lag im Hafen mit niedergelegtem Mast, während die Matrosen an den Segeln in der lässigen Weise flickten, welche zeigte, daß sie es nicht eilig hatten.

Die Lagunen waren mit Fischerbooten übersät und Reisende kamen an oder verließen die Stadt auf den vielbefahrenen Kanälen von Fusina und Mestre. Hier zog der eine nordwärts über die Alpen und nahm eine angenehme Erinnerung mit heim an das gestrige großartige Schauspiel; wenn sich in ihm auch eine unbestimmte Ahnung geregt hatte von den Mächten, die in diesem Staate walteten. Dort kehrte ein Landmann auf seinen Pachthof in der lombardischen Ebene zurück, sehr befriedigt von den Aufzügen und der mit

angesehenen Regatta. Kurz, alles schien unverändert, und die vorherberichteten Ereignisse blieben ein Geheimnis für alle, außer den zunächst Beteiligten und außer für das geheimnisvolle Tribunal, das einen so wesentlichen Anteil an ihrem Verlauf hatte.

Je weiter der Tag vorschritt, je mehr Schiffe segelten nach den Säulen des Herkules oder nach der Levante. Feluken und kleine und große Fahrzeuge jeder Art liefen ein oder aus, je nachdem Land= oder Seewind blies. Aber der kalabresische Schiffer verweilte noch immer im Hafen und saß teils unter der Zeltdecke, die er zum Schutz vor der Sonne aufgespannt hatte, oder hielt seine Siesta auf einem Haufen von altem Segeltuch, das der Scirocco zerfetzt hatte. Nun sich die Sonne neigte, glitten wieder die Gondeln der vornehmen und reichen Leute über das Wasser, und als die Seeluft die beiden Plätze gekühlt hatte, füllte sich der Broglio mit den Bevorzugten, die unter seinem Säulengang spazieren durften. Auch der Herzog von Sant' Agata erschien an diesem Ort, obgleich er noch nicht als Bürger der Republik anerkannt war. Aber wegen seiner hohen Abkunft und so begründeter Anrechte wurde er von den Senatoren in ihren Mußestunden hier gerne gesehen und durfte dieses hohe Privilegium teilen. Zur gewohnten Stunde ging er auch heute nach dem Broglio und trat mit großer Sicherheit auf; denn er rechnete darauf, daß sein geheimer Einfluß in Rom ihm Straflosigkeit verbürgte. Er sagte sich, daß, wenn man überhaupt ihn hätte verhaften wollen, man es längst gekonnt; da seine Pläne dem Rat bekannt waren. Bei näherer Ueberlegung war er zu der Ansicht gekommen, daß er am besten den persönlichen Folgen seines Abenteuers entgehen könne, wenn er Zuversicht in seine eigene Macht bewies. Als er am Arm eines hohen Beamten von der päpstlichen Gesandtschaft erschien und mit selbstbewußtem Auge um sich blickte, grüßten ihn alle, die ihn kannten, so ehrerbietig wie immer. Aber Don Camillo bewegte sich mit ganz neuen Gefühlen unter den Patriziern.

Mehr als einmal glaubte er zu bemerken, daß seine Bekannten Blicke geheimen Einverständnisses tauschten, daß sie um seinen mißlungenen Anschlag wußten, und in seinen Zügen etwas über seine zukünftigen Pläne erspähen wollten. Weiter aber war nichts zu merken davon, daß eine so wichtige Person, wie die Erbin, dem Staat beinahe entführt worden wäre, noch daß man einem jungen Ehemanne die eben angetraute Gemahlin geraubt hatte. Die Gewohnheit, alles geheim zu halten von seiten des Staats, und die Absicht, fest, aber behutsam vorzugehen von seiten des Herzogs, entzog alles übrige der Beobachtung.

So verging der Tag und nichts wurde von dem Vorfall in der Stadt ruchbar. Gerade um Sonnenuntergang fuhr eine Gondel langsam am Wasserthor des Dogenpalastes vor; der Gondelier befestigte sie, wie es üblich war, an den Stufen und ging in den Hof. Er trug eine Maske, denn es war die Stunde, in der man die Masken anzulegen pflegte, und sein einfacher, von allen Gondelieren getragener Anzug machte es schwer, ihn zu erkennen. Nachdem er sich vorsichtig umgeblickt hatte, trat er durch ein Seitenpförtchen in den Palast.

Die Residenz der venezianischen Dogen steht noch jetzt als düsteres Wahrzeichen an die Tage der Republik da, und sie ist an sich ein geeignetes Sinnbild für den Charakter der Scheinfürsten, die sie beherbergte. Sie ist um einen weiten, düsteren Hof gebaut, die eine Front geht nach der schon so oft genannten Piazetta, die andere nach dem Quai, und beide ziehen, ihrer merkwürdigen Bauart wegen, sofort den Blick auf sich. Ueber einem niedrigen Säulengang, dem Broglio, erhebt sich eine Reihe breiter Spitzbogenfenster und über diesen steigt wieder die Mauer hoch empor, nur von kleinen unregelmäßigen Lichtöffnungen durchbrochen. Die dritte Seite des Palastes liegt beinahe ganz hinter der Markuskirche verborgen, während die vierte vom Markuskanal begrenzt wird. An dem gegenüber liegenden Ufer erhebt sich das Gefängnis, ein sprechendes Zeichen für die Regierung dieser Stadt, in welcher

die Gesetzgebung und die Strafe so nahe bei einander hausen. Die berühmte Seufzerbrücke bildet die bedeutsame, thatsächliche Verbindung zwischen beiden. Auch das Gefängnis reicht bis an den Quai, und wenn auch weniger groß, ist es dem Dogenpalast an architektonischer Schönheit überlegen, obwohl die Altertümlichkeit und Seltsamkeit von jenem Gebäude sich dem Auge noch schneller aufdrängt.

Der maskierte Gondelier kam nach kurzer Zeit wieder aus dem Palast, eilte nach seinem Boot, war in einer Minute am gegenüberliegenden Ufer und trat in das Gefängnis. Er mußte wohl im Besitz besonderer Erkennungszeichen sein, welche die wachsamen Hüter zufriedenstellten, denn Schlösser und Riegel öffneten sich ihm willig, wo er sich auch zeigte. So durchschritt er schnell die äußeren Räume, bis er zu einem Teil des Gebäudes kam, das zur Wohnung einer Familie eingerichtet schien. Die Bewohner mußten keinen großen Luxus treiben, aber die Zimmer waren luftig, und es fehlte darin nicht an dem Hausrat, wie ihn das Klima erforderte und der Stand der Leute damals mit sich brachte. Der Gondelier hatte eine Seitentreppe erstiegen; er stand vor einer Thür, die nicht so gefängnismäßig aussah, wie sonst alles in diesem Gebäude, und nachdem er gehorcht hatte, klopfte er erst vorsichtig. „Wer ist da?“ fragte eine weiche Frauenstimme, ehe sie den Riegel zurückzog.

„Ein guter Freund, Gelsomina,“ war die Antwort. „Das behauptet hier ein jeder zu sein. Du mußt Dich nennen, oder unverrichteter Sache fortgehen.“

Der Gondelier schob die Maske zurück, die nicht nur sein Gesicht verdeckt, sondern auch seine Stimme verändert hatte.

„Ich bin's, Gessina,“ sagte er innig, sie bei ihrem Kosenamen rufend.

Sofort schob sie den Riegel zurück und öffnete die Thür.

„Wie merkwürdig, daß ich Dich nicht gleich erkannte!“ sagte sie staunend. „Aber Du kommst in so verschiedener Klei-

dung und sprichst oft mit so fremder Stimme, daß Du selbst Deine Mutter täuschen könntest.“

Er sah sich um, ob sie allein wären, dann legte er die Maske ganz ab und der Bravo stand vor ihr.

„Du weißt, ich muß vorsichtig sein, und Du wirst es mir nicht schlimm deuten.“

„Das meinte ich nicht, Carlo. Ich kenne nur Deine Stimme so gut, daß ich nicht begreife, wie ich erst mich täuschen konnte!“

„Hast Du mir etwas zu sagen?“

Das junge schüchterne Mädchen hielt zagend inne.

„Giebt es etwas Neues, Gelsomina?“ fragte er, indem er forschend in ihre unschuldigen Züge blickte.

„Es ist gut, daß Du nicht früher gekommen bist, ich hatte Besuch, und Du magst es nicht, wenn man Dich hier sieht.“

„Du weißt, ich habe guten Grund, die Maske zu tragen. Es käme auch darauf an, ob mir der Mann gefallen hätte.“

„Du irrst,“ erwiderte sie schnell, „es war nur meine Base Annina.“

„Meinst Du, ich wäre eifersüchtig!“ lächelte er freundlich, ihre Hand fassend. „Wär es auch einer Deiner Vettern gewesen, Pietro, Michele oder Roberto, oder irgend ein anderer junger Venetianer, hätte ich doch nur gefürchtet erkannt zu werden.“

„Aber es war nur Annina, die Du noch nie gesehen hast; ich habe auch keine Vettern. Wir haben ja überhaupt wenig Verwandte, und Annina's Bruder besucht uns nie. Sie hat so selten Zeit, ihr Geschäft zu verlassen und in unser altes Gefängnis zu kommen. Für Geschwisterkinder sehen wir uns recht wenig.“

„Du bist ein gutes Mädchen, Gessina; Du bleibst immer bei Deiner Mutter. Hast Du mir nichts Besonderes mitzuteilen?“

Das Mädchen blickte einen Augenblick zu Boden, und sagte dann schnell: „Ich fürchte, Annina kommt wieder, sonst ging ich gleich mit Dir dorthin.“

„Ist sie noch hier?“ fragte er scheu. „Du weißt, ich darf nicht gesehen werden.“

„Fürchte nichts. Sie kann nicht herein, ohne zu klingeln, denn sie ist oben bei der kranken Mutter. Du kannst wie gewöhnlich in das Hinterzimmer treten, wenn sie kommt, und ihrem müßigen Geplauder zuhören, wenn Du willst. Sie kommt selten, und sie bleibt auch dann nur immer kurze Zeit bei meiner armen kranken Mutter. St.! da kommt sie schon wieder! Geh' nur hinein!“

In diesem Augenblick tönte ein Glöckchen und er trat in das ihm bekannte Hinterstübchen, dessen Thür er aufließ, da das darin herrschende Dunkel ihn genügend verbarg. Inzwischen ließ Gelsomina den Besuch durch die Außenthür ein, und bei den ersten Worten erkannte Jacopo die verräterische Tochter des Weinhändlers, die er hier nicht vermutet hatte, da der Name Annina ein weit verbreiteter war.

„Du hast es hier bequem, Gelsomina,“ rief das Mädchen und sank ermüdet auf einen Stuhl. „Deine Mutter ist nicht mehr so krank, daß sie vieler Pflege bedarf, und Du bist doch noch Herrin im Hause.“

„Ich wollte, ich wäre es nicht, Annina; denn es ist bei der Sorge um die Mutter eine schwere Aufgabe für ein siebzehnjähriges Mädchen.“

„Mit siebzehn Jahren Herrin zu Hause sein ist nicht so übel, Gessina. Befehlen ist süß, gehorchen widerwärtig!“

„Da bin ich entgegengesetzter Meinung; ich würde froh die Herrschaft abgeben, wenn meine arme Mutter je gesund genug würde, sie wieder zu übernehmen.“

„Du machst Deinem Beichtvater alle Ehre, Gessina, aber Freiheit und Unabhängigkeit ist eine Lust. Warst Du gestern unter den Masken auf dem Platz?“

„Nein, ich komme selten heraus; die Mutter ist zu krank.“

„Das heißt, Du wärst gern gegangen, und da hast Du recht; denn eine glänzendere Vermählung und eine spannendere

Regatta hat Venedig seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Aber die Vermählung konntest Du von Deinem Fenster sehen."

„Ich sah den Bucentoro nach dem Lido fahren mit all' den Senatoren darauf, sonst nichts."

„Ich werde es Dir genau beschreiben, zuerst kam —"

„Ich habe es früher oft gesehen. Es wiederholt sich jedes Jahr in derselben Weise."

„Ganz recht. Doch eine solche Regatta hat Venedig noch nie erlebt. Du weißt, erst kommen die mehrruderigen Gondeln von den besten Gondelieren geführt. Luigi war darunter, zwar hat er nicht den Preis gewonnen, wenn auch sein geschicktes Steuern es verdient hätte. Du kennst doch Luigi?"

„Nein, Du weißt, Annina, die Krankheit der Mutter und das Amt des Vaters fesseln mich an das Haus, während sich andere auf den Kanälen tummeln."

„Freilich hast Du wenig Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen. Ich sage Dir, niemand thut es dem Luigi zuvor an Geschick, und er ist außerdem der lustigste Bursche, den man auf dem Lido treffen kann."

„Er gewann, sagst Du, in der großen Regatta?"

„Nein, das Ungeschick der Ruderer machte es, daß er nur den zweiten Preis bekam. Wie sich die Gondeliere abmühten, ihren alten Ruhm aufrecht zu erhalten! Santa Maria, Du hättest es mit ansehen müssen."

„Mich hätte die Niederlage meiner Freunde geschmerzt."

„Man muß nehmen, was das Geschick bringt. Aber das Merkwürdigste von allem war, obwohl die Gondeliere sich wacker abmühten, daß ein alter siebzigjähriger, halbnackter Fischer mit einem geringen Boot, — es sah aus wie das, mit welchem ich den Wein nach dem Lido fahre, — bei der zweiten Wettfahrt den Preis davontrug."

„Dann kann er keine gefährlichen Nebenbuhler gehabt haben."

„Die besten Gondeliere von Venedig. Freilich war Luigi nicht darunter, da er bei der Regatta gewesen. Man sagt auch," fuhr sie fort und sah sich dabei aus gewohnheitsmäßiger Vor-

sicht scheu um, „einer, den man in Venedig kaum zu nennen wagt, wäre maskiert darunter gewesen, und trotzdem hat der Fischer gewonnen. Hast Du von Jacopo gehört?"

„Es giebt Viele dieses Namens."

„Nur einen bezeichnet man so schlechthin. Ein jeder kennt ihn."

„Ich habe von dem entsetzlichen Menschen gehört. Durfte er es wagen, bei einem solchen Fest sich vor den Patriziern sehen zu lassen?"

„Gessina, hier geschehen wunderliche Dinge. Der Mensch geht so frank und frei über die Piazza, als wäre er der Doge, und niemand wagt es ihm zu wehren. Ich habe ihn bei hellem Tage gegen die Siegesmasten lehnen sehen, so stolz, als sei er selbst ein Siegeszeichen der Republik."

„Vielleicht weiß er um schlimme Geheimnisse und sie fürchten, er könne sie verraten."

„Da kennst Du die Republik schlecht. Heilige Jungfrau, um ein wichtiges Geheimnis wissen, bedeutet sicheren Tod. Wer mit San Marco zu thun hat, für den ist es ebenso gefährlich, zu viel, als zu wenig zu wissen. Aber man sagt, Jacopo wäre bei der Regatta gewesen und die Senatoren hätten sich darüber so entsetzt, wie über ein Gespenst. Doch das ist noch nicht alles. Als ich heute früh über die Lagunen fuhr, sah ich die Leiche eines jungen Kavaliers aus dem Wasser ziehen, und die Leute in der Nähe sagten, sie trüge das Wahrzeichen seiner nie fehltreffenden Hand.

Gelsomina schauderte: „Die dort oben laden eine schwere Verantwortung vor Gott auf sich, wenn sie den Bösewicht länger ungestraft lassen."

„Der heilige Marcus stehe uns bei. Man sagt, sie hätten in der Beziehung viel zu verantworten; und die Leiche habe ich heute selbst gesehen."

„Bist Du denn nachts auf dem Lido gewesen, daß Du so früh über die Lagune fuhrst?"

„Auf dem Lido — ja — nein, das heißt, der Vater hatte

gestern an dem Festtag viel zu thun, und ich habe es nicht so bequem im Hause, wie Du, Gessina. Auch sollte ich heute hier nicht so lange schwatzen, da ich noch viel zu schaffen habe. Hast Du das Paket, Kind, das ich das letztemal hiergelassen?"

„Da ist es," antwortete Gelsomina, einen Kasten öffnend, und reichte ihrer Base ein fest zugemachtes Paket. Sie wußte nicht, daß es verbotene Waaren enthielt und daß die unermüdliche Annina die Sachen hier nur eine Weile hatte verbergen wollen. „Ich fürchtete, Du hättest es vergessen, und wollte es Dir schicken."

„Gelsomina, wenn Du mich liebst, so sei vorsichtig. Mein Bruder Giuseppe — — Du weißt nicht, was Giuseppe thäte!"

„Ich kenne den Vetter so wenig."

„Zu Deinem Glück! Es ziemt mir nicht, hart über meinen Bruder zu reden, aber wenn Giuseppe das Päckchen zufällig gesehen, hätte es Dir schlimm gehen können."

„Ich fürchte mich weder vor ihm, noch vor irgend einem andern," sagte die Tochter des Gefangenwärters im Bewußtsein ihrer Unschuld, „was könnte er mir thun, weil ich freundlich zu Dir gewesen bin?"

„Da hast Du recht. Aber mich könnte er in Ungelegenheiten bringen. Heilige Jungfrau, was für Kummer macht uns der mißratene Junge! Lebwohl, gute Gessina, ich hoffe, Dein Vater erlaubt Dir einmal, mich zu besuchen; ich bin Dir so herzlich gut."

„Lebwohl, Annina, Du weißt, ich käme gern, aber ich kann nicht fort von der Mutter."

Die listige Tochter des Weinhändlers gab ihrer arglosen Freundin einen Kuß und entfernte sich.

„Carlo," sagte Gessina's sanfte Stimme, „Du kannst jetzt herauskommen, wir haben nichts mehr zu fürchten."

Als der so Gerufene heraustrat, sah er noch bleicher als gewöhnlich aus, blickte das sanfte, liebevolle Mädchen traurig an, und als er ihr freundliches Lächeln erwidern wollte, vermochte er es nicht.

——

„Anninas Geschwätz von der Regatta und den Mordthaten ist Dir zuwider. Aber denke nicht schlecht von Annina, weil sie hart über ihren Bruder urteilt; er verdient es leider. Doch ich weiß, wie ungeduldig Du bist und will Dich nicht aufhalten.“

„Wie, Gessina, sie ist Deine Base?“

„Habe ich es Dir nicht gesagt? Unsere Mütter waren Schwestern.“

„Sie kommt oft her?“

„Viel seltener, als ich wünsche; ich habe sie seit der langen Krankheit der Mutter kaum gesehen.“

„Du bist eine gute Tochter, Gessina, und wer mit Dir lebt, muß tugendhafter werden. Besuchst Du die Base?“

„Nein, niemals. Sie haben eine Schenke und die Gondeliere kehren bei ihnen ein, da will es der Vater nicht leiden. Aber Annina kann nichts dafür, was ihre Eltern thun.“

„Freilich nicht. Und das Paket hattest Du schon lange?“

„Einen Monat. Sie mußte damals so eilig fort. Warum fragst Du danach? Sie gefällt Dir wohl nicht, weil sie so viel thörichtes Zeug schwatzt. Aber sie muß doch ein gutes Herz haben. Hörtest Du nicht, wie sie den schlimmen Jacopo und seinen letzten Mord verurteilte.“

„Ja!“

„Du hättest selbst nicht mehr Abscheu vor den Thaten dieses Unmenschen beweisen können. Annina mag leichtsinnig sein, aber sie hat wie wir alle eine fromme Scheu vor der Sünde. Soll ich Dich nach der Zelle führen?“

„Gehe voran.“

„Dein gerader Sinn empört sich gegen die Schändlichkeit des Mörders und die Nachsicht, welche die dort oben ihm beweisen. Ich hörte erzählen, er wäre noch listiger als sie und sie warteten nur, ihm seine Thaten zu beweisen, damit sie keine Ungerechtigkeit begingen.“

„Meinst Du, daß der Senat es so genau nimmt?“ fragte der Bravo heiser, und gab ihr ein Zeichen, weiter zu gehen.

Sie sah ihn traurig an, als fühle sie die Berechtigung zu dieser Frage. Dann öffnete sie die Thür eines Schranks und nahm aus einem Kasten ein Schlüsselbund.

„Das ist der Schlüssel, Carlo," sagte sie, auf den einen zeigend. „Ich habe jetzt allein die Aufsicht über ihn, und wir haben wenigstens das erreicht. Vielleicht kommt der Tag, wo uns noch mehr gelingt."

Er lächelte schwermütig, und auch ihr Blick umflorte sich wieder und schweigend schritt sie voran.

Neunzehntes Kapitel.

Nun steig empor zum Dach
Und schaue um Dich über Meer und Land;
Doch wenn Du rückwärts dann den Blick gewandt,
Siehst Du der Kerkerzelle enges Grab.
Der Markusplatz.

Wir wollen nicht die gewölbten Gänge beschreiben, die dunklen Flure und hallenden Räume, durch welche die Tochter des Gefangenwärters ihren Begleiter führte. Wer je ein großes Gefängnis besucht hat, braucht nicht durch eine Beschreibung an das schmerzliche Gefühl erinnert zu werden, das die vergitterten Fenster, die rasselnden Riegel und schweren Thüren und alle anderen Zeichen der Einkerkerung erregen. Das Gebäude war wie alle, die eine ähnliche Bestimmung haben, innen weitläufig und stark verwahrt, außen dagegen, wie wir schon andeuteten, von einer so reinen und edlen Schönheit, daß man nie vermutet hätte, es solle einem solchen Zweck dienen.

Gelsomina betrat einen niedrigen, schmalen, mit Fenstern versehenen Gang. Plötzlich blieb sie stehen.

„Du hast mich zur gewöhnlichen Stunde am Wasserthor gesucht, nicht wahr, Carlo?"

„Ich wäre nicht in das Gefängnis gekommen, hätte ich

Dich dort gefunden. Aber ich dachte, daß Deine Mutter Dich am Kommen gehindert, und darum fuhr ich herüber."

„Du irrst, die Mutter liegt wie gewöhnlich zu Bett. Du siehst, wir gehen nicht auf dem alten Weg nach der Zelle."

„Allerdings, aber da ich selten von Deines Vaters Wohnung aus hierher gegangen bin, meinte ich, es sei der gewöhnliche Weg."

„Weißt Du im Palast und im Gefängnis gut Bescheid, Carlo?"

„Mehr als mir lieb ist, Gelsomina, aber warum fragst Du jetzt, da wir doch anderes zu thun haben?"

Das schüchterne Mädchen antwortete nicht. Sie sah nie blühend aus, sie glich einer im Schatten aufgewachsenen Blume, aber bei dieser Frage erbleichte sie völlig. Der Bravo, der die Eigentümlichkeiten dieser zartempfindenden Seele kannte, beobachtete aufmerksam ihre sprechenden Züge. Er trat schnell an eins der Fenster und sein Auge fiel auf einen schmalen düsteren Kanal. Dann schritt er an die gegenüberliegende Seite und sah, daß das dunkle Wasser zwischen zwei hohen Gebäuden nach dem Quai und dem Hafen floß.

„Gelsomina!" rief er entsetzt zurücktretend. „Dies ist die Seufzerbrücke."

„Ja, Carlo. Bist Du noch nie hiergewesen?"

„Nie! Und ich begreife nicht, warum wir hier sind. Ich habe mir zwar lange eingebildet, daß ich einst diesen verhängnisvollen Weg machen würde; aber ich hätte mir nicht träumen lassen, daß es unter dieser Führerin geschehen würde."

Sie blickte ihn heiter und ermutigend an. „An meiner Seite wird Dir hier kein Leid geschehen."

„Davon bin ich überzeugt, liebe Gessina," antwortete er, ihre Hand fassend. „Doch ich kann das Rätsel nicht lösen. Gehst Du manchmal durch diese Galerie nach dem Palast?"

„Sie wird wenig benutzt, nur die Gefangenwärter und die Verurteilten gehen hier, aber man hat mir die Schlüssel

gegeben und mir diesen Weg gezeigt, damit ich Dich wie gewöhnlich führen könnte."

„Gelsomina, ich fürchte, ich bin zu glücklich im Verkehr mit Dir gewesen, und habe nicht so darauf geachtet, wie die Vorsicht es verlangt, daß es eine unbegreifliche Gunst von dem Rat ist, mir den Umgang mit Dir zu gestatten."

„Bedauerst Du, mich zu kennen, Carlo?"

Der vorwurfsvolle, traurige Ton ihrer Stimme rührte ihn so, daß er mit südlicher Leidenschaft ihre Hand küßte, die er in der seinen hielt.

„Dann würde ich die einzigen glücklichen Stunden bereuen, die ich seit Jahren gekannt habe. Du bist mir gewesen, Gelsomina, was die Quelle in der Wüste dem Verschmachtenden, der Hoffnungsstrahl dem Verdammten ist! Nein, nicht einen Augenblick habe ich bereut, Dich zu kennen, meine Gelsomina!"

„Es würde mich tief geschmerzt haben, Carlo, wüßte ich, daß ich auch noch Deinen Gram vergrößert hätte. So jung und unerfahren ich bin, weiß ich doch, daß wir denen, die wir ehren, Freude, nicht Schmerz bereiten sollen."

„Dein gutes Herz hat es Dich gelehrt. Doch ist es nicht seltsam, daß man mich allein, ohne einen anderen Wärter, das Gefängnis besuchen läßt?"

„Ich habe darüber nicht nachgedacht, Carlo; aber es ist freilich ungewöhnlich."

„Wir waren mit einander so glücklich, daß wir übersehen haben, was unsere Besorgnis hätte erwecken müssen."

„Besorgnis?"

„Oder wenigstens unser Mißtrauen. Die harten Senatoren thun nichts ohne Grund. Doch jetzt ist es zu spät, das Geschehene zu ändern, und von den mit Dir verlebten Augenblicken möchte ich keinen ungeschehen machen. Laß uns weiter gehen."

Die leise Wolke wich von ihrer Stirn, aber sie rührte sich dennoch nicht von der Stelle und sagte mit bebender Stimme:

„Man sagt, daß wenige, die je über diese Brücke gingen, in die Welt zurückkehrten; und Du fragst nicht einmal, warum wir hier sind?“

Ein flüchtiger Argwohn stieg in dem Bravo auf, dann sah er in das klare Auge des unschuldigen Mädchens, und seine Sorge verging so schnell, daß Gelsomina nur die Herzlichkeit fand, die sie immer in seinem Ausdruck gewöhnt war.

„Du willst mich neugierig sehen,“ sagte er. „Warum also sind wir hier, und mehr noch, warum verweilen wir an dieser Stelle?“

„Es ist schon Frühling,“ sagte sie leise, kaum hörbar, „Du würdest ihn vergebens unten in den Zellen suchen.“

„Ich verstehe,“ sagte er. „Gehen wir weiter.“

Gelsomina zögerte und sah ihren Begleiter traurig an, da er aber nichts von der sein Herz zerreißenden Verzweiflung zeigte, ging sie weiter. Jacopo konnte vor Kummer kaum sprechen; er war zu sehr gewöhnt, sich zu beherrschen, um eine Schwäche zu verraten, von der er wußte, daß sie das zartfühlende und treue Mädchen schmerzen würde. Sie hatte ihm ihre Neigung so rückhaltslos geschenkt, wie es nur bei ihrem einsamen Leben und ihrer angeborenen Herzenswärme erklärlich war.

Um die Andeutungen zu verstehen, die unserem Liebespaar so geläufig schienen, müssen wir eine überaus grausame Maßregel der venezianischen Regierung näher erklären.

Welche Ansprüche ein Staat auf Vortrefflichkeit auch macht, zu was für Theorien er sich öffentlich bekennt, einen Aufschluß über seinen wahren Charakter geben nur seine inneren Einrichtungen. Bei denjenigen Regierungen, die für das Wohl des Volkes geschaffen sind, wird die Gewalt nur vorsichtig und widerstrebend angewendet, weil der Schutz, nicht die Bedrückung der Schwachen bezweckt wird. Aber je eigensüchtiger und ausschließlicher ein System ist, um so härtere und strenge Maßregeln werden von den Machthabern in Anwendung gebracht. Daher geschah es in Venedig, dessen ganzer staatlicher

Bau auf einer engbegrenzten Oligarchie ruhte, daß der argwöhnisch wachsame Senat die Werkzeuge des Despotismus in die unmittelbare Nähe des Scheinfürsten brachte und den Dogenpalast durch Kerkerzellen entweihte. Es gab in diesem Fürstenschlosse Sommer- und Wintergefängnisse, aber der Leser darf nicht meinen, daß Mitleid mit den armen Gefangenen zu dieser Veranstaltung geführt hätte. Das hieße einer Behörde Mitleid zutrauen, welcher bis zum Ende ihres Bestehens jede menschliche Regung fremd blieb. Man war in Venedig weit entfernt, die Leiden der Gefangenen mildern zu wollen, denn die Winterzellen lagen unter dem Wasserspiegel der Kanäle, während die Unglücklichen den Sommer unter den Bleidächern verbrachten und der Wirkung der heißen Sonne jenes Himmelsstrichs ausgesetzt waren. Da der Leser wohl schon erraten hat, daß Jacopo Kerker besuchte, um einen Gefangenen zu sehen, wird diese kurze Erklärung genügen, um die Andeutungen des Mädchens zu verstehen. Der Mann, zu dem sie gingen, war in der That kürzlich aus der feuchten Zelle, in der er den Winter und Frühling verlebt hatte, in die heißen Kammern unter dem Dach gebracht worden.

Gelsomina ging mit traurigem Ausdruck voran, der deutlich ihr lebhaftes Mitgefühl mit den Leiden ihres Begleiters kundgab. Aber sie zögerte nicht mehr, nun sie ihm die Mitteilung gemacht hatte, die schwer auf ihrer Seele gelastet. Denn wie alle Weichherzigen, die sich vor der Erfüllung einer schweren Pflicht scheuen, fühlte sie eine Erleichterung, nun sie sie vollzogen hatte. Sie mußten viele Treppen steigen, zahllose Thüren öffnen und schließen und lange Flure durchschreiten, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten. Während sie vor der Thür standen und Gelsomina aus dem großen Schlüsselbunde den richtigen Schlüssel suchte, atmete der Bravo in der heißen Luft unter dem Dach so schwer, als solle er ersticken.

„Sie hatten mir zugesagt, daß es nicht wieder geschehen solle!“ flüsterte er. „Aber diese Teufel halten niemals ihr Wort!“

„Carlo!“ mahnte sie ängstlich, „vergiß nicht, daß wir im Dogenpalast sind.“

„Ich vergesse nichts, was die Republik betrifft! Es steht hier geschrieben,“ sagte er, an seine heiße Stirn schlagend, „und in meinem Herzen.“

„Armer Carlo! So kann es nicht immer bleiben! Es muß einmal zu Ende gehen.“

„Du hast recht,“ sagte er heiser. „Das Ende kommt schneller, als Du meinst. — Doch genug davon. Schließe auf und laß uns eintreten.“

Gelsominas Hand hatte zögernd auf dem Schlüssel geruht, aber auf seinen ungeduldigen Blick schloß sie auf und trat ein.

„Vater!“ rief der Bravo, an das Strohlager eilend, das sich auf dem Fußboden befand.

Eine hinfällige, abgemagerte Greisengestalt richtete sich auf, und er sah Gelsomina und ihren Begleiter mit Augen an, die zwar geistige Schwäche verrieten, in diesem Augenblick aber klar und leuchtend aussahen.

„Du hast unter dem schnellen Wechsel nicht so gelitten wie ich fürchtete, mein Vater!“ rief der Sohn, neben dem Stroh hinknieend. „Dein Auge und Deine Wangen sehen besser aus, als unten in der feuchten Zelle!“

„Ich bin hier glücklich!“ sagte der Gefangene. „Hier ist es hell, nnd wenn ich auch zu viel Licht habe, kannst Du doch nicht wissen, mein Junge, wie wohl es thut, den Tag wieder zu sehen, nachdem man so lange im Finsteren gesessen hat.“

„Er ist besser, Gelsomina! Sie haben ihn noch nicht umgebracht. Sieh, wie klar sein Auge und wie rot seine Wange ist.“

„So sehen sie alle aus, wenn sie von den feuchten Zellen hierher kommen,“ flüsterte sie.

„Was bringst Du mir für Nachrichten, mein Sohn? Wie geht es Deiner Mutter?“

Jacopo beugte den Kopf, um die Seelenqual zu verbergen, die ihm diese schon unzähligemal wiederholte Frage verursachte.

„Ihr ist wohl, mein Vater, so wohl, wie es einem Herzen sein kann, das Dich liebt und von Dir getrennt ist.“

„Spricht sie oft von mir?“

„Das letzte Wort, das ich von ihr hörte, war Dein Name.“

„Die heilige Jungfrau segne sie! Nicht wahr, sie betet doch für mich?“

„Zweifle nicht daran, mein Vater, die Fürbitte dieses Engels ist Dir sicher.“

„Und Deine geduldige Schwester? Du hast mir noch nichts von ihr gesagt.“

„Auch ihr ist wohl, Vater.“

„Sie macht sich keine Vorwürfe mehr, daß sie die unschuldige Ursache meiner Leiden ist?“

„Sie thut es nicht mehr, Vater.“

„Und sie quält sich nicht mehr über das Unabänderliche?“

Der Bravo suchte Trost in dem mitleidigen Auge der bleichen, stillen Gelsomina.

„Ja, mein Vater,“ antwortete er mit erzwungener Ruhe.

„Du hast Deine Schwester immer mit männlicher Zärtlichkeit geliebt, mein Sohn, Du hast ein weiches Herz, das weiß ich. Wenn Gott mir auch Schweres auferlegt, hat er mich doch in meinen Kindern gesegnet.“

Es folgte eine lange Pause, in welcher der Greis über die Vergangenheit nachzusinnen schien, während der Sohn sich erleichtert fühlte, daß ihm nicht mehr Fragen gestellt wurden, die seine Seele marterten. Denn die beiden, nach denen der Vater fragte, waren längst ihrem Gram erlegen. Der alte, schwache Gefangene sah den noch immer neben ihm knieenden Bravo nachdenklich an und sagte:

„Es ist wenig Aussicht, daß Deine Schwester sich noch verheiratet, denn alle scheuen es, sich mit den vom Unglück Verfolgten zu verbinden.“

„Sie wünscht es auch nicht, Vater. Sie bleibt lieber bei der Mutter.“

„Dies Glück wird ihr die Republik nicht mißgönnen. Ist keine Hoffnung, daß ich sie bald wiedersehe?“

„Ja, ich hoffe, Vater, daß Du sie bald wiedersiehst.“

„Es ist hart, daß ich niemand habe sehen dürfen, als Dich! Knie nieder, damit ich Dich segnen kann.“

Jacopo, der, um seine Bewegung zu verbergen, sich erhoben hatte, beugte demütig das Haupt, um den väterlichen Segen zu empfangen. Die Lippen des Greises bewegten sich, seine Augen wendeten sich himmelwärts, aber er redete mehr mit dem Herzen, als mit dem Munde. Auch Gelsomina neigte das Haupt auf die Brust und schien ihr Gebet mit dem des Gefangenen zu vereinigen. Als diese stille und rührende Feier beendet war, machten alle das Zeichen des Kreuzes und Jacopo küßte die welke Hand des Gefangenen.

„Hast Du Hoffnung für mich? Versprechen sie noch immer, mich freizulassen?“ fragte der Greis.

„Ja, an Versprechungen fehlt es nicht.“

„Wenn sie nur Wort hielten! Wie lange schon halte ich mich mit der Hoffnung hin. Ich bin nun schon mehr als vier Jahre hier eingesperrt.“

Jacopo sagte nichts darauf, denn der Vater rechnete nur die Zeit, seitdem er die Erlaubnis hatte, den Sohn zu sehen.

„Ich hoffte, der Doge würde sich seines alten Dieners erinnern und mir die Thür des Gefängnisses öffnen.“

Noch immer schwieg Jacopo, denn der Doge, von dem der Vater redete, war längst tot.

„Und dennoch darf ich nicht undankbar sein, denn Maria und die Heiligen erbarmen sich meiner, und ich bin in meiner Gefangenschaft nicht ohne alle Freude.“

„Gott sei Dank dafür!“ rief der Bravo. „Auf welche Weise wird sie Dir zu teil, Vater?“

„Sieh her, mein Sohn!“ erwiderte der Alte, in dessen Augen teils das Fieber glühte, das der plötzliche Wechsel der Zellen erzeugt hatte, teils jene Stumpfheit sich kundgab, die sich des Geistes bemächtigt, wenn seine Kräfte brach liegen.

„Siehst Du dort jene Spalte im Holz, sie erweitert sich allmälig mit der Hitze, und seit ich hier wohne, hat sie sich um das Doppelte verlängert. Ich hoffe immer, wenn sie erst zu dem Astloch reicht, wird sich das Herz der Senatoren erweichen und werden sie mir die Thür des Gefängnisses aufthun. Darum freue ich mich, daß sich die Spalte verlängert, denn sie wächst zollweise, Jahr auf Jahr!"

„Und das ist alles?"

„Nein, ich habe noch andere Freuden. Voriges Jahr war eine Spinne hier, die an jenem Balken ihr Netz wob. Das war eine Gesellschaft, die ich gern hatte. Sieh nach, mein Sohn, ob sie wiederkommt?"

„Ich sehe sie nicht," flüsterte der Bravo.

„Nun, dann hoffe ich, daß sie wiederkommt. Es kommen bald die Fliegen, denen sie nachstellt. Man kann mich auf eine falsche Anklage hin einsperren, mich von Frau und Tochter trennen, aber alle meine Freuden können sie mir doch nicht nehmen."

Der gefangene Greis schwieg und blickte grübelnd vor sich hin. Dann stieg ein Ausdruck von kindischem Unmut in sein Auge und er blickte von der Spalte, die ihm so viele einsame Stunden Gesellschaft geleistet hatte, fragend den Sohn an, als werde er an seinen kleinen Freuden irre.

„Sie können sie auch fortnehmen," sagte er, den Kopf mit seiner Bettdecke verhüllend. „Ich fluche ihnen nicht!"

„Vater!"

„Jacopo!"

Jetzt wurde der Bravo sprachlos. Er wagte nicht einmal die atemlos lauschende Gelsomina anzublicken, obgleich er ein unwiderstehliches Verlangen danach fühlte.

„Hörst Du mich, Sohn? fragte er, den Kopf wieder erhebend. „Glaubst Du, daß sie wirklich grausam genug wären, die Spinne zu vertreiben?"

„Sie werden Dir diese Freude lassen, Vater; denn sie berührt weder ihre Macht, noch ihren Ruhm. So lange der

Senat noch seinen Fuß auf dem Nacken des Volks hält, so lange er den Schein eines guten Namens bewahren kann, wird er Dich nicht um diese Freuden beneiden."

„Die heilige Jungfrau stehe mir bei. Ich war schon besorgt über die Spinne, lieber Sohn; ein Gefangener mag auf eine solche Gesellschaft nicht verzichten."

Jacopo suchte den Greis zu beruhigen und seine Gedanken allmählich auf andere Gegenstände zu richten. Er legte die wenigen Nahrungsmittel, die er ihm bringen durfte, neben das Bett, tröstete ihn mit der Aussicht auf Befreiung und schickte sich dann zum Abschied an.

„Ich will mich bemühen es zu glauben," sagte der Alte, der guten Grund hatte jenen oft wiederholten Versprechungen zu mißtrauen. „Sage der Mutter, daß ich nicht aufhöre ihrer zu denken und für sie zu beten, und bringe Deiner Schwester den Segen ihres armen gefangenen Vaters."

Der Bravo neigte bejahend das Haupt, dankbar, daß er nicht zu antworten brauchte. Auf ein Zeichen des Alten kniete er noch einmal hin und empfing den Segen zum Abschied. Dann ordnete er noch den dürftigen Hausrat der Zelle, machte ein paar Oeffnungen, um Licht und Luft hereinzulassen und entfernte sich.

Weder Gelsomina noch Jacopo sprachen auf dem Rückweg durch die engen Gänge, bis sie wieder die Seufzerbrücke erreichten. Selten nur betrat ein Fuß diese Stelle, und das Mädchen wählte sie mit weiblicher Vorsicht, um hier ungestört sprechen zu können.

„Du findest ihn verändert?" fragte sie.

„Sehr verändert."

„Dein Ton klingt unheilverkündend."

„Ich bin nicht gewohnt, mich gegen Dich zu verstellen, Gelsomina."

„Aber Du hast doch noch Hoffnung; Du hast ihn ja selbst ermutigt, zu hoffen."

„Die heilige Jungfrau verzeihe mir die Täuschung! Sollte ich seinen kurzen Tagen auch diesen Trost rauben!"

„Carlo! Carlo! Warum bist Du so ruhig! Ich habe Dich nie so ruhig über das Deinem Vater angethane Unrecht gesehen."

„Weil seine Befreiung nahe ist."

„Diesen Augenblick noch hattest Du keine Hoffnung und nun sprichst Du von Befreiung."

„Die Befreiung durch den Tod. Selbst der Zorn des Senats muß das Grab achten."

„Meinst Du, daß sein Ende nahe ist? Ich habe keine so große Veränderung gesehen."

„Du bist gütig, meine Gelsomina, treu für Deine Freunde und arglos, denn Du weißt nicht, was für Verbrechen rund um Dich geschehen. Wer aber so viel Böses gesehen hat, wie ich, wird mißtrauisch bei jedem Wechsel. Die Leiden meines armen Vaters nähern sich ihrem Ende, denn die Natur kann keinen Widerstand mehr leisten; aber wäre dem auch nicht so, dann würde man Mittel finden, es zu beschleunigen."

„Ich verstehe Dich nicht, Carlo, aber Du bist mir oft rätselhaft. Auch sagte Dein Vater heute ein Wort zu Dir, das mich schaudern machte."

Er sah sie schnell und forschend an und wendete dann den Blick ab.

„Er nannte Dich Jacopo!" fuhr das Mädchen fort.

„Die Menschen sehen zuweilen voraus, was für ein Geschick ihnen vorbehalten ist."

„Meinst Du damit, Carlo, daß Dein Vater besorgt, der Senat könne jedes Ungeheuer gegen ihn verwenden?"

„Warum nicht? Sie haben sich noch schlimmerer Menschen bedient; auch behauptet das Gerücht, er sei den hohen Herren nicht unbekannt."

„Ist es möglich! Du bist schlecht zu sprechen auf die Republik, die Deine Familie in das Unglück gestürzt hat; aber glaubst Du wirklich, daß sie einen Meuchelmörder dingen würde?"

„Ich sage nur, was man sich alle Tage auf den Kanälen zuraunt.“

„Hätte Dich Dein Vater doch nicht mit diesem entsetzlichen Namen gerufen, Carlo!“

„Gelsomina, Du bist zu verständig, Dich durch ein Wort beunruhigen zu lassen. Aber was denkst Du von meinem unglücklichen Vater?“

„Es war diesmal nicht so wie sonst, wenn ich mit Dir bei Deinem Vater war. Ich weiß es nicht, aber früher schienst Du die Hoffnung zu fühlen, mit der Du ihn ermutigtest, während Du jetzt eine grausame Freude über Deine eigene Verzweiflung zu empfinden scheinst.“

„Deine Befürchtungen täuschen Dich, Gelsomina,“ antwortete er kaum hörbar. „Sie täuschen Dich, mehr will ich nicht sagen. Der Senat wird uns endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es sind edle Herren, von hoher Herkunft und berühmten Namen! — Es wäre Wahnsinn, den Patriziern zu mißtrauen! Du weißt es ja, Mädchen, der Vornehme ist über alle die Schwächen und Versuchungen erhaben, die uns niedrig Geborenen anhaften! Es giebt Leute, die durch die Geburt über die menschlichen Irrtümer erhaben, Niemand Rechenschaft schuldig sind und in ihrem Urteil nicht irren können. Wer könnte an dieser Wahrheit zweifeln!“ schloß er mit bitterem Lachen.

„Du spottest meiner, Carlo! Niemand ist frei von der Gefahr, Unrecht zu thun, diejenigen ausgenommen, denen die Heiligen und die Jungfrau beistehen.“

„Das kommt davon, wenn man im Gefängnis lebt und früh und spät betet! Nein, thörichtes Mädchen, es giebt Leute, die von Geschlecht zu Geschlecht rechtschaffen, weise, tugendhaft geboren werden und das Recht haben, die Armen zu bedrücken und einzukerkern. Wo hast Du denn gelebt, daß du diese Wahrheit nicht schon mit der Luft eingeatmet hast? Sie ist so klar wie der Tag und so greifbar wie diese Kerkermauern.“

Gelsomina wich scheu von ihm zur Seite und einen

Augenblick dachte sie daran, zu entfliehen, denn niemals bei ihren vielen vertraulichen Gesprächen hatte sie ihn so bitter lachen hören oder einen so wilden Blick in seinem Auge gesehen.

„Carlo, ich möchte fast meinen, Dein Vater hätte recht gehabt, Dich so zu nennen!“ sagte sie, als sie sich wieder faßte und mit vorwurfsvollem Blick zu ihm auffsah.

„Ein Vater kann sein Kind nennen, wie er will; — doch genug. Ich muß jetzt gehen, gute Gelsomina, und ich gehe mit schwerem Herzen.“

Das arglose Mädchen vergaß ihre Besorgnis. Zwar war ihr immer traurig um das Herz, wenn der angebliche Carlo sie verließ, aber diesmal fühlte sie eine noch schwerere Last.

„Du hast Deine Arbeit, und die darf nicht vernachlässigt werden. Hast Du jetzt gute Geschäfte mit der Gondel gemacht?“

„Ich kann nicht viel erübrigen. Die Republick läßt mich beinahe den ganzen Unterhalt für den geliebten Gefangenen bestreiten.“

„Du weißt, ich habe wenig, Carlo, aber was ich habe, ist Dein,“ sagte sie fast unhörbar. „Mein Vater ist auch arm, sonst würde er nicht mit diesem Amt seinen Lebensunterhalt verdienen und Gefängniswärter geworden sein.“

„Er handelt besser, als diejenigen, die ihn eingesetzt haben. Hätte ich die Wahl, Mädchen, die Dogenmütze zu tragen, an ihren Festen und Geprängen teilzunehmen, an ihren Versammlungen Ränke zu schmieden und meine Nebenmenschen in das Elend zu schicken, oder nur der Hüter über die Schlösser und Riegel des Gefängnisses zu sein — ich wählte dieses Amt, als das unschuldigere und auch ehrenwertere.“

„Du urteilst nicht, wie die Welt, Carlo. Ich fürchtete, Du könntest Dich schämen, die Tochter eines Kerkermeisters zu heiraten; ja, und ich will es Dir nicht länger verhehlen, da Du jetzt so gelassen sprichst, ich habe manchmal geweint, daß ich es bin.“

„Dann verstehst Du weder die Welt, noch mich. Wäre Dein Vater Senator, oder gehörte er zum Rat der drei —

wenn man es je erführe — so hättest Du Grund zu klagen.
— Doch, Gelsomina, es wird dunkel draußen und ich muß fort."

So leid es ihr war, sah sie, daß er recht hatte, sie nahm den Schlüssel und öffnete die Thür der Seufzerbrücke. Dann stieg sie mit ihm auf einem kürzeren Wege die Treppe herunter und er verließ eilig das Gefängnis.

Zwanzigstes Kapitel.

Nur Stümper können solche Fehler machen.
Don Juan.

Es war wieder die Stunde, in der sich der Platz füllte und die Gondeln herauskamen. Wie gewöhnlich bewegten sich die Masken durch die Säulengänge, es ertönte Musik und Gesang und Venedig gab sich wieder dem Freudentaumel hin.

Nachdem Jacopo am Quai aus dem Gefängnis getreten war, mischte er sich unter den Menschenstrom, der unter dem Schutz der Masken den Plätzen zuströmte. Als er über die Brücke dicht vor der Mündung des Markuskanals ging, blickte er nach der bedeckten Galerie gegenüber, welche er so kürzlich überschritten hatte, und ließ sich dann von dem Menschenstrom weitertreiben, während er an die hingebende unschuldige Gelsomina dachte. Beim Vorbeigehen unter den dunklen Bogengängen des Broglio suchte sein Blick nach Don Camillo Monforte. Er traf ihn an der Ecke der Piazetta, tauschte mit ihm ein paar geheime Zeichen aus und ging dann unbemerkt weiter.

Hunderte von Booten lagen an dem Ende der Piazetta, und nachdem Jacopo seine eigene Gondel herausgesucht hatte, ruderte er sie aus der dichten Masse und trieb sie hinaus auf das Wasser. Binnen kurzem erreichte er die Bella Sorrentina. Der Padrone ging langsam auf dem Verdeck hin und her und erfrischte sich an der Abendkühle, während die Bemannung auf dem Vorderkastell ein eintöniges Schifferlied sang. Sie begrüßten sich kurz, wie es unter Leuten ihres Standes üblich

war; aber der Padrone schien den Besuch erwartet zu haben und führte den Gast so weit als möglich von seinen Leuten hinweg, an das andere Ende der Feluke.

„Hast Du mir noch Besonderes aufzutragen, guter Rodrigo?“ fragte der Seemann, der den Bravo nur an einem Zeichen und unter diesem falschen Namen kannte. „Du siehst, wir sind trotz des gestrigen Festtages nicht müßig gewesen.“

„Bist Du zum Auslaufen bereit?“

„Nach der Levante oder den Säulen des Herkules, ganz wie es beliebt wird. Wir haben den Mast bei Sonnenuntergang aufgerichtet, und wenn wir hier auch anscheinend müßig liegen, können wir auf Befehl binnen einer Stunde zum Auslaufen fertig sein.“

„Diesen Befehl bringe ich.“

„Meister Rodrigo, da sagt Ihr mir nichts Neues. Ich bin schon benachrichtigt, daß wir heute nacht fort sollen.“

Die hastige Bewegung des Staunens, die der Bravo machte, entging dem Auge des Padrone, dessen Blick das Schiff noch einmal musterte, als er von der Abfahrt sprach.

„Du hast recht, Stefano. Aber man kann nie sorgfältig genug sein.“

„Ueberzeugt Euch selbst, Signor Rodrigo,“ sagte der Seemann leise. „La bella Sorrentina ist kein Bucentaur oder eine Galeere des Großmeisters von Malta; aber in Anbetracht ihrer Größe könnt Ihr nirgends eine bessere Kajüte finden. Als ich hörte, daß eine vornehme Dame die diesmalige Fracht wäre, habe ich mich doppelt angestrengt, schon um die Ehre Kalabriens zu retten.“

„Gut, da Du jetzt alle Einzelheiten weißt, wirst Du es an nichts fehlen lassen.“

„Ich kann nicht behaupten, daß ich auch nur die Hälfte von dem Nötigsten wüßte, wackerer Signore,“ unterbrach ihn Stefano. „Diese Geheimniskrämerei ist das Schlimmste in Venedig. Es ist mir mehr als einmal passiert, daß ich hier wochenlang im Hafen gelegen habe und mein Kielraum so

klar war, wie das Gewissen eines Bettelmönchs. Dann erhielt ich Ordre auszulaufen und es kam ein einzelner Abgesandter an Bord, der gleich in seine Kajüte ging und nicht wieder zum Vorschein kam, ehe wir in Dalmatien oder an der griechischen Küste landeten."

„In solchen Fällen hast Du Dein Geld leicht verdient."

„Nun ja, Signor Rodrigo. Aber wenn ich einen guten Freund in Venedig gehabt, der mich rechtzeitig benachrichtigt, hätte ich als Ballast mancherlei einnehmen können, was ich mit Vorteil in dem andern Hafen loswerden konnte. Es kann doch dem Senat gleichgültig sein, wenn ich nur gegen ihn meine Pflicht rechtschaffen thue, daß ich auch gegen meine Frau und meine Kleinen daheim in Kalabrien meine Schuldigkeit thun möchte."

„Das klingt gar nicht unverständig, Stefano, aber Du weißt, die Republik ist eine harte Gebieterin. Mit diesen Dingen muß man vorsichtig sein."

„Das weiß niemand besser, als ich. Denn als sie einmal den Kaufmann mit seinem ganzen Hab und Gut aus der Stadt schickten, mußte ich ein paar wertvolle Ballen über Bord werfen, um sein elendes Zeug aufzunehmen. Dafür ist mir der Senat eigentlich doch Entschädigung schuldig?"

„Die Du Dir jetzt verdienen möchtest?"

„Heilige Jungfrau! Vielleicht seid Ihr der Doge, denn ich habe Euer Gesicht nie gesehen. Aber ich möchte hoch und teuer schwören, daß Ihr zum Senat gehörtet, so klug seid Ihr. Wenn die Dame nicht allzuviel Gepäck hat und noch Zeit ist, könnte ich nach Dalmatien mancherlei Sachen mitnehmen, an denen die Leute dort Gefallen finden."

„Was das Gepäck angeht, mußt Du selbst am besten wissen, denn sie haben Dir ja gesagt, um was es sich handelt."

„Heiliger Januarius stehe mir bei! Nichts haben sie mir gesagt, als daß eine junge Dame, an der der Senat ein großes Interesse hätte, heute nacht nach Dalmatien abreisen soll.

Wenn Ihr es mir anvertrauen dürft, Meister Rodrigo, sagt mir, wer sie begleitet."

„Das wirst Du rechtzeitig erfahren. Vorläufig rate ich Dir, zu schweigen; denn die Republik läßt nicht mit sich spaßen. Ich freue mich, Dich bereit zu finden, würdiger Padrone, wünsche Dir gute Nacht und glückliche Reise und empfehle Dich Deinem Schutzpatrone. Aber halt, sage mir, ehe ich gehe, um welche Zeit Dir der Landwind das Auslaufen gestatten wird."

„Ihr seid in allen Dingen so genau wie ein Kompaß, Signore, aber zu wenig nachsichtig gegen Eure Freunde. Bei der heutigen Sonnenhitze wird der Wind von den Alpen um Mitternacht kommen."

„Gut. Ich behalte Dich im Auge. Noch einmal Lebewohl."

„Cospetto! und von der Ladung sagt Ihr kein Wort?"

„Sie ist ebenso groß an Umfang, als an Wert," antwortete Jacopo gleichgültig, als er mit der Gondel von der Feluke abstieß. Die Ruder fielen ins Wasser und Stefano blieb nachdenklich zurück, während der andere leicht und schnell dem Hafendamm zusteuerte.

Jacopo war mit Don Camillo vorhin übereingekommen, daß er allen seinen Scharfsinn aufbieten solle, um herauszubekommen, was der Senat über Donna Violetta beschlossen habe. Da ihre Unterredung auf dem Lido geheim geblieben war und niemand etwas von ihrer Verbindung ahnte, so boten sich dem Bravo günstigere Aussichten für seine Nachforschung, als er sonst gehabt hätte. Wenn es sich um besonders schwierige Angelegenheiten handelte, pflegte die Republik oft, um die Entdeckung zu erschweren, verschiedene Vertrauensmänner zu verwenden. Jacopo war bisher stets mit den Verhandlungen mit dem Seemann betraut worden, der, wie man gesehen hat, häufig im Dienste des Staats geheime, wenn vielleicht auch durchaus erlaubte Aufträge ausgeführt hatte. Doch nun geschah es zum erstenmal, daß man es nötig fand, zwischen dem Beginn und dem Abschluß einer Unterhandlung

noch andere Bevollmächtigte zu verwenden. Er hatte den Befehl gehabt, über den Padrone zu wachen und ihm aufzutragen, sich fertig zu halten; allein seit der Vorladung Antonios vor den geheimen Rat hatten ihm seine Auftraggeber keine weiteren Anordnungen erteilt. Die Gefahr, Donna Violetta im Bereich von Don Camillo und seinen Helfershelfern zu lassen, schien so bedenklich, daß der Senat nötig fand, ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

So lagen die Verhältnisse, als Jacopo den neuen und wichtigen Auftrag Don Camillos übernahm.

Daß die List manchmal mit ihren Mitteln über das Ziel hinausschießt, ist eine alte Bemerkung, deren Richtigkeit sich wieder in Bezug auf Jacopo und seine Auftraggeber bewies. Das Schweigen derjenigen, die ihn in solchen Fällen zu benutzen pflegten, fiel dem Bravo auf, und als er den Hafendamm entlang geschritten war, hatte der Anblick der Feluke seinen Gedanken eine zufällige Richtung gegeben. In welcher Weise die Gewinnsucht des Kalabresen ihm dann zu Hilfe kam, haben wir eben erzählt.

Kaum hatte Jacopo wieder am Quai sein Boot befestigt, als er nach dem Broglio eilte, der jetzt von Masken und Spaziergängern von der Piazetta gefüllt war. Die Patrizier hatten sich in ihre eigenen Behausungen zurückgezogen, denn es war ein altes Herkommen, daß sie sich den Blicken der Menge nicht in den Stunden öffentlich zeigten, in denen Maskenfreiheit und Ungebundenheit herrschten.

Jacopo mußte wohl auch schon für diesen Fall Verhaltungsmaßregeln haben, denn kaum hatte er sich vergewissert, daß Don Camillo nicht mehr da war, als er sich einen Weg durch die Menge bahnte, als sei er über die einzuschlagende Richtung nicht im Zweifel. Inzwischen hatten sich schon die beiden Plätze ganz gefüllt und beinahe die Hälfte der Anwesenden war maskiert. Wenn auch der Bravo seinem Ziele gerade zuschritt, so that er es doch ohne Eile und versäumte dabei nicht, die ihm begegnenden Gestalten und Gesichter ge-

nau zu mustern. So war er bis zu der Stelle gelangt, an der die beiden Plätze zusammenstoßen, als er leise am Ellenbogen berührt wurde.

Er vermied es, zu dieser Stunde und an diesem Ort zu reden, und sah daher den Betreffenden nur fragend an, der ihm ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Der Mann, der ihn angehalten, war so dicht in einen Domino vermummt, daß er keinen Schluß auf die Persönlichkeit machen konnte. Da der andere ihn aber sichtlich nach einer leeren Stelle des Platzes zu führen wünschte, die ohnehin auf seinem Wege lag, willigte der Bravo durch eine Geberde ein, ihm zu folgen. Kaum hatten sie sich aus der Menge entfernt und den Platz erreicht, an welchem sie keine Lauscher zu fürchten brauchten, als der Fremde stehen blieb. Er maß Jacopo vom Kopf bis zu Fuß mit aufmerksamen Blicken und machte ein Zeichen, durch das er wünschte, sich kenntlich zu machen. Jacopo erwiderte es ebenso, schwieg aber hartnäckig.

„Gerechter Daniel!" brummte der Fremde, als er seinen Begleiter so wenig aufgelegt zum Sprechen fand. „Man sollte meinen, gnädiger Herr, Euer Beichtvater habe Euch das Schweigen zur Buße auferlegt, so beharrlich weigert Ihr Euch, mit Eurem Knecht zu reden."

„Was verlangst Du?"

„Ich bin hier auf die Piazza gesendet unter den Troß der Gondeliere, Gauner und Spieler, die in diesem christlichen Lande ihr Wesen treiben dürfen, um den Erben von einem der edelsten Geschlechter Venedigs zu suchen."

„Und woher weißt Du, daß ich der Gesuchte bin?"

„Signore, ein aufmerksamer Mann sieht manches, was einem achtlosen entgeht. Wenn es den Kavalieren beliebt, sich im Schutz der Maske unter das Volk zu mischen, wie das bei einem jungen Patrizier der Fall ist, erkennt man sie an ihrem Anstande, selbst wenn sie die Stimmen verstellen."

„Du bist ein Schlaukopf, Hosea, aber Dein Volk muß auch freilich von seiner Verschlagenheit leben."

„Es ist sein einziger Schutz gegen die Bedrückung, edler junger Herr. Wir werden wie wilde Thiere gehetzt, kein Wunder, daß wir uns manchmal wie solche betragen. Aber warum soll ich einem Manne die Leiden eines Volkes klagen, der das ganze Leben für ein Fest hält.“

„Sage, was Du begehrst. Ich habe nichts bei Dir versetzt und schulde Dir nichts, so viel ich weiß.“

„Gerechter Samuel! Ihr Herren vom Senat habt, wo es Euch paßt, ein kurzes Gedächtnis, sonst hättet Ihr diese Worte nicht sagen können. Wenn Euer Gnaden die Pfänder vergessen hat, so ist das nicht meine Schuld; was aber die Schuldsumme anbelangt, die allmählich zwischen uns angewachsen ist, so wird kein Kaufmann auf dem Rialto ihre Gültigkeit bestreiten.“

„Nun ja, ich gebe es zu, willst Du aber den Sohn meines Vaters hier öffentlich auf der Piazza mahnen?“

„Ich werde keinem Mitgliede Eures edlen Hauses Unehre erweisen und darum mag die Sache ruhen, in der festen Voraussetzung, daß Ihr zu gelegener Zeit nicht Eure Handschrift und Euer Siegel verleugnen werdet.“

„Deine Vorsicht gefällt mir, Hebräer. Sie ist mir ein Beweis, daß Deine Absicht, mich zu suchen, eine minder unangenehme Veranlassung als gewöhnlich hat. Doch, da ich eilig bin, bitte, fasse Dich kurz.“

Hosea sah sich erst nach allen Seiten um, trat näher an den vermeintlichen Patrizier und sagte: „Signore, Eure Familie ist im Begriff, eine große Einbuße zu erleiden. Es ist Euch bekannt, daß der Senat plötzlich Donna Violetta der treuen Obhut Eures edlen Vaters entzogen hat.“ Jacopo's leise Bewegung des Staunens war für einen getäuschten Liebhaber so natürlich, daß sie, statt ihn zu verraten, den anderen nur noch sicherer machte.

„Beruhigt Euch, edler Herr,“ fuhr Hosea fort. „Solche Enttäuschungen bleiben der Jugend nicht erspart, wie ich aus verschiedenen Beispielen weiß. Meine Lea wurde auch nicht

ohne Mühe gewonnen und nächst dem Glück im Handel ist das Glück in der Liebe am unsichersten. Auf Geld kommt es bei beiden an, und ihm wird schließlich meist der Erfolg zu teil. Aber Ihr seid näher daran, um die Dame und ihr Vermögen zu kommen, als Ihr Euch träumen laßt; denn ich bin ausdrücklich hergesendet, Euch zu sagen, daß sie aus der Stadt entfernt werden soll."

„Wohin?" fragte Jacopo so schnell, wie nur ein Liebhaber vermocht hätte.

„Es handelt sich eben darum, das zu erfahren, Signore. Euer Vater ist ein kluger Herr und häufig mit den Staatsgeheimnissen wohl vertraut. Doch nach seinen unbestimmten Antworten zu schließen, würde ich meinen, daß er diesmal mehr seinen Vermutungen folgt, als selbst sichere Kunde besitzt. Gerechter Daniel, zu Zeiten habe ich gemeint, der hohe Herr sei sogar im Rat der Drei!"

„Da er von alter Familie und hochangesehen ist, warum nicht?"

„Ich will nichts gegen den Rat gesagt haben, Signore. Es ist eine hochangesehene Behörde, die viel Gutes wirkt und viel Unheil verhütet. Auf dem Rialto spricht niemand schlecht von den geheimen Beschlüssen, denn dort denken die Leute mehr an das Verdienen, als an das Bekritteln ihrer Vorgesetzten. Aber Signore, gleichviel, zu welchem der Ratskollegien Euer Vater gehört, oder ob er nur im Senat ist, so hat er doch einen beachtenswerten Wink fallen lassen, daß wir in Gefahr wären, die Dame zu verlieren."

„Wir? Hast Du auch an Donna Violetta gedacht, Hosea?"

„Lea und das Gesetz würden das schon verbieten, gnädiger Herr. Ich sagte nur wir, weil der Rialto ebensogut wie das Haus Gradenigo ein Interesse an der Heirat hat."

„Ich verstehe! Du fürchtest für Dein Geld."

„Wäre ich in der Hinsicht ängstlich, Signor Giacomo, so würde ich Euch nicht so leicht geborgt haben. Aber wenn auch das Vermögen Eures verehrten Vaters reichlich jedes

Darlehen decken würde, das ich aus meinen bescheidenen Mitteln machen könnte, so ist doch das Erbe der Tiepole noch eine doppelte Sicherheit."

„Ich lobe Deine Vorsicht und begreife die Wichtigkeit Deiner Warnung; aber sie scheint mir hauptsächlich in Deiner eigenen Besorgnis begründet zu sein.

„Dazu die dunklen Andeutungen Eures Vaters, Signore."

„Sprach er sich nicht deutlich aus?"

„Er sprach in Gleichnissen, aber wir Morgenländer verstehen uns darauf. Daß das reiche Fräulein aus Venedig fort soll, steht fest, und da ich so nahe dabei beteiligt bin, gäbe ich den besten Türkis in meinem Laden, wenn ich wüßte, wohin man sie bringt."

„Kannst Du mit Bestimmtheit versichern, daß es noch heute nacht geschieht?"

„Verpfänden möchte ich nichts darauf, aber ich bin so fest davon überzeugt, daß es mir große Sorge macht."

„Das genügt. — Ich werde in meinem und Deinem Interesse handeln."

Jacopo grüßte mit der Hand und ging quer über die Piazza weiter.

„Hätte ich mehr auf mein Interesse gesehen, da ich doch das verdammte Volk kannte, wäre es mir jetzt gleichgültig, wenn das Mädchen einen Türken heiratete," brummte der Jude in seinen Bart.

„Hosea!" flüsterte ihm plötzlich eine Maske in das Ohr, „ich möchte ein Wort mit Dir im geheimen reden."

Der Juwelier erschrak, daß er, in seine Gedanken vertieft, jemand unbemerkt an sich herankommen lassen. Es war eine dicht in einen Domino gehüllte, unkenntliche Männergestalt.

„Was verlangst Du, Maske?" fragte er vorsichtig.

„Ein Wort in Freundschaft und Vertrauen. — Du pflegst Geld auf Zinsen zu leihen?"

„Da wendet Euch an den Schatzmeister der Republik! Ich habe nur Edelsteine, die ich sehr wohlfeil abgeschätzt

habe, und gern an jemand abgebe, der besser als ich im stande ist, sie bei sich liegen zu lassen."

„Nein, die kann ich nicht brauchen. Man weiß, daß Du viel Geld hast, und ein Mann aus Deinem Volk und von Deinem Vermögen wird sich nicht weigern, ein Darlehen zu geben, gegen Unterpfand, das so fest ist wie die Gesetze in Venedig. Tausend Zechinen hast Du schon oft auf einmal verliehen."

„Wer mich reich nennt, Maske," der spottet über den unglücklichen Sohn eines bedrückten Stammes. Nun ja, ich leide nicht Mangel, ich bin nicht gerade bedürftig; aber wer von tausend Dukaten redet, der spricht von Dingen, die ich nicht unternehmen kann. Wenn Ihr einen Amethyst brauchtet, oder einen Rubin, edler Herr, da ließe sich vielleicht ein Geschäft machen."

„Ich brauche keine Steine, sondern Geld, Alter, und zwar sofort; die Zeit drängt — stelle Deine Bedingungen."

„Signore, Ihr müßt im Besitz guter Sicherheiten sein, um so ungestüm fordern zu können!

„Ich sagte Dir, daß die venezianischen Gesetze nicht fester wären wie sie. Schaffe mir schnell tausend Zechinen, Du magst so hohe Zinsen fordern, wie Dir Dein Gewissen erlaubt."

Hosea meinte, unter solchen Umständen ließe sich schon ein Vertrag schließen, und zeigte sich williger.

„Signore, tausend Zechinen liest man nicht so ohne weiteres vom Pflaster auf. Wer sie verleihen will, hat sie erst langsam und mit vieler Mühe verdient, und wer sie borgen will, der —"

„Er steht hier!"

„Der muß persönlich und dem Ruf nach auf dem Rialto bekannt sein."

Trotzdem behauptet das Gerücht, Hosea, daß Du großmütig genug wärest, auch Masken gegen genügendes Pfand zu borgen."

„Ein genügendes Pfand giebt mir die nacht, klar in der Sache zu sehen, wenn der Empfänger des Darlehns auch so

unkenntlich ist, wie die dort oben. Aber hier sehe ich nichts von dergleichen. Kommt morgen zu mir, maskiert oder nicht, ganz wie es Euch beliebt, denn ich bekümmere mich nicht um Geheimnisse anderer Leute, sobald sie mich nichts angehen. Da will ich in meinem Geldkasten nachsehen, obwohl er so leer ist, wie der eines jungen Kavaliers."

„Ich brauche das Geld zu dringend und kann nicht warten. Hast Du die tausend Zechinen, falls ich Dir Deine Bedingungen bewillige?"

„Wenn ich meine Edelsteine als Unterpfand gäbe, Signore, könnte ich wohl unter unseren Leuten das Geld zusammenbringen. Aber da ich erst von ihnen borgen will, so muß ich auch in der Lage sein, alle ihre Zweifel über die Rückzahlung zu beruhigen."

„Also das Geld ist da — darauf kann ich mich verlassen?"

Hosea zögerte, denn er hatte sich vergebens bemüht, den Fremden zu erkennen, und während er dessen sicheres Auftreten für ein günstiges Vorzeichen hielt, mißfiel ihm als Verleiher dessen Ungeduld.

„Ich habe gesagt, unter dem freundschaftlichen Beistand meines Volks," entgegnete er ausweichend.

„Eine so unbestimmte Antwort kann ich nicht brauchen. — Lebewohl, Hosea! Ich muß es anderswo versuchen."

„Signore, Ihr könntet nicht eiliger sein, wenn Ihr das Geld zu Eurer Hochzeit brauchtet. Könnte ich um diese späte Stunde noch Isaak und Aaron finden, glaube ich wohl, daß wir einen Teil der Summe zusammenbrächten."

„Darauf kann ich mich nicht verlassen."

„Nun, Signore, Aaron ist bettlägerig und Isaak sitzt immer über seinen Rechnungsbüchern, wenn sein Tagewerk gethan ist. Der rechtschaffene Mann verlangt keine andere Zerstreuung, obwohl ich mich wundere, daß er damit zufrieden ist; denn seit einem Jahr hat unser Volk nichts als Einbußen gehabt."

„Ich sage Dir, Jude, wir kommen doch nicht zum Ziel. Ich will das Geld und nur Dein Gewissen soll über die

Zinsen entscheiden. Diese Kniffe kann ich nicht brauchen, die vielleicht doch nur eine Enttäuschung zur Folge haben, wenn Du nachher behauptest, Deine Hintermänner willigten nicht ein."

„Gerechter Daniel! Um Euch gefällig zu sein, Signore, will ich es einmal wagen. Der wohlbekannte Hebräer Levi aus Livorno hat mir einen Beutel mit der Summe zurückgelassen, die Ihr gerade braucht, und unter den von Euch genannten Bedingungen will ich das Geld übernehmen und dem wackeren Goldschmied später mit meinem eigenen Hab und Gut das Seine ersetzen."

„Ich danke Dir für diese Nachricht, Hosea," sagte der andere, die Maske einen Augenblick zurückschiebend, sie aber dann wieder vornehmend. „Das wird unsere Unterhandlungen bedeutend vereinfachen. Du hast doch nicht etwa den Beutel des Juden von Livorno unter dem Domino bei Dir?"

Hosea war sprachlos, denn das Lüften der Maske hatte ihn über zweierlei belehrt. Erstens sah er, daß er seinen Argwohn in Bezug auf des Senats Verhalten gegen Donna Violetta einem Unbekannten mitgeteilt, — möglicherweise einem Späher der Polizei, — und zweitens hatte er die einzige wirksame Ausrede, die er kannte, um Giacomo Gradenigos Anliegen abzulehnen, aus der Hand gegeben, da er zugestanden, daß er die erforderliche Summe besitze.

„Das Gesicht eines alten Kunden wird hoffentlich das Geschäft nicht erschweren?" fragte der leichtsinnige Senatorensohn mit unverhohlenem Spott.

„Vater Abraham! Hätte ich gewußt, daß Ihr es wäret, Signor Giacomo, hätten wir nicht erst so viel zu reden brauchen!"

„Du würdest wahrscheinlich wie bei unseren letzten Unterredungen behauptet haben, daß Du kein Geld hättest."

„Nein, nein, Signore. Was gesagt ist, nehme ich nicht zurück; aber ich darf nicht verabsäumen, daß Levi zu seinem Recht kommt. Der vorsorgliche Freund hat mich bei unseren Erzvätern schwören lassen, daß ich sein Geld nur an solche Leute verleihen sollte, die es ganz zweifellos zurückerstatten können."

„Dieser Bedingung genügst Du vollständig, da Du es borgst, um es mir nachher zu leihen.“

„Signore, Ihr stellt mein Gewissen auf eine harte Probe. Ihr schuldet mir bereits sechstausend Zechinen, und wenn ich Euch nun noch diese Summe vorstreckte und Ihr sie mir zurückzahltet — zwei Annahmen, die ich einmal stellen will — so könnte der Wunsch, wieder zu meinem Gelde zu kommen, mich verleiten, die Rückzahlung auf mein Konto zu nehmen und damit Levis Forderung zu gefährden.“

„Das mache mit Deinem Gewissen ab, Hosea. Du hast eingestanden, das Geld zu besitzen; ich habe die Juwelen als Unterpfand bei mir und verlange nichts als die Zechinen.“

Wahrscheinlich hätten Giacomo Gradenigos Worte sonst geringen Eindruck auf den Hebräer gemacht, der durch die öffentliche Mißachtung, unter welcher die Juden litten, gänzlich verhärtet war. Nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte, teilte er seinem Gefährten seine Besorgnis betreffs Donna Violettas mit, deren Heirat, wie man sich erinnern wird, nur den Zeugen derselben bekannt war. Nun hörte der Jude zu seiner Freude, daß das Geld verwendet werden sollte, um seine eigenen Pläne zu fördern und die Erbin in Sicherheit zu bringen. Da die gebotenen Unterpfänder außerdem der verlangten Summe entsprachen, dachte Hosea, daß er sich für seine früheren Darlehen von den auswärtigen Besitzungen Donna Violettas bezahlt machen werde, und daß dieses Geschäft keine üble Anlage für die Zechinen des angeblichen Freund Levi wäre.

Sobald die Beteiligten einig mit einander geworden waren, verließen sie gemeinschaftlich den Platz, um das Geschäft zu Ende zu führen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wir folgen unserm Cade! Wir folgen unserm Cade
Heinrich VI.

Die Nacht brach an. Wieder tönte Musik durch die sonst so stille Stadt und wieder bewegten sich die Gondeln der Vornehmen durch die Kanäle. Man winkte einander im Vorbeifahren flüchtig mit der Hand durch die kleinen Fenster in den dunklen Verdecken, aber nur wenige begrüßten einander herzlich in einer Stadt, in welcher überall Mißtrauen und Geheimnis herrschten. Selbst in der Abendkühle wagte man sich nicht zwanglos zu bewegen, und wenn die Bewohner den Druck auch nicht in jedem Augenblick fühlten, hatte er sich ihrem ganzen Thun so untrennbar beigemischt, daß sie sich nie ganz unbefangen gehen lassen konnten.

Zwischen den leichteren und reichgeschmückten Gondeln der Patrizier fuhr eine von ungewöhnlicher Größe und sehr einfacher Ausrüstung den großen Kanal herunter, langsam, als ob die Gondeliere entweder ermüdet wären, oder es nicht eilig hätten. Der das Steuer führte, leitete das Boot mit vollendetem Geschick, und seine drei Genossen ließen das Ruder oft müßig im Wasser schleifen. Kurz es hatte den Anschein, als kämen sie müde von der Brenta oder von einem anderen weiten Ausflug nach der Stadt zurück.

Plötzlich bog die Gondel aus der Mitte des Fahrwassers in einen der wenig besuchten Kanäle, und nun wurden ihre Bewegungen schneller und regelmäßiger, bis das Fahrzeug ein Stadtviertel erreichte, das nur von den niedrigsten Volksklassen bewohnt wurde. Es hielt vor einem Speicher und einer der Mannschaft stieg auf die Brücke; die anderen warfen sich auf die Ruderbänke und schienen zu schlafen.

Der Ausgestiegene ging durch ein paar enge Gassen, wie man sie vielfach in dieser winkeligen Stadt findet, und klopfte leise an ein Fenster. Nicht lange darauf wurde es geöffnet und eine Frauenstimme fragte nach seinem Namen.

„Ich bins, Annina," sagte Gino, der nicht selten an diesem verborgenen Pförtchen erschien.

„Mach' auf, Mädchen, denn ich komme in einer eiligen Sache."

Annina that es, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß ihr Liebhaber allein war.

„Du kommst zur Unzeit, Gino," sagte sie. „Ich wollte eben nach dem Markusplatz, mich an der Abendkühle zu erfrischen. Der Vater und der Bruder sind schon fort, und ich mache nur noch die Riegel zu."

„In ihrer Gondel hat noch ein vierter Platz."

„Sie sind zu Fuß gegangen."

„Und Du willst um diese Stunde allein durch die Stadt gehen, Annina?"

„Du hast kein Recht, danach zu fragen," versetzte sie dreist. „San Teodoro sei Dank, noch bin ich nicht die Sklavin eines neapolitanischen Dieners."

„Mein neapolitanischer Gebieter ist mächtig und weiß seinen Dienern Respekt zu verschaffen."

„Er wird bald seinen ganzen Einfluß für sich selbst brauchen — doch warum kommst Du zu so ungelegener Zeit? Deine Besuche sind mir nie sonderlich willkommen, Gino, und wenn ich anders zu thun habe, geradezu lästig."

Wäre die Neigung des Gondeliers tiefer gewesen, hätte ihn diese offene Erklärung sehr erschüttern müssen; aber er schien die Worte so kaltblütig aufzunehmen, wie sie gesprochen wurden.

„Ich kenne Deine Launen, Annina," sagte er, sich auf die Bank streckend, als sei er zum Bleiben entschlossen. „Irgend ein junger Patrizier hat mit Dir auf dem Markusplatz geliebäugelt, oder Dein Vater hat mehr als gewöhnlich auf dem Lido verdient, darum ist Dir der Kamm so geschwollen."

„Diamine! Wer ihn hört, sollte meinen, daß ich ihm das Treuwort gegeben hätte und wir nur in der Sakristei auf das Anzünden der Hochzeitskerzen warteten, um das Gelübde

auszutauschen! Was bist Du mir, Gino Tullini, daß Du plötzlich solch einen Ton gegen mich anstimmst?"

„Und was bist Du mir, Annina, daß Du diese Launen an Don Camillos vertrautem Diener ausläßt?"

„Unverschämter! Ich habe nicht Zeit, um mit Dir zu schwatzen."

„Du hast es heut sehr eilig, Annina?

„Ich kann Dich nicht schnell genug los werden. Jetzt passe auf, Gino, und beherzige meine Worte, denn sie sind die letzten, die Du von mir zu hören bekommst. Du dienst einem Herrn, der in Ungnade gefallen ist und nächstens mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt wird, und mit ihm sein ganzer fauler Dienertroß, während ich es vorziehe, in meiner Vaterstadt zu bleiben."

Der Gondelier lachte gleichgültig über ihre geheuchelte Verachtung; aber eingedenk seines Auftrags, nahm er eine ernste Miene an und suchte den Zorn seiner flatterhaften Schönen durch ehrfurchtvolles Betragen zu begütigen.

„Sankt Markus stehe mir bei," sagte er. „Wenn wir uns auch nicht heiraten, Annina, ist es doch kein Grund, daß wir keinen Weinhandel mehr mit einander machen sollen. Ich halte hier in dem dunklen Kanal, kaum einen Steinwurf vor Deiner Thür, mit einer Ladung von so vorzüglichem Lacrimae Christi, wie ihn Dein Vater selten bekommen hat, und Du behandelst mich wie einen Hund."

„Ich habe heute keine Zeit für Dich und Deine Weine, Gino. Wenn Du mich nicht aufgehalten hättest, wäre ich schon fort und vergnügt."

„Nun so schließe zu, Mädchen, und kümmere Dich nicht um einen alten Freund," sagte der Gondelier, ihr diensteifrig zu Hilfe kommend. Annina nahm ihn beim Wort, und da sich beide dazu hielten, war bald das Haus verschlossen und das kecke Mädchen trat mit ihrem Liebhaber auf die Straße. Sie mußten über die vorhin erwähnte Brücke gehen und Gino deutete von hier auf die Gondel: „Lockt es Dich gar nicht, Annina?"

„Deine Unvorsichtigkeit, die Schmuggler bis an meines Vaters Haus zu bringen, wird uns noch einmal in das Unglück stürzen, Du Tollkopf!"

„Diese Kühnheit schützt am besten vor Verdacht."

„Wo ist der Wein gewachsen?"

„Am Fuße des Vesuv und von der Hitze des Vulkans gereift. Wenn mein Freund seine Ladung Euerm Nebenbuhler, dem alten Beppo, verkauft, wird es Deinem Vater leid sein."

Annina, die stets auf ihren eigenen Vorteil bedacht war, blickte begehrlich nach dem Boot. Der dunkle Baldachin war geschlossen, aber es war groß und ihre lebhafte Phantasie malte ihr vor, daß es mit neapolitanischen Weinschläuchen gefüllt sei. „Gino, es ist das letztemal, daß Du vor unsere Thür kommst."

„Wie Du willst. Tritt nur herein und koste —"

Annina zögerte, aber man sagt, wenn ein Mädchen zögert, giebt sie immer nach. Mit schnellen Schritten erreichten sie das Boot, und ohne die auf den Ruderbänken Liegenden anzusehen, trat Annina eilig unter das Verdeck. Ein fünfter Gondelier lag auf den Kissen ausgestreckt, denn das Boot war inwendig nicht wie die dem Schmuggel dienenden, sondern wie die auf den Kanälen gebräuchlichen Gondeln eingerichtet.

„Ich sehe nichts, was ich brauchen kann," sagte das Mädchen enttäuscht. „Was wollt Ihr von mir, Signore?"

„Du bist willkommen. Wir werden uns diesmal nicht so schnell wie gestern trennen."

Der Liegende war aufgesprungen und hatte das Mädchen an der Schulter gefaßt, die sich nun Don Camillo Monforte gegenüber sah. Annina war viel zu gewitzigt, um Furcht zu verraten. Sie suchte sich äußerlich zu beherrschen, obwohl sie an allen Gliedern bebte, und sagte dreist: „Der Herzog von Sant' Agata ist auch Schleichhändler!"

„Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt, Mädchen, wie Du bald merken wirst, Du hast die Wahl zwischen einem

offenen Geständnis oder meinem gerechten Zorn." Er sprach in ruhigem Ton, aber Annina sah, daß sie es mit einem entschlossenen Mann zu thun habe.

„Was für ein Geständnis können Euer Gnaden von der Tochter eines armen Weinhändlers verlangen?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Die Wahrheit, — und diesmal lasse ich Dich nicht los, ehe ich zufriedengestellt bin, das bedenke! Die venezianische Polizei und ich sind jetzt in offenem Kampf, und Du bist die erste, mit der ich mich auseinandersetze."

„Herr Herzog, bedenkt, es ist ein kühner Schritt, den Ihr mitten in der Stadt wagt!"

„Ich nehme die Folgen auf mich. Es ist in Deinem Interesse, offen zu bekennen."

„Es ist kein Verdienst, etwas zu thun, zu dem man gezwungen wird. Da Ihr das wenige wissen wollt, was ich Euch mitzuteilen habe, so will ich es gern erzählen."

„Rede, ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Signore, ich leugne nicht, daß man Euch übel mitgespielt hat. Freilich seid Ihr von dem Rat schlecht behandelt worden. Einen edlen Herrn aus fremdem Lande, der, wie ein jeder hier zu Venedig weiß, das Recht auf einen Senatorensitz hat, so zu behandeln, ist eine Schande für die Republik. Ich wundere mich nicht, daß Euer Gnaden ärgerlich ist. Der heilige Markus verlöre dabei selbst die Geduld."

„Zur Sache, Mädchen! Laßt die Umschweife."

„Ja, die Sache selbst ist sonnenklar, Euer Gnaden und ich will sie gern erzählen. Ich wollte nur, ich wüßte mehr davon, da ich Euch damit einen Gefallen thue."

Annina, die von Jugend auf an Ränke gewöhnt war, hatte, während sie so viele unnütze Worte machte, verstohlen um sich geblickt und bemerkt, daß das Boot bereits die Kanäle verlassen hatte und über die Lagune glitt. Als sie begriff, daß sie vollkommen in Don Camillos Gewalt war, sagte sie sich, daß sie deutlicher reden müsse. „Euer Gnaden werden ver-

muten, daß der Rat in Erfahrung gebracht hatte, Ihr wolltet mit Donna Violetta entfliehen."

„Das weiß ich natürlich."

„Warum sie mich zur Dienerin der edlen Dame erwählten, kann ich nicht begreifen. Ich bin doch wahrlich nicht die Person, die ein treues Liebespaar scheiden möchte."

„Annina, ich habe mir Dein Geschwätz gefallen lassen, weil ich erst die Stadt hinter mir haben wollte; aber jetzt lasse die Ausflüchte und rede gerade heraus. Wo hast Du meine Gemahlin verlassen?"

„Meinen Euer Gnaden, daß der Staat Eure Ehe anerkennen wird?"

„Antworte mir, Mädchen, oder ich ergreife Mittel, Dich zum Reden zu zwingen. Wo hast Du meine Frau verlassen?"

„Heiliger Theodor! Die Beamten der Republik bedurften meiner nicht mehr und setzten mich an der ersten Brücke ab, die die Gondel passierte."

„Vergebens suchst Du mich zu täuschen. Du hast bis spät auf den Lagunen verweilt, und ich weiß, Du bist bei Sonnenuntergang im Markus-Gefängnis gewesen, nachdem Du von dem Boot mit Donna Violetta heimgekehrt warst."

Anninas Staunen war diesmal ungeheuchelt. „Heilige Jungfrau! Ihr werdet besser bedient, als sich der Rat träumen läßt!"

„Das wirst Du zu Deinem Schaden spüren, wenn Du nicht die Wahrheit redest. Aus welchem Kloster kamst Du?"

„Aus keinem, Signore. Wenn Euer Gnaden entdeckt hat, daß der Senat die Signora Tiepolo im Sankt Markusgefängnis verwahrt hält, ist es nicht meine Schuld."

„Deine Kniffe nützen Dich nichts, Annina," bemerkte Don Camillo ruhig. „Du warst im Gefängnis, um Dir geschmuggelte Waaren abzuholen, die Du seit lange bei Deiner Base Gelsomina gelassen hattest, des Kerkermeisters Tochter. Sie wußte nicht, was Dein Zweck war; denn Du hast seit langer Zeit

ihre Unschuld und Unerfahrenheit getäuscht. Donna Violetta ist keine Verbrecherin, die man in einen Kerker sperrt."

„Der Himmel sei mir gnädig!" war alles, was das erschrockene Mädchen sagen konnte.

„Du siehst, daß Du mich nicht hintergehen kannst. Ich bin so gut über Dein Thun unterrichtet, daß Du mich nicht wesentlich irre zu leiten vermagst. Du pflegst Deine Base nicht häufig zu besuchen; aber als Du diesen Abend auf den Kanal kamst —"

Don Camillo hielt inne, denn über das Wasser her ertönte Geschrei, und als er sich umblickte, bemerkte er einen dichten Schwarm von Booten, die der Stadt zueilten, als folgten sie alle einer gemeinsamen Regung. Tausend Stimmen riefen durcheinander und von Zeit zu Zeit verkündete ein von allen ausgestoßener Klageruf, daß diese schwimmende Prozession von einem gemeinsamen Gefühl des Schmerzes bewegt werde. Die Seltsamkeit dieses Vorgangs und die Thatsache, daß seine Gondel gerade auf diese aus mehreren hundert Booten bestehende Flotte zusteuerte, ließen den Herzog für den Augenblick das mit dem Mädchen angestellte Verhör unterbrechen.

„Was bedeutet das, Jacopo?" fragte er leise den Gondelier, der seine eigene Barke steuerte.

„Es sind die Fischer, Signore, und die Art, wie sie sich der Stadt nähern, läßt mich vermuten, daß sie etwas Schlimmes im Sinne haben. Seit der Doge verweigert hat, den Enkel ihres Gefährten von den Galeeren freizugeben, hat sich starke Unzufriedenheit unter ihnen gezeigt."

Die Neugier hatte Don Camillos Leute veranlaßt, einen Augenblick stillzuliegen, nun aber sahen sie die Notwendigkeit ein, dieser schwimmenden Menge auszuweichen, die mit der Gewalt eines reißenden Stromes herankam, denn die Ruderer griffen so mächtig aus, wie man es häufig bei den italienischen Seeleuten sieht. Drohende Zurufe und der Befehl zu bleiben belehrten Don Camillo, daß er sich dieser Forderung fügen oder schnell entfliehen müsse. Er wählte

ersteres, da er dadurch am wenigsten in seinen eigenen Plänen gestört zu werden hoffte.

„Wer bist Du?“ fragte einer aus dem Haufen, der sich zum Führer aufgeworfen hatte. „Wenn Du von den Lagunen stammst und ein Christ bist, so komme mit Deinen Freunden nach San Marco, um Gerechtigkeit zu fordern!“

„Was bedeutet dieser Aufruhr?“ fragte Don Camillo, dessen Kleidung nichts von seinem Rang verriet und der obenein noch in venezianischem Dialekt redete. „Warum seid Ihr hier in so großer Zahl, Freunde?“

„Sieh her!“

Don Camillo wendete sich um und sah des alten Antonio Greisenantlitz und seine starren Augen durch den Todeskampf entstellt. Hundert Stimmen verkündeten durcheinander seinen Tod, und stießen dabei so heftige Verwünschungen aus, daß, wenn Don Camillo nicht schon durch Jacopo von dem Ereignis unterrichtet gewesen wäre, er schwerlich verstanden hätte, um was es sich handelte.

Die Fischer hatten beim Aufziehen ihrer Netze Antonios Leiche gefunden, und darauf mit einander beraten, wie sein Tod herbeigeführt sein könnte. Es waren alle seine Zunftgenossen zusammengeströmt und nun folgte der nebenerwähnte Auftritt.

„Giustizia!“ riefen fünfzig Stimmen durcheinander, während man das starre Totenantlitz dem Monde zuwendete. „Giustizia in Palazzo e pane in Piazza!“ (Gerechtigkeit im Palast und Brot auf dem Platze.)

„Fordert das vom Senat!“ rief Jacopo mit bitterem Hohn.

„Meinst Du, unser Genoß wäre wegen seiner gestrigen Kühnheit bestraft worden?“

„Es sind schon ganz andere Dinge in Venedig geschehen!“

„Man verwehrt uns, im Kanal Orfano unsere Netze zu legen, damit die Heimlichkeiten des Gerichts nicht an das Tageslicht kommen, und nun sind sie frech genug, einen der unseren mitten auf den Lagunen zu ertränken.“

„Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!“ brüllten Hunderte von heiseren Kehlen.

„Nach dem Palast! Zeigt die Leiche dem Dogen! Kommt, Brüder! Sie haben Antonios Tod auf dem Gewissen.“

In dem wilden, unklaren Drange, eine Sühne für das ihnen angethane Unrecht zu fordern, griffen die Fischer wieder zu den Rudern und die ganze Flotte bewegte sich weiter, eine dichtgedrängte Masse bildend.

Während dieser kurzen Unterredung hatten sich wilde Rufe, Drohungen und alle jene Wutausbrüche vernehmen lassen, welche einen Aufstand bei dieser heißblütigen Bevölkerung zu begleiten pflegen, und der Vorgang verfehlte nicht seine Wirkung auf Annina. Don Camillo benutzte den Eindruck des Schreckens und setzte ihr mit Fragen zu, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Infolge ihrer Aussage, glitt die Gondel über die ruhige Fläche der Lagunen, während die aufgebrachte Menge unter wildem Wutgeschrei in die Mündung des großen Kanals einlief.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Clifford hoch! Clifford hoch! Wir folgen dem dem Könige und Clifford!“
Heinrich VI.

Auch die Ruhe eines gut geordneten Staates kann jederzeit durch einen plötzlichen Ausbruch der Unzufriedenheit gestört werden. Ein solcher Vorfall läßt sich ebensowenig verhindern, wie das Begehen grober Verbrechen. Wenn aber eine Regierung ihre Existenz durch eine solche Aufwallung der Volkswut für bedroht hält, kann man annehmen, daß ihre Einrichtungen von Grund aus fehlerhaft sind. Die Menschen verteidigen ihre Staatseinrichtungen so gut, wie jedes andere ihnen teuere Interesse, sobald sie wirklich ihre Anhänglichkeit verdienen, und es kann keinen deutlicheren Beweis ihrer Wert-

losigkeit geben, als wenn die Machthaber ernstlich das Geschrei der Menge fürchten. Keine Obrigkeit hat diese verräterische Furcht mehr empfunden, als die sogenannte Republik Venedig, sobald sich öffentliche Mißstimmung kundgab. Es zeigte sich eine eingewurzelte und beständig rege Neigung zur Auflösung in diesem von Parteien zerrissenen Staate, die nur durch die Wachsamkeit der Aristokratie und die von ihrer Klugheit aufgerichteten politischen Bollwerke unterdrückt wurde. So viel man auch von dem ehrwürdigen Charakter ihrer Staatskunst redete und von ihrer darausfolgenden Festigkeit, so kämpft die Selbstsucht doch vergebens gegen die Wahrheit an. Unter allen trügerischen Gründen, mit denen die Menschen ihre Auskunftsmittel zu beschönigen suchen, giebt es keinen, der irrtümlicher wäre, als die Behauptung, daß eine soziale Einrichtung noch lange vorhalten müsse, weil sie schon seit lange besteht. Man könnte mit demselben Rechte behaupten, daß ein siebzigjähriger Mann voraussichtlich noch ein ebenso langes Leben vor sich habe, als ein fünfzehnjähriger Junge, oder leugnen wollen, daß das unvermeidliche Ende aller irdischen Dinge das Vergehen sei. Es giebt eine Zeit im menschlichen Dasein, in welcher die Lebenskraft mit der Gebrechlichkeit der Kindheit zu kämpfen hat, aber ist dieser gefährliche Zeitpunkt vorbei, so erreicht das Kind dasjenige Alter, in dem es erfahrungsmäßig die Aussicht auf ein langes Leben gewinnt. So geht es auch im Leben der Staaten, und ein System, das lange genug bestanden hat, um seine Zweckmäßigkeit zu beweisen, darf dann auf eine gewisse Haltbarkeit rechnen. Aber wenn auch nicht alle jungen Menschen alt werden, so steht es doch fest, daß jeder alte einmal jung gewesen ist. Das chinesische Reich war einst so jugendlich, wie unsere amerikanische Republik, allein wir glauben darum nicht, daß es uns überdauern wird, denn die Hinfälligkeit ist die natürliche Folge des Alters.

Zur Zeit unserer Geschichte rühmte sich Venedig seines hohen Alters, fürchtete doch in gleichem Maße für sein Be-

stehen. Es war noch immer stark in seinen Einrichtungen, aber diese litten an dem schweren Uebelstande, daß sie nur einer kleinen Minderzahl zu gute kamen und jenen gemalten Theaterdekorationen von Burgen und Wällen glichen, die, wenn sie scharf beleuchtet werden, sich als leere Trugbilder erweisen.

Man kann sich die Angst vorstellen, mit der die Patrizier das Geschrei der an den Palästen vorüberstürmenden Fischer hörten. Einige fürchteten, daß das Ende ihrer künstlich behaupteten Stellung, die sie schon längst erschüttert fühlten, nun wirklich gekommen sei, und dachten daran, auf welche Weise sie am besten für die eigene Sicherheit sorgen könnten. Andere mißverstanden diese Bewegung vollständig und hörten begeistert zu, denn sie konnten sich in ihrer Beschränktheit nicht in die veränderten Verhältnisse hineinfinden und meinten, die Republik habe noch irgend einen großen Sieg davongetragen. Aber einige wenige, und das waren diejenigen, die sich alle Macht angeeignet hatten, begriffen mit scharfem Blick die Gefahr, schätzten sie richtig und erkannten auch das Mittel, um sie abzuwenden.

Die Aufrührer waren unfähig, ihre eigene Macht zu erkennen und die Vorteile, die sich ihnen boten, auszunutzen. Sie folgten bei ihrem Thun nur einem dunklen Drange. Die Art, in welcher ihr alter Genosse tags zuvor den Sieg erkämpft, seine herbe Zurückweisung durch den Dogen und die Vorgänge auf dem Lido, welche thatsächlich Antonios Tod herbeiführten, hatten ihre Seelen in Aufruhr gebracht. Als man die Leiche gefunden und alle Genossen von den Lagunen herbeigerufen hatte, folgten sie ihrer leidenschaftlichen Aufwallung und machten sich nach dem Dogenpalast auf, ohne irgend einen anderen bestimmten Zweck dabei zu verfolgen, als ihrer Wut Luft zu machen.

Nachdem sie in den Kanal eingelaufen waren, zwang die Engigkeit der Wasserstraße die Boote, so nah an einander zu fahren, daß sie einander am Rudern hinderten und die große

Menge infolge dessen nur langsam vorwärts kam. Ein jeder wollte so nahe als möglich bei Antonios Leiche bleiben, und wie es die Menge stets macht, hinderte einer den anderen durch unzeitige Hast. Ein paarmal wurden die Namen mißliebiger Senatoren gerufen, als ob die Fischer die Sünden des Staates an seinen Beamten heimsuchen wollten, aber diese Rufe verloren sich in dem allgemeinen Geschrei. Als sie die Rialtobrücke erreichten, landete mehr als die Hälfte und begab sich auf dem kürzeren Fußwege durch die Straßen nach ihrem Ziel, und die zuerst Ausgestiegenen kamen nun schneller vorwärts, da die hinter ihnen Hereilenden einander hinderten. Die übrigen ruderten weiter, und je mehr sie sich dem Hafen näherten, umsomehr nahm der sich lockernde Zug die Gestalt einer Leichenprozession an.

Gerade in dem Augenblick, als dieser Wechsel eintrat, bog eine stark bemannte, sich schnell fortbewegende Gondel aus einem Seitenwege in den großen Kanal ein. Der Zufall brachte sie plötzlich dicht vor die Front des Geschwaders, das denselben Kanal herunterfuhr. Die Gondeliere sichtlich erschreckt durch die unvermutete Begegnung, hielten einen Augenblick zögernd inne:

„Eine Gondel der Republik!“ riefen fünfzig Fischer, und eine gellende Stimme schrie: „Kanal Orfano!“

Der bloße Verdacht, daß eine That, wie sie dies Wort andeutete, im Werk sein könne, genügte, die Menge aufzureizen. Wilde Anklagen wurden laut und zwanzig Gondeln machten sich daran, das große Boot zu verfolgen. Doch die Drohung hatte genügt; die Gondeliere der Republick eilten schneller als ihre Verfolger dem Ufer zu, sie sprangen auf einen der Stege, die sich vor vielen venezianischen Palästen befanden, und verschwanden in einem Seitengäßchen.

Durch diesen Erfolg ermutigt, bemächtigten sich die Fischer des Boots, als herrenloses Gut, und schleppten es unter Siegesjubel in die Mitte ihres eigenen Geschwaders. Einige

Neugierige traten unter das sargähnliche Verdeck und kamen sogleich wieder, einen Priester herausziehend.

„Wer bist Du?“ fragte mit heiserer Stimme der Mann, der sich die Führerschaft angemaßt hatte.

„Ein Karmeliter, ein Diener Gottes!“

„Dienst Du der Republik? Bist Du auf dem Kanal Orfano gewesen, um die letzte Beichte eines Unglücklichen zu hören?“

„Ich bin im Geleit einer jungen edlen Signora, die meines Beistandes und meiner Gebete bedarf. Reiche und Arme, Freie oder Gefangene sind vor meinem Amt gleich!“

„Ha! Du bist also nicht wählerisch. Willst Du die Totengebete auch für das Seelenheil eines armen Mannes sprechen?“

„Mein Sohn, ich kenne darin keinen Unterschied zwischen dem Dogen und dem ärmsten Fischer. Aber ich verlasse die mir anvertrauten Frauen nur ungern.“

„Es soll den Frauen kein Leid geschehen. Komme in mein Boot, wir bedürfen Deines heiligen Beistandes.“

Vater Anselmo, — der Leser wird erraten haben, daß es sich um ihn handelte — trat unter das Verdeck zurück, sagte seinen zitternden Gefährtinnen einige tröstende Worte und that dann, wie ihm geheißen. Man ruderte ihn nach der ersten Gondel und wies ihn mit einer Gebärde nach der Leiche.

„Siehst Du den Toten, Vater?“ fragte sein Führer. „Er war ein frommer und rechtschaffener Christ!“

„Das war er!“

„Wir schätzten ihn als den ältesten und geschicktesten Fischer auf den Lagunen, der stets bereit war, einem unglücklichen Genossen beizuspringen.“

„Ich glaube es Dir.“

„Das kannst Du auch, denn was ich Dir sagte, ist so wahr wie die heilige Schrift. Gestern fuhr er siegreich diesen Kanal herunter; denn er trug die Ehren der Regatta gegen die besten Ruderer von Venedig davon.“

„Ich habe von seinem Siege gehört.“

„Man sagt, Jacopo, der einst der beste Ruderer auf den Kanälen war, sei sein Nebenbuhler gewesen. Heilige Jungfrau! Solch ein Mann durfte nicht sterben!“

„Es ist unser aller Los! Reiche und Arme, Starke und Schwache! Unglückliche und Glückliche, müssen alle einmal abscheiden.“

„Aber nicht ein jeder nimmt dies Ende, würdiger Karmeliter. Antonio hatte die Republik beleidigt, wegen seines Enkels, der für die Galeeren gepreßt war, und sie haben ihn in das Fegefeuer geschickt, ohne ihm Zeit zu lassen, für sein Seelenheil zu sorgen.“

„Es wacht ein Auge auch über den Geringsten. Hoffen wir, daß auch er nicht vergessen worden ist.“

„Cospetto! Man behauptet, daß diejenigen, denen der Senat zürnt, auch nicht viel Beistand von der Kirche erlangen. Willst Du Wort halten, Karmeliter, und für ihn beten?“

„Das will ich!“ entgegnete Vater Anselmo fest. „Macht Platz, daß alles geschehen kann, wie es sich ziemt.“

Die dunklen, ausdrucksvollen Gesichter strahlten von Befriedigung, denn trotz ihrer Aufregung hatte die Ehrfurcht vor den Gebräuchen der Kirche, in denen sie erzogen waren, tiefe Wurzel bei ihnen geschlagen. Es trat eine tiefe Stille ein und die Boote fuhren in größerer Ordnung weiter.

Es war ein eigentümlicher Anblick. Voran fuhr die Gondel mit der Leiche. Da der Kanal nach dem Hafen zu breiter wird, so konnte der Mond auf Antonios starre Züge fallen, die charakteristisch für einen Mann waren, den der Tod in so plötzlicher und fürchterlicher Weise ereilt hatte. Der Karmeliter kniete, in seine weißen, wallenden hellbeleuchteten Gewänder gehüllt, mit entblößtem, gesenktem Haupt andächtig betend zu Füßen der Leiche. Ein einziger Gondelier ruderte das Boot und man hörte nichts als das Plätschern der Ruder im Wasser. Dies Schweigen währte eine kurze Zeit, dann stimmte der Mönch die Totenmesse an. Die Fischer, die streng

in den Gebräuchen der Kirche erzogen waren, kannten alle die feierliche Weise und sangen die Responsorien (wie man es noch heutzutage in Italien hört), und das sanfte Rauschen des Wassers bildete eine passende Begleitung dazu. Ein Fenster nach dem anderen öffnete sich als sie vorbeifuhren, und tausend neugierige und ängstliche Gesichter blickten von den Balkonen auf den vorübergleitenden Zug.

Die Gondel der Republik wurde in der Mitte des Geschwaders von vielen leichteren Booten geschleppt; denn die Fischer mochten ihre Beute nicht fahren lassen. So gelangte das feierliche Geleit in den Hafen und an den Damm am Ende der Piazetta. Während zahllose Hände sich bereitwillig ausstreckten, Antonios Leiche an das Land zu schaffen, hörte man vom Dogenpalast her ein lautes Geschrei, welches bewies, daß die anderen Fischer schon in den Hof gedrungen waren.

Die Plätze um die Markuskirche boten jetzt ein ganz verändertes Bild dar.

Die altertümliche, byzantinische Kirche, die Reihen stolzer Bauten ringsumher, der schlanke Campanile, die Granitsäulen und Siegesmaste, alle jene ehrwürdigen und seltsamen Denkmäler, die abwechselnd schon so viel Lustbarkeiten oder Gewaltthaten an sich vorüberziehen sahen, standen unverändert da, wie unverrückbare Marksteine, die der Zeit trotzen. Sie blieben schön und erhaben, trotz der wechselnden Schauspiele menschlicher Leidenschaften, die sich täglich vor ihnen abspielten.

Aber die Musik, das Lachen und Scherzen war dahin. Die Lichter in den Kaffeehäusern wurden gelöscht, die fröhlichen Zecher eilten nach Hause, da sie fürchteten, man könnte sie sonst mit denjenigen verwechseln, die den Zorn des Senats herausforderten. Die Possenreißer, Sänger und Gaukler heuchelten keinen übermütigen Frohsinn mehr und sahen so ängstlich aus, wie ihnen zu Mut war.

„Gerechtigkeit!“ riefen tausend drohende Stimmen, als Antonios Leiche in den Hof getragen wurde. „Erhabener Doge! Gerechtigkeit! Schaffe uns Gerechtigkeit! Wir flehen Dich an!“

Der weitere, düstere Hof schien wie gepflastert mit den dunklen Köpfen und den blitzenden Augen der Fischer. Man legte die Leiche vor die unterste Stufe der Riesentreppe, während der erschrockene Hellebardier an ihrem oberen Ende sich kaum genug fassen konnte, um ruhig auf seinem Posten zu bleiben, wie es die Mannszucht und seine Soldatenehre erforderte. Außen waren keine Söldner zu sehen, denn die venezianischen Machthaber wußten, daß ihr Anblick nur die Menge gereizt hätte, die sie mit Gewalt zu vertreiben nicht stark genug waren. Die Menge unten bestand aus unbekannten Aufrührern niederen Standes; es galt den Sturm zu beschwören und die Bestrafung der Schuldigen einer späteren Zeit vorzubehalten, da man augenblicklich nicht in der Lage war, ihnen mit Gewalt entgegenzutreten.

Der Rat der Drei war von der Ankunft der aufrührerischen Fischer benachrichtigt worden. Als der Pöbel in den Hof drängte, erwog das Tribunal in geheimer Sitzung die Frage, ob der Aufstand einen ernsteren und bestimmten Zweck verfolge, als seine äußeren Anzeichen vermuten ließen. Noch waren die dem Leser bekannten Personen im Besitz ihrer gefährlichen und despotischen Macht.

„Sind die Dalmatier von dem Aufruhr in Kenntnis gesetzt?“ fragte ein Mitglied des geheimen Rats, der kaum die nötige Fassung für die Ausübung seiner hohen Würde zu bewahren vermochte. „Wir werden ihre Gewehre brauchen, ehe der Aufstand unterdrückt ist.“

„Vertraut auf unsere gewöhnlichen Mannschaften, Herr,“ antwortete Signore Gradenigo. „Meine einzige Befürchtung ist, daß irgend eine Verschwörung, durch welche die Treue der Truppen erschüttert werden könnte, dem Lärm zu Grunde liegt.“

„Die schlimmen Leidenschaften der Menschen achten keine Grenzen! Was verlangen denn die Leute? Für einen Staat, dessen Macht im Sinken begriffen ist, geht es Venedig gut genug! Unsere Schiffahrt blüht; unsere Banken bringen große Dividenden, und ich versichere Euch, meine Herren, unsere Ge-

schäfte sind noch nie so gut gegangen, wie dieses Jahr! Alle können es nicht gleich gut haben."

„Ihr seid allerdings gut daran, Signore, aber nicht alle sind in so glücklicher Lage. Unsere Regierungsform ist etwas exklusiv, und es ist ein Nachteil, den wir für unsere Vorrechte immer haben in den Kauf nehmen müssen, daß man uns heftig anklagt, sobald etwas in der Republik nicht nach Wunsch geht."

„Sind diese Unverschämten nie zufriedenzustellen? Sind sie nicht frei? geht es ihnen nicht gut?"

„Es scheint, daß sie bessere Bürgschaften dafür haben wollen, als unser Wort."

„Die Menschen sind neidisch. Die Armen wollen reich sein, und die Schwachen begehren zu herrschen."

„Aber das Umgekehrte kommt nicht vor; denn kein Reicher will arm, keiner der herrscht, machtlos werden."

„Ihr verspottet mich, Signor Gradenigo. Ich spreche, meine ich, so wie es einem Senator zukommt, und Ihr müßt diese Ansicht schon oft gehört haben."

„Gewiß ist sie nicht ungewöhnlich. Aber mir scheint, daß mit unserer sinkenden Macht der engherzige, harte Geist unserer Gesetze im Widerspruch steht. Wenn ein Staat blüht, dulden die Unterthanen schwere Mißstände in dem Gefühl allgemeinen Wohlstandes. Aber es giebt keinen schärferen Beurteiler öffentlicher Zustände, als einen Kaufmann, dessen Geschäft zurückgeht, und das ist jetzt häufig genug der Fall."

„Ist das ihr Dank! Haben wir nicht diese schlammigen Inseln zu dem Haupthandelsplatz der ganzen Christenheit umgeschaffen? und nun murren sie, weil wir nicht alle Vorteile festhalten können, die uns die Weisheit unserer Ahnen verschafft hatte."

„Ihre Klagen sind im Grunde nicht so verschieden von den Euern, Signore — aber Ihr habt recht: der augenblickliche Aufstand muß beschwichtigt werden. Laßt uns zum Dogen gehen, er muß vor das Volk treten, von denjenigen Patriziern umgeben, die gerade bei der Hand sind. Einer von uns muß

als Zeuge dabei sein, mehr nicht, sonst könnten wir uns dadurch verraten."

Das geheime Tribunal zog sich zurück, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen, gerade als die Fischer im Hof durch die vom Wasser her kommenden verstärkt wurden.

Jede Volksmenge ist sehr empfänglich für einen Zuwachs an Teilnehmern. Die zuchtlosen Scharen, die nur durch ihre Masse wirken, bedürfen des Gefühls von physischer Kraft. Als die ankommenden Fischer die Menschenmasse sahen, die sich bereits im Dogenpalast gesammelt hatte, stieg der Mut der Verwegenen, und selbst die Furchtsamen wurden beherzt.

Das Toben der Menge im Hofe hatte den höchsten Grad erreicht, als der Doge mit seinem Gefolge in einer der langen offenen Galerien des ersten Stockwerks sichtbar wurde. Die Gegenwart des ehrwürdigen Greises, der dem Namen nach über den von Parteien zerrissenen Staat herrschte, und die lange Gewöhnung der Fischer, sich der Obrigkeit zu unterwerfen, ließen trotz der augenblicklichen Empörung tiefe Stille eintreten. Ein Gefühl des Bangens bemächtigte sich der tausend dunklen Gestalten, als sich der kleine Zug näherte. So tief war die durch diese Empfindung hervorgerufene Stille, daß man das Rauschen der schweren herzoglichen Gewänder hörte, während der gebrechliche Greis langsam und würdevoller näherkam. Die vorherige Heftigkeit, wie die augenblickliche Unterwürfigkeit der ungebildeten Fischer, beruhte auf denselben Ursachen: Unwissenheit und das Festhalten an alten Vorstellungen brachte abwechselnd diese so verschiedenen Aeußerungen des Empfindens hervor.

„Warum habt Ihr Euch versammelt, meine Kinder?" fragte der Doge, als er oben an die Riesentreppe gekommen war. „Und vor allem, warum betretet Ihr den Palast Eures Fürsten mit so ungehörigem Lärm?"

Man konnte die zitternde Stimme des Greises fernhin vernehmen, denn alles verharrte in lautlosem Schweigen. Die Fischer blickten einander an und schienen jemand zu

suchen, der kühn genug wäre, für sie zu reden. Endlich faßte einer, der sich in der Menge sicher geborgen wußte, Mut und rief: „Gerechtigkeit!"

„Sie ist auch unser Zweck!" sagte der Fürst milde, „und wir üben sie. Warum habt Ihr Euch hier versammelt, in einer Art, die die Republik und Euern Fürsten beleidigt?"

Noch immer antwortete niemand. Der einzige unter ihnen, der sich von der Macht des Vorurteils und der Gewohnheit zu befreien vermocht hatte, war der Hülle entflohen, die unten auf den Stufen der Riesentreppe lag.

„Beschwichtigt sie, Hoheit," flüsterte der Abgesandte des Rats der Drei, der als Zeuge der Unterredung mitgekommen war, „die Dalmatier rüsten sich erst."

Der Fürst neigte zustimmend das Haupt, denn er wußte, daß er diesem Wink folgen müsse. Er redete in demselben Ton weiter: „Wenn mich niemand von der Ursache Eures Kommens unterrichten will, muß ich Euch gebieten zu gehen, und es thut meinem väterlichen Herzen weh —"

„Gerechtigkeit!" rief der in der Menge Verborgene.

„So nenne den Grund Eurer Klagen, damit ich Eure Beschwerden erfahre."

„Hoheit, seht hierher!"

Einer, der kühner als die übrigen war, hatte die Leiche Antonios so gelegt, daß der Mond die verzerrten Züge beleuchtete; und er deutete jetzt auf den schaurigen Anblick, den er dem Dogen bereitet hatte. Der Fürst trat bei diesem unerwarteten Vorgang erst betroffen zurück, stieg dann die Treppe herunter, dicht hinter ihm sein Gefolge und die Leibwache. Er beugte sich über den Körper.

„Liegt hier ein Meuchelmord vor?" fragte er, nachdem er sich bekreuzt. „Was konnte der Tod eines Fischers einem Bravo für Vorteil bringen? Oder ist der Unglückliche im Zwist von seinesgleichen erschlagen worden?"

„Nein, erhabener Doge. Wir meinen Antonio hat es büßen müssen, daß er den Unwillen der Republik erregt."

„Antonio! Ist das der dreiste Fischer, der uns bei der Regata meistern wollte?“

„Euer Gnaden, das ist er!“ sagte ein Fischer. „Keiner wußte besser mit dem Netze umzugehen; niemand war ein treuerer Freund in der Not oder ruderte seine Gondel besser als er. Es hätte Eurer Hoheit gefallen, zu sehen, wie er an den Tagen der Heiligen unsere Festzüge leitete, oder uns lehrte nach der Väter Weise, dem Seemannswehen Ehre zu machen.“

„Oder, erhabener Doge, wenn Ihr ihn an einem Fest auf dem Lido gesehen hättet,“ rief ein anderer, denn nun das Eis einmal gebrochen war, wurde die Menge kühn. „Antonio war fröhlich, wenn sich eine Gelegenheit bot, so ernst er sonst auch sein konnte.“

Dem Dogen wurde die Sache allmählich klar und er blickte seitwärts nach dem Beisitzer des Rats.

„Es ist leichter, die Verdienste dieses unglücklichen Mannes zu begreifen, als die Art, wie er zu Schaden gekommen ist,“ sagte er zu den Fischern, da die unbeweglichen Züge des Ratsherrn ihm nicht zu Hülfe kamen. „Kann mir einer von Euch erklären; wie es geschehen ist?“

Der erste, der von den Fischern gesprochen hatte, übernahm dies Amt, und weitschweifig, wie Leute seines Standes zu reden pflegen, erzählte er dem Dogen, wie sie die Leiche gefunden hätten. Als er geendet, sah der Fürst wieder den Senator neben sich fragend an, denn er wußte nicht, ob die Zwecke der Staatsklugheit nur den Tod des Mannes oder ein warnendes Beispiel gewollt hatten.

„Hoheit, ich sehe in dem vorliegenden nur einen der Unglücksfälle, wie ihn der Beruf der Fischer mit sich bringt,“ sagte der vom Rat. „Der Greis kann zufällig verunglückt sein, und aus Barmherzigkeit mag man ein paar Messen für ihn lesen lassen.“

„Edler Senator,“ rief der Fischer ungläubig, „die Republik zürnte ihm!“

„Das Gericht erfindet viel ungereimtes Zeug über die vermeintliche Ungnade der Republik. Auch pflegt Ihr Fischer ja sonst zu behaupten, daß die Verbrecher nicht in den Lagunen, sondern im Kanal Orfano ertränkt werden!"

„Gewiß, Euer Gnaden. Deshalb hat man uns verboten, dort zu fischen, bei der Strafe, selbst zu den Aalen auf den Grund geschickt zu werden."

„Um so mehr ist anzunehmen, daß der Alte einfach verunglückt ist. Ist denn irgend ein Zeichen an seinem Leibe sichtbar, daß man Gewalt gegen ihn verübt hat? denn obwohl der Staat sich kaum mit einer solchen Angelegenheit zu befassen braucht, könnten andere sie zu seinem Schaden ausbeuten, darum wollen wir genaue Nachforschungen darüber anstellen. Ist der Leichnam untersucht worden?"

„Euer Gnaden, es genügte schon, einen so alten Mann in die Lagunen zu stürzen; der kräftigste Arm in Venedig hätte ihn dort nicht retten können."

„Er mag in einem Zwist verunglückt sein, die Polizei wird Nachforschungen anstellen. Was hat der Karmeliter damit zu thun? Vater, wißt Ihr um diesen Vorfall?"

Der Mönch wollte antworten, aber die Stimme versagte ihm. Er starrte wild um sich; es war ihm, als habe er dies Schreckliche schon einmal erlebt, dann kreuzte er wieder die Arme auf der Brust und betete weiter.

„Du antwortest nicht, Mönch?" fragte der Doge, den der unbefangene und gleichgültige Ton des Inquisitors ebenso getäuscht hatte, wie alle übrigen Zuhörer. „Wie bist Du zu der Leiche gekommen?"

Vater Anselmo erklärte mit wenig Worten, wie ihn die Fischer zu diesem Dienst gezwungen hätten.

Dicht neben dem Dogen stand ein junger Patrizier, der in diesem Augenblicke keine andere Stellung einnahm, als den ihm durch seine Geburt zukommenden Sitz im Senat. Wie alle anderen, täuschten auch ihn die Aussagen des einzigen Mannes, der die wirkliche Ursache von Antonios Tod kannte.

Der junge Senator Soranzo fühlte den menschlichen und lobenswürdigen Wunsch, festzustellen, ob auch nicht ein Verbrechen an dem Verstorbenen verübt sei, denn er war ein freundlich gesinnter Mann, und unter einer anderen Regierung wäre er ein Wohlthäter für seine Mitmenschen geworden."

„Ich habe von diesem Antonio und seinem Erfolge in der Regatta gehört. Sagte man nicht, daß der Bravo Jacopo sein Nebenbuhler um den Siegespreis gewesen wäre?"

Ein unterdrücktes, zustimmendes Murmeln lief durch die Menge.

„Ein so heftiger und wilder Mensch kann sich sehr wohl für seine Niederlage durch eine Gewaltthat gerächt haben."

Ein zweites, noch lauteres Murmeln bewies die Wirkung, die diese Worte hervorgebracht hatten.

„Euer Gnaden," wendete einer der Fischer ein, „Jacopo braucht nur den Dolch."

„Das wäre noch kein Beweis. Ein verworfener Mensch, wie er, kann auch zu anderen Mitteln greifen, seine Bosheit zu befriedigen. Meint Ihr nicht auch, Signore?"

Signore Soranzo stellte diese Frage in völlig gutem Glauben an den Senator, der dem Rat der Drei angehörte, und dieser schien von der Wahrscheinlichkeit jener Annahme überrascht zu sein, begnügte sich aber damit, bejahend das Haupt zu neigen.

„Jacopo! Jacopo!" tönte es dumpf aus der Menge. „Jacopo muß es gethan haben! Der beste Gondelier von Venedig war von einem alten Fischer besiegt worden, und diese Schmach konnte nur der Tod sühnen!"

„Die Sache soll untersucht werden, meine Kinder, und es soll Euch strenge Gerechtigkeit werden!" sagte der Doge und schickte sich zum Gehen an. „Ihr Herren, wir wollen Geld für Messen aussetzen, damit die Seele des unglücklichen Greises nicht Schaden leidet. Ehrwürdiger Karmeliter, ich empfehle die Leiche Deiner Obhut und Du kannst ihr keinen

besseren Dienst leisten, als diese Nacht im Gebet neben ihr zu verweilen."

Als Antwort auf diesen milden Bescheid wurden tausend Fischermützen geschwenkt und die ganze Versammlung verharrte in ehrerbietigem Schweigen, während der Doge mit seinem Gefolge, wie er gekommen war, durch die gewölbten Bogengänge zurückschritt.

Ein geheimer Befehl der Inquisitoren verhinderte das Erscheinen der Dalmatier auf dem Platz.

Nach wenigen Minuten waren die erforderlichen Vorbereitungen für die Ueberführung der Leiche getroffen. Man brachte aus dem benachbarten Dom einen Baldachin und eine Bahre, auf die man Antonios Leiche legte. Vater Anselmo trat dann an die Spitze der Prozession, welche ihren Weg durch das Hauptportal des Palastes auf die Piazetta nahm, während dabei die üblichen Totengesänge gesungen wurden. Noch waren beide Plätze leer, nur hier und da sah man ein neugieriges Gesicht, das einem Späher der Polizei gehörte, oder einen mehr als gewöhnlich beherzten Menschen aus dem Schatten der Säulengänge hervorgucken und die noch vor kurzem so wilde Rotte beobachten, aber niemand von der städtischen Bevölkerung mochte sich ihr beigesellen.

Aber die Fischer waren nicht mehr zu Gewaltthaten aufgelegt. Unbeständig wie alle, die nicht nachzudenken gewohnt sind, und dadurch einem schnellen Wechsel ihrer Stimmungen ausgesetzt, hatten sie alle Rachegedanken gegen die Polizei vergessen und waren nun nur auf die religiösen Feierlichkeiten gestellt. Daß der Doge diese Seelenmessen selbst angeordnet hatte, schmeichelte ihrer Eitelkeit in hohem Grade. Jene Unbeständigkeit ist hauptsächlich die Wirkung der systematisch aufrecht erhaltenen Unmündigkeit des Volks, aber man benutzt sie wiederum als Grund, um jede Besserung in dieser Beziehung für unmöglich zu erklären.

Allerdings gab es einige härtere Naturen unter den Fischern, welche Verwünschungen gegen den Bravo zwischen

ihre Gebete für den Toten mischten, aber sie hatten auf die große Menge keinen Einfluß.

Das Hauptportal des Doms war geöffnet und die feierlichen Wechselgesänge der Totenmesse tönten von den altertümlichen Wänden und Kuppeln wider. Die Leiche des armen gemordeten Antonio wurde durch den Triumphbogen getragen, welcher die köstlichen Ueberreste der griechischen Kunst enthält, und in dem Querschiff niedergesetzt. Rings um den Altar und um die Leiche brannten Kerzen die ganze Nacht hindurch und alle Pracht des katholischen Gottesdienstes wurde entfaltet. Ein Priester nach dem andern las die Messe, und die Menge lauschte so befriedigt, als werde die Ehre und das Ansehen eines jeden von ihnen durch diese Auszeichnung erhöht, die man einem ihrer Genossen zu teil werden ließ. Auf dem Platz sammelten sich allmählich wieder Masken, wenn der Schreck auch zu plötzlich und zu arg gewesen war, um ein so tolles Treiben zu gestatten, als hier sonst zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang zu herrschen pflegte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sie ist die Letzte ihres Stammes
Rogers.

Als die Fischer am Hafendamm landeten, ließen sie die Gondel des Staats in der Obhut eines Ruderers zurück. Donna Violetta und ihre Begleiterin hörten den lärmenden Abzug der Fischer mit Schrecken, denn sie wußten kaum, warum Vater Anselmo sie hatte verlassen müssen und was eigentlich vorgefallen war. Der Mönch hatte ihnen nur gesagt, daß seine Dienste für einen Toten gebraucht würden, aber um sie nicht zu erschrecken, teilte er ihnen nicht mit, daß sie sich in der Gewalt einer aufrührerischen Rotte befänden. Indessen hatte Donna Florinda aus dem Fenster geblickt und aus den einzelnen ausgestoßenen Rufen so ziemlich die Wahr-

heit erraten. Unter diesen Umständen hielt sie es für das Beste, sich so viel als möglich den Blicken zu entziehen. Aber als sie aus der tiefen Stille, welche der Landung der Empörer folgte, schließen konnte, daß sie allein waren, erkannte sie und Violetta mit schnellem Blick, daß das Glück sie hier in wunderbarer Weise begünstige.

„Sie sind fort,“ flüsterte Donna Florinda. „Und die Späher werden uns schnell genug hier suchen!“

Sie sagte nichts Anderes, denn in einer Stadt wie Venedig lernen selbst junge unschuldige Gemüter frühzeitig vorsichtig zu sein.

Donna Florinda sah sich um. „Es ist nichts von ihnen zu sehen! Komm, laß uns fliehen.“

Im nächsten Augenblick standen die zitternden Flüchtlinge auf dem Hafendamm. Auf der zweiten Piazetta war niemand zu sehen, als sie. Vom Dogenpalast hörte man nur ein dumpfes Gemurmel von Stimmen, wie das Summen eines aufgescheuchten Bienenschwarms.

„Sie führten Schlimmes im Schilde,“ flüsterte Florinda. „Wäre doch Vater Anselmo wieder da!“

Plötzlich sahen sie einen Fischerknaben, der vom Broglio her sich ihnen näherte und sich scheu umblickend sagte: „Der ehrwürdige Karmeliter hat mir dies für Euch gegeben.“ Damit steckte er Donna Florinda einen kleinen Zettel in die Hand, betrachtete im Mondlicht die Silbermünze, die er als Botenlohn empfangen hatte und verschwand.

Der Mond schien so hell, daß Donna Florinda die mit einem Griffel geschriebenen, ihr von Jugend her so wohl bekannten Schriftzüge lesen konnte.

„Entflieht, verliert keinen Augenblick! Meidet die Plätze, sucht Schutz in meinem Hause.“

„Aber wo?“ fragte die erschrockene Florinda, als sie den Zettel gelesen hatte.

„Irgendwo, nur nicht hier bleiben,“ mahnte Violetta. „Folge mir.“

Natürliche Gaben ersetzen oft den Mangel an Erfahrung. Hätte Donna Florinda die Festigkeit und Entschlossenheit ihres Zöglings besessen, so wäre sie eine glückliche Frau und Vater Anselmo nicht Mönch geworden. Beide hatten ihre Neigung einer vermeintlichen Pflicht geopfert, und wenn Florinda sich mit Ergebung in das ihr wenig zusagende Amt einer Erzieherin gefunden hatte, so war das nur eine Folge ihrer angeborenen Sanftmut gewesen. Violetta war ganz anders angelegt, und stets mehr geneigt zu handeln, als nachzudenken. Wenn auch im allgemeinen das Gegenteil zuträglicher im Leben ist, so giebt es doch Ausnahmen davon, und der gegenwärtige Augenblick gehörte zu denjenigen, in denen es besser ist, etwas, als nichts zu thun.

Donna Violetta hatte kaum ausgeredet, als sie auch schon in den Schatten des Broglio trat. Die Erzieherin hielt sich dicht an ihrer Seite, mehr aus Liebe zu ihrem Zöglinge, als aus Gehorsam gegen die Warnung des Mönchs, oder infolge eines selbständigen Plans. Eine unbestimmte romantische Idee, sich dem Dogen zu Füßen zu werfen, der ein entfernter Verwandter von ihr war, flog Violetta durch den Sinn. Aber kaum hatten sie sich dem Palast genähert, als das wüste Schreien, das aus dem Hofe klang, sie belehrte, daß sie nicht in das Innere des Gebäudes dringen könnten.

„Laß uns durch die Straßen nach Deinem Hause gehen, mein Kind,“ sagte Donna Florinda, den Mantel mit weiblicher Würde um sich ziehend. „Niemand wird wagen, Frauen von unserem Stande zu kränken. Selbst der Senat muß unser Geschlecht ehren.“

„Das rätst Du mir, Florinda? Du, die Du so oft vor seinem Zorn gebebt hast? Aber gehe hin, wenn Du willst! Doch ich gehöre nicht mehr dem Senat. Don Camillo Monforte ist mein Gebieter.“

Donna Florinda wagte nichts dagegen einzuwenden, und da in solchen Augenblicken die Führerschaft dem Entschlossensten zufällt, fügte sie sich ruhig ihrer energischen Schülerin, die, sich

immer im Schatten des Säulengangs haltend, rüstig vorwärts schritt. Als sie an dem nach dem Wasser führenden Portal vorbeikamen, sahen die Flüchtlinge, was im Hofe vor sich ging, ein Anblick, der ihre Schritte nur beschleunigte, so daß sie die dunkle Bogenhalle mehr herunterflogen, als gingen. In der nächsten Minute hatten sie die über den Markuskanal führende Brücke erreicht und flohen noch immer mit aller Macht. Von den hier liegenden Feluken und anderen Fahrzeugen sahen ein paar Matrosen erstaunt zu ihnen herüber, aber der Anblick von zwei geängstigten Frauenzimmern, die vor einer Rotte von Empörern flohen, hatte an und für sich nichts Auffallendes.

In diesem Augenblick erschien eine dunkle Menge, die den Hafendamm herunter ihnen entgegenkam. Waffen glänzten im Mondlicht und man hörte das Marschieren im Takt. Es war die Truppe der Dalmatier, die vom Arsenal heranmarschierte. Den atemlosen Flüchtlingen schien es jetzt ebenso unmöglich, nach vorwärts oder nach rückwärts zu entkommen. Da Entschlossenheit und klare Ueberlegung nicht immer mit einander vereint sind, so begriff Donna Violetta nicht schnell genug, daß die Söldner der Republik ihre Flucht wahrscheinlich ebenso unauffällig finden würden, wie es die Seeleute im Hafen thaten.

Der Schrecken vor den Soldaten lähmte sie völlig, und die Flüchtlinge dachten nur noch an einen Zufluchtsort, den sie, wenn es nicht anders gegangen wäre, auch bei der Inquisition gesucht hätten. Darum flüchteten sie in die erste und einzige Thür, die sich ihnen bot. Hier trat ihnen ein Mädchen entgegen, dessen schüchterne, aber freundliche Miene sofort Mitleid mit der Lage der geängsteten Frauen verriet.

„Hier seid Ihr in Sicherheit, edle Damen,“ sagte sie in dem weichen, venezanischen Dialekt. „Niemand wird Euch in diesen Mauern ein Leid zufügen.“

„Wem gehört dieser Palast?“ fragte Violetta atemlos.

„Wer es aber auch sei, er wird nicht einer Tochter des Hauses Tiepolo die Gastfreundschaft versagen."

„Willkommen, Signora," erwiderte das Mädchen mit einer tiefen Verbeugung und führte sie weiter in das Innere des stattlichen Baues. „Ihr tragt den Namen eines edlen Hauses."

„Es gibt wenig angesehene Leute in der Republik, die mir nicht anverwandt oder zugethan sind. Dienst Du einem edlen Herrn?"

„Dem ersten in Venedig."

„So nenne ihn, damit wir ihn um die uns zukommende Gastfreundschaft ansprechen können."

„San Marco."

Donna Violetta und ihre Begleiterin blieben erschrocken stehen.

„Sind wir, ohne es zu wissen, in eine Pforte des Dogenpalastes getreten?"

„Das wäre nicht möglich, edle Dame, denn der Kanal liegt zwischen Euch und der Residenz des Dogen. Aber auch hier gebietet die Republik von San Marco. Ich hoffe, Ihr werdet diesen Zufluchtsort nicht minder schätzen, wenn er Euch auch von dem Gefängnis und der Tochter des Gefangenwärters gewährt wird."

Nun galt es nicht mehr, schnelle Entschlüsse zu fassen, sondern vorsichtig zu überlegen.

„Wie heißt Du, mein Kind?" fragte Donna Florinda, und nahm das von Violetta fallengelassene Gespräch auf. „Wir sind Dir aufrichtig dankbar für die Schnelligkeit, mit der Du uns die Pforte geöffnet hast, als wir so geängstigt waren. Wie nennst Du Dich?"

„Gelsomina," antwortete das bescheidene Mädchen. „Ich bin des Gefangenwärters einziges Kind. Als ich zwei Damen Eures Standes den Hafen entlang fliehen sah, während die Dalmatier von vorn kamen und hinten die wilde Menge tobte, meinte ich, selbst die Zuflucht in einem Gefängnis würde Euch willkommen sein."

„Dein gutes Herz hat Dich recht gelehrt.“

„Für eine Dame vom Hause Tiepolo habe ich es um so lieber gethan; denn es sind nur noch wenige dieses hohen Namens übriggeblieben, um uns Ruhm zu erwerben!“

Violetta dankte mit einer Neigung des Hauptes, aber sie bereute, daß sie sich von der Hast und dem Stolz hatte verleiten lassen, ihren Namen zu nennen.

„Kannst Du uns nicht zu einer weniger zugänglichen Stelle führen?“ fragte sie, da Gelsomina in einem der breiten Gänge stehen geblieben war.

„Ihr seid hier so sicher, wie in Eurem eigenen Palast,“ antwortete Gelsomina, in einen Seitengang biegend und in das Zimmer tretend, von dessen Fenster sie die Not der Flüchtlinge zuerst gesehen hatte. „Niemand kommt hierher, als der Vater und ich, und mein Vater ist viel beschäftigt.“

„Hast Du keine Magd?“

„Nein, edle Dame. Die Tochter des Gefangenwärters muß sich selbst bedienen.“

„Du hast recht. Ein so verständiges Mädchen wie Du wird wissen, daß es sich für Frauen unseres Standes nicht ziemt, auch nur zufällig ein solches Gebäude zu betreten; sorge deshalb dafür, daß niemand uns hier sieht. Wir verursachen Dir Mühe, aber sie soll Dir gut gelohnt werden. Hier hast Du Gold.“

Gelsomina antwortete nicht. Sie hatte den Blick gesenkt und das Blut stieg ihr in die sonst so farblosen Wangen, daß diese rosig zu glühen begannen.

„Nein, ich habe Dich verkannt!“ sagte Donna Florinda, die Zechinen wieder einsteckend und die matt herabhängende Hand des schweigenden Mädchens fassend. „Habe ich Dir weh gethan durch meine Zumutung, so bedenke, daß ich Dir das Anerbieten machte, um der Schande zu entgehen, hier gesehen zu werden.“

Gelsomina wurde noch röter und ihre Lippen zitterten.

„Ist es denn eine Schmach, edle Frau, unschuldig in

diesen Mauern zu weilen?“ fragte sie mit abgewendetem Gesicht. „Ich habe es längst gefürchtet, aber niemand hat es mir bisher offen gesagt.“

„Die heilige Jungfrau verzeihe mir, wenn ich Dich durch ein Wort gekränkt habe, treffliches Mädchen, jedenfalls ist es ohne Wissen und Willen geschehen.“

„Wir sind arm, edle Frau, und da muß man manches thun, was man gern unterließe. Ich verstehe, wie Ihr es meint, und will dafür sorgen, daß Euer Aufenthalt geheim bleibt. Die heilige Jungfrau wird Euch das unbedachte Wort nicht anrechnen.“

Dabei entfernte sich das Mädchen und ließ die beiden Frauen voller Staunen zurück, daß sie an einem solchen Ort unvermutet so viel Zartgefühl trafen.

„Das hätte ich in einem Gefängnis nicht erwartet!“ rief Donna Violetta.

„Da nicht alles, was man in einem Palast findet, edel und gut ist, soll man auch nicht alles in einem Gefängnis von vornherein verdammen. Aber freilich ist dies Mädchen ungewöhnlich zartfühlend für ihren Stand, und wir müssen,“ setzte sie sich fromm bekreuzend hinzu, „unserm Schutzheiligen danken, daß er sie uns gesendet hat.“

„Ist es nicht am besten, sie in das Vertrauen zu ziehen und sie für uns zu gewinnen?“

Die ältere Freundin war weniger geneigt als Violetta diesem günstigen Schein zu vertrauen, aber das lebhaftere Temperament und der hohe Rang der jüngeren hatte ihr ein Uebergewicht verliehen, dem Donna Florinda nicht immer erfolgreich widerstand. Auch kehrte Gelsomina zurück, ehe sie überlegen konnten, ob Violettas Vorschlag ratsam sei.

„Du hast noch einen Vater, Gelsomina?“ fragte die vornehme Venezianerin und faßte dabei die Hand des Mädchens.

„Maria sei Dank! Ja, ich habe dies Glück.“

„Es ist ein Glück. Denn ein Vater wird sein Kind nicht

aus Ehrgeiz und um schnöden Vorteils willen verhandeln! Und Deine Mutter?"

„Ist seit lange bettlägerig, edle Dame. Wäre sie es nicht, so würde der Vater schwerlich diese Stelle angenommen haben; aber das Gefängnis bot eine ruhige Zufluchtsstätte für ihre Leiden."

„Gelsomina, Du bist in Deinem Gefängnis glücklicher, als ich. Denn ich habe weder Vater noch Mutter; ich stehe beinah ganz allein."

„Das sagt eine Tochter vom Hause Tiepolo!"

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt in dieser weiten Welt, liebe Gelsomina. Unsere Familie hat häufig die Dogenwürde erlangt, aber es sind ihr auch schwere Leiden nicht erspart geblieben. Du hast vielleicht gehört, daß von dem ganzen Geschlecht nur noch ein junges Mädchen übriggeblieben ist, die unter der besonderen Obhut des Senats steht."

„Man hört in Venedig nicht viel über solche Dinge reden, und wenig Leute kommen wohl so selten wie ich auf den Markusplatz. Doch habe selbst ich von Donna Violettas Reichtum und Schönheit gehört, und wie ich jetzt sehe, hat das Gerücht nicht übertrieben."

Jetzt wurde auch Violetta rot, aber sie zürnte der Sprecherin nicht.

„Man hat die Waise freundlich beurteilt," sagte sie, „und den ihr so verhängnisvollen Reichtum wohl nicht überschätzt. Du weißt, der Staat ist der Vormund aller Patriziertöchter, die vaterlos zurückbleiben, und er übernimmt ihre Versorgung."

„Ich wußte es nicht, edles Fräulein. Sorgt die Republik freundlich für ihre Schützlinge?"

„Du wirst es hören. Du bist jung, Gelsomina, und hast immer hier im Verborgenen gelebt."

„Freilich, ich komme kaum anderswohin, als in das Krankenzimmer der Mutter, oder in die Zelle eines kranken Gefangenen."

Violetta sah ihre Erzieherin an, als wolle sie sagen, daß sie wenig Hoffnung habe, ein so unerfahrenes Mädchen zu einem Werkzeuge ihrer Flucht zu machen. „Dann wirst Du es schwerlich verstehen, daß ein vornehmes Mädchen nicht geneigt ist, sich allen Wünschen des Senats zu fügen, wenn er über ihre Pflichten und Neigungen bestimmt.“

Gelsomina sah die Sprecherin an, verstand aber nicht, was sie sagen wollte, und Violetta blickte ihre Erzieherin an, um ihren Beistand zu erbitten.

„Man legt uns oft schwere Pflichten auf,“ sagte Donna Florinda, ihr zu Hilfe kommend. „Unsere Neigungen stimmen häufig nicht mit dem Wunsch derer überein, die über uns zu bestimmen haben. Wir dürfen nicht wählen und vermögen doch manchmal nicht zu gehorchen.“

„Ich habe gehört, daß die vornehmen Damen ihre zukünftigen Gatten vorher nicht sehen dürfen, meinen das Euer Gnaden? Mir scheint es eine unrichtige und grausame Sitte.“

„Und dürfen Mädchen Deines Standes diejenigen kennen lernen, die ihnen einst teuer werden können?“ fragte Violetta.

„Diese Freiheit habe ich selbst hier im Gefängnis.“

„Dann bist Du besser daran, wie in einem Palaste! Ich will Dir vertrauen, gutes Mädchen, denn Du wirst das Unrecht, das einer Schutzlosen geschehen, mitfühlen und mich nicht verraten.“

Gelsomina hob die Hand, als wolle sie dies warmherzig dargebotene Vertrauen zurückweisen, dann sah sie sich überall um.

„Nur wenige betreten diese Räume, aber es giebt hier geheime Mittel, zu horchen, die ich noch nicht alle kenne. Kommt weiter in unsere Wohnung herein, edle Damen, denn dort weiß ich eine Stelle, die für keinen Lauscher erreichbar ist.“ Dabei führte sie sie in das kleine Zimmer, in dem sie mit Jacopo zu reden pflegte.

„Ihr habt mir Mitgefühl für die Schwachheit und Hülflosigkeit unseres Geschlechts zugetraut, und darin habt Ihr recht gehabt.“

Während Violetta von dem einen Zimmer in das andere schritt, hatte sie sich mehr fassen können, und sie begann daher ihre Erzählung mit größerer Zurückhaltung, als bisher. Aber die lebhafte Teilnahme, welche die sanfte und in so großer Einsamkeit aufgewachsene Gelsomina ihr bewies, gewann ihre freimütige Natur für sich, und beinahe ohne es zu wollen teilte sie der Tochter des Schließers fast alle Umstände mit, die zu ihrem Eintritt in das Gefängnis geführt hatten.

Gelsomina erblaßte vor Erregung, und als Donna Violetta geendet hatte, zitterte das Mädchen an allen Gliedern.

„Es ist ein gefährliches Wagnis, sich dem Senat zu widersetzen," flüsterte sie fast unhörbar. „Habt Ihr auch überlegt, was es für Folgen für Euch haben könnte?"

„Wenn ich es noch nicht gethan hätte, wäre es jetzt zu spät. Ich bin die Gemahlin des Herzogs von Sant' Agata und kann nie einen andern Mann heiraten."

„Bei allen Heiligen, Ihr habt recht! Und doch glaube ich, ich würde lieber als Nonne sterben, denn den Zorn des Senats herausfordern."

„Du weißt nicht, gutes Kind, wie mutig ein Frauenherz sein kann. Du stehst noch unter der Obhut Deines Vaters, in allen Gewöhnungen eines Kindes, aber Du lernst es wohl noch kennen, was es heißt, ganz mit Deinen Hoffnungen in einem anderen aufzugehen."

Gelsomina zitterte nicht mehr und ihr mildes Auge leuchtete.

„Der Rat ist furchtbar, aber noch schrecklicher muß es sein, einen Mann zu verlassen, dem man am Altar Treue und Liebe geschworen hat."

„Kannst Du uns verbergen, liebes Mädchen?" unterbrach sie Donna Florinda, „und kannst Du, wenn dieser Aufruhr gestillt ist, uns zur Flucht verhelfen?"

„Nein, edle Frau. Ich bin ganz fremd auf den Straßen und Plätzen von Venedig. O, ihr Heiligen, was gäbe ich darum, wüßte ich so gut Bescheid wie meine Base Annina,

die ganz keck von ihres Vaters Schenke nach dem Lido und von der Piazza nach dem Rialto geht, ganz wie es ihr beliebt. Ich will sie holen lassen, damit sie uns in dieser Verlegenheit hilft."

„Du hast eine Base namens Annina?"

„Ja, sie ist die Tochter von der Schwester meiner Mutter."

„Und ihr Vater ist ein Weinhändler, Tomaso Torti?"

„Wissen die Patrizierdamen so genau von uns armen Leuten? Das wird die Base freuen, sie wünscht stets von den vornehmen Leuten beachtet zu werden."

„Kommt sie oft her?"

„Nur sehr selten. Wir sehen wenig von einander. Sie findet mich wohl zu einfältig und unerfahren. Aber sie wird mir bei einer solchen Gelegenheit ihre Hülfe nicht versagen. Ich weiß, sie ist der Obrigkeit abhold und wir haben uns deshalb gestritten, und sie war dreister in ihren Reden, als es sich in ihrem Alter und besonders hier im Gefängnis ziemt."

„Gelsomina, Deine Base ist ein Polizeispion und Deines Vertrauens unwürdig."

„O, meine Damen!"

„Ich rede nicht ohne Ursache. Glaube mir sie giebt sich zu Dingen her, die einem Mädchen übel anstehen und Du darfst ihr nicht trauen."

„Ich wage Euch nicht zu widersprechen, edle Frauen, das ziemt sich nicht gegen Euren hohen Rang und in Eurem gegenwärtigen Unglück, aber Ihr solltet die Base nicht so hart beurteilen. Ihr seid unglücklich, und habt Grund über die Republik zu klagen — und ich biete Euch einen sicheren Versteck, aber Annina dürft Ihr nicht schelten."

Sowohl Donna Florinda als Violetta kannten die menschliche Natur genug, um in diesen großmütigen Zweifeln ein günstiges Zeichen für die Treue des Mädchens zu sehen, das ihre Verwandte so lebhaft verteidigte. Sie begnügten sich damit, nur zu verlangen, daß Annina unter keinen Umständen ihren Aufenthaltsort erführe. Nach diesem Abkommen be-

sprachen sie ausführlich die Lage der Flüchtlinge, und wie diese im nötigen Augenblick das Gefängnis unbeobachtet verlassen könnten.

Auf Donna Florindas Anregung schickte Gelsomina einen der Gefangenwärter aus, um sich über die Vorgänge auf dem Platze zu unterrichten. Er sollte vor allem, ohne Aufsehen zu erregen, sich nach einem barfüßigen Karmelitermönch umsehen.

Bei seiner Rückkehr berichtete der Hüter, daß der Pöbel den Hof des Palastes verlassen habe und mit der Leiche des alten Fischers, der gestern so unerwartet in der Regatta gesiegt hatte, in die Kirche gezogen sei.

„Sagt Euer Abendgebet und geht zu Bett, schöne Gelsomina," fuhr der Unterschließer fort. „Denn die Fischer sind jetzt ruhig und beten. Per Diana! Diese halbnackten Kerle sind so unverschämt, als gehörte ihnen Venedig. Die edlen Patrizier sollten ihnen Bescheidenheit beibringen und immer den Zehnten von diesen Taugenichtsen auf die Galeeren schicken. Diese Spitzbuben! Wie durften sie wagen, die Ruhe der Stadt zu stören."

„Aber Du hast mir nichts von dem Mönch gesagt, ist er noch immer unter den Aufrührern?"

„Ich sah einen Karmeliter an dem Altar, aber mir kochte das Blut so sehr, daß diese Strolche die Ruhe der ordentlichen Leute gestört haben, da achtete ich nicht darauf, ob er alt oder jung sei."

„Dann hast Du nicht gethan, was ich Dir aufgetragen hatte. Nun ist es zu spät, das Unterlassen wieder gutzumachen. Du kannst auf Deinen Wächterposten zurückkehren."

„Verzeiht mir, schöne Gelsomina, aber ein Mann im Amt und Brot wie ich muß vor Zorn entbrennen, wenn er die Menge an der feststehenden Ordnung rütteln sieht. Schickt mich nach Korfu oder Kandia und ich will Euch getreulich berichten, wie jeder Stein dort in den Gefängnissen aussieht, aber heißt mich nicht unter die Rebellen gehen. Beim Anblick ihrer Schändlichkeit wird mir übel."

Da Gelsomina sich entfernte, als er diese Beteuerungen seines Gehorsams gegen die Obrigkeit abgab, mußte er seinem Unwillen gegen die Aufrührer in einem Selbstgespräch Luft machen.

Die Tyrannei ist geneigt, eine Stufenleiter der Unterdrückung herzustellen, in absteigender Linie von denen aus, welche den Staat lenken, bis zu denjenigen, die über ein einzelnes Individuum herrschen. Wer die Menschen kennt, weiß, daß niemand so hochfahrend mit seinen Untergebenen umgeht als diejenigen, die selbst von Höherstehenden geknechtet werden, denn die menschliche Natur sehnt sich danach, an den Schwächeren die Unbill zu rächen, die man von Stärkeren erleidet. Auf der anderen Seite ist jeder geneigt, freiwillig die Ehrfurcht zu beweisen, welche der Tugend und Erfahrung von Rechtswegen zukommt, der sich gegen die Angriffe auf seine natürlichen Rechte geschützt weiß. Daher kommt es, daß in freien Staaten ein größerer Schutz gegen Ausbrüche der Volkswut besteht, als in irgend welchen anderen Ländern, denn es gibt kaum einen so niedrig denkenden Bürger, der nicht begreift, daß der Wunsch, sich persönlich Genugthuung zu verschaffen, ein Einverständnis von dem eigenen geringen Wert ist.

Man kann den reißenden Fluß künstlich eindämmen und einzwängen, auf die stete Gefahr hin, daß er seine unnatürlichen Grenzen durchbricht; überläßt man ihn sich selbst, so wird er ein ruhigfließender tiefer Strom, der schließlich seine Gewässer dem großen Ganzen des Ozeans zuführt.

Als Gelsomina zu ihren Schutzbefohlenen zurückkehrte, konnte sie ihnen im ganzen doch günstigere Kunde bringen. Der Auflauf im Hofe des Palastes und das Ausrücken der Dalmatier hatten die Augen von den Flüchtlingen abgelenkt, und wenn auch irgend jemand den Eintritt von zwei Frauen in das Gefängnis gesehen hatte, so würde man doch nicht vermuten, daß es Damen von ihrem Range gewesen wären, oder daß diese länger als unbedingt nötig hier verweilt hätten. Die zufällige Abwesenheit von einer Gefängniswärterin, welche

von der Neugier nach dem Dogenpalast getrieben war, und die geringe Aufmerksamkeit, welche man den Personen zollte, die in die allen zugänglichen Teile des Gefängnisses kamen, steigerte die Sicherheit der Entflohenen. Das ärmliche Zimmer, in dem sie sich befanden, wurde ganz allein von Gelsomina bewohnt, und sie brauchten nicht zu befürchten, hier gestört zu werden, bis der Rat der Drei Muße gefunden hatte, die Mittel in Anwendung zu bringen, durch welche er beinah immer alles zu erforschen vermochte, was er zu wissen wünschte.

Donna Violetta und ihre Begleiterin fühlten sich durch die erhaltenen Nachrichten sehr beruhigt, denn sie konnten nun mit Ruhe die Mittel zur Flucht überlegen, und in der jungen Frau regte sich die Hoffnung einer baldigen Wiedervereinigung mit Don Camillo. Allein noch immer bestand das große Hindernis, daß sie ihn nicht von ihrer veränderten Lage in Kenntnis setzen konnten. Als sich der Aufruhr gelegt hatte, wollten sie erst ein Boot nehmen, sich so gut es ging durch Gelsominas Kleider unkenntlich machen und nach Don Camillos Palast rudern. Doch Donna Florinda erkannte nur zu schnell die Gefährlichkeit eines solchen Schritts, da der Palast des Neapolitaners von Spähern umgeben war. Der Zufall, der manchmal wirksamer als alle List ist, hatte sie unter ein sicheres Obdach gebracht, und sie hätten diesen Vorteil preisgegeben, wenn sie sich wieder auf die öffentlichen Kanäle gewagt.

Donna Florinda beschloß nun, das freundliche Mädchen, das sich ihnen schon so hilfreich bewiesen hatte, für diesen Dienst zu verwenden. Während Violettas Erzählung hatte Donna Florinda mit weiblichem Scharfblick erkannt, welchen geheimen Einflüssen ihre unerfahrene Zuhörerin zugänglich war. Mit angehaltenem Atem lauschte Gelsomina bewundernd, als Violetta erzählte, wie Don Camillo in den Kanal gesprungen war, um ihr Leben zu retten. Gelsominas Antlitz war der Spiegel ihrer Gedanken, als sie von der jungen Frau hörte, was Don Camillo hatte wagen müssen, um ihre Liebe

zu gewinnen. Jeder ihrer sanften Züge verriet inniges Mitempfinden, als Violetta ihr vorstellte, daß das Band zwischen ihr und ihrem Gatten viel zu heilig sei, um durch des Senats eigensüchtige Berechnung gelöst zu werden.

„Wenn wir nur Don Camillo wissen lassen könnten, wo wir sind, so würde noch alles gut werden, sonst hilft uns dieser sichere Zufluchtsort nichts.“

„Ist der Kavalier so mutig, daß er sich vor denen dort oben nicht scheut?“ fragte Gelsomina.

„Er würde Leute, auf die er sich verlassen kann, zu Hilfe nehmen, und ehe der Tag graute, wären wir aus ihrem Machtbereich. Die hartherzigen Senatoren werden Donna Violettas Trauung für ein kindisches Spiel erklären, und selbst der heiligen Kirche trotzen, wenn sie nur ihre Zwecke fördern können.“

„Aber das Sakrament der Ehe ist nicht von Menschen eingesetzt, sie müssen es achten.“

„Verlaß Dich nicht darauf. Sie achten kein Gebot, sobald es nicht in ihrem Interesse ist. Was gilt ihnen der Wunsch oder das Glück eines Mädchens? Sie hätten mit ihrer Erfahrung Donna Violettas Jugend zu Hilfe kommen sollen, aber es bekümmerte sie nicht, daß das Unglück, zu dem sie sie verdammten, nur um so länger gewährt hätte, weil voraussichtlich ein langes Leben vor ihr lag. Die heilige Pflicht der Dankbarkeit gilt ihnen nichts; die Bande der Zuneigung sind ihnen nur Mittel, ihre Untergebenen durch Furcht, aber nie durch Milde zu beherrschen. Sie verspotten weibliche Hingebung als eine Thorheit, mit der sie sich allenfalls ein paar müßige Stunden vertreiben können.“

„Kann es denn etwas Heiligeres als die Ehe geben?“

„Sie ist ihnen nur das Mittel, ihre Würden und ihren Namen fortzupflanzen. Im übrigen ist dem Rat das Familienleben gleichgültig.“

„Sie sind doch auch Väter und Gatten!“

„Ja, aber die Ehe ist ihnen nur das Mittel, ihren Namen zu erhalten und ihre Reichtümer zu vermehren, nicht ein durch

die Liebe geheiligter Bund," fuhr Donna Florinda fort und beobachtete dabei die Züge des unschuldigen Mädchens. „Sie verlachen eine Heirat aus Neigung als thöricht, und sie verschachern ihre Töchter wie leblose Waren. Wenn ein Staat den Mammon für seinen Gott erklärt, so werden sich wenige weigern, an seinem Altar zu opfern."

„Könnte ich doch der edlen Donna Violetta helfen!"

„Ich fürchte, gute Gelsomina, Du bist zu jung und zu wenig in Listen geübt."

„Zweifelt nicht an mir, edle Frau, in einer guten Sache werde ich meine Pflicht treu erfüllen."

„Wäre es möglich, Don Camillo zu benachrichtigen? — aber Du bist zu unerfahren, es zu thun."

„Fürchtet nichts, Signora," unterbrach sie Gelsomina, deren Teilnahme für ein weibliches Wesen ihres Alters, das wie sie eine Herzensneigung hegte, lebhaft angeregt war. „Ich hoffe besser für den Auftrag zu passen, als Ihr denkt."

„Ich will Dir vertrauen, liebes Kind, und wenn die heilige Jungfrau uns schützt, soll es Dir nicht vergessen werden."

Gelsomina bekreuzte sich, und nachdem sie ihren Gefährtinnen ihren Plan mitgeteilt hatte, trat sie in die kleine Kammer, um sich fertig zu machen, während Donna Florinda ein paar Worte an Don Camillo schrieb. Doch wählte sie ihre Worte so vorsichtig, daß sie, wenn ein unglücklicher Zufall das Blatt in falsche Hände brachte, nicht sofort aufgefunden werden konnten, aber der Herzog von Sant' Agata hätte aus ihnen ihre augenblickliche Lage doch zu erkennen vermocht.

In wenigen Minuten kam Gelsomina zurück. Ihre gewöhnliche Kleidung, wie sie alle ehrbaren Mädchen niederen Standes trugen, bedurfte keiner Verhüllung, und eine Maske, um das Gesicht unkenntlich zu machen, besaß eine jede Venezianerin. Sie erhielt das Briefchen, der Name der Straße und des Palastes wurde ihr eingeschärft, auch der Neapolitaner genau beschrieben, und nachdem sie nochmals zur Vorsicht ermahnt worden war, entfernte sie sich.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Was ist das Klügste jetzt? Gerechtigkeit oder Bosheit?“
Maß für Maß.

In dem beständigen Kampf zwischen den Unschuldigen und den Hinterlistigen sind die letzteren im Vorteil, so lange sie sich auf die ihnen bekannten Interessen beschränken. Aber wenn die ersteren ihren Widerwillen gegen die Einsicht in das Laster überwinden und sich an die Verteidigung ihrer eigenen edlen Grundsätze machen, sind sie sehr viel mehr von den Berechnungen ihrer Widersacher geschützt, als wenn sie sich der schlausten Kunstgriffe bedienten. Die Natur hat einem jeden so viel Schwäche beigemischt, daß er die Regungen der Selbstsucht und Unwahrheit zu beurteilen vermag, aber nur diejenigen kann man als ihre wahren Lieblinge bezeichnen, deren Zwecke und Absichten so gerecht und selbstlos sind, daß daran alle Berechnungen der Schlauen zu Schanden werden. Wenn sich Millionen dem Herkommen beugen, so giebt es doch nur wenige, die in neuen und schwierigen Fällen selbständig zu wählen verstehen. Die Tugend hat oft etwas Geheimnisvolles; während die Schlauheit des Lasters oft nur eine elende Bemühung ist, sich mit einem dünnen Schleier der Täuschung zu umhüllen, hat der Tugendhafte etwas von der Erhabenheit der unfehlbaren Wahrheit an sich.

Menschen, die in Selbstsucht ergraut sind, täuschen sich immer selbst, wenn sie mit schlichten aber intelligenten Naturen in Berührung kommen. Auch beweist die Erfahrung täglich, daß ebenso wie nur der Ruhm Dauer hat, welcher auf Tugend begründet ist, auch nur diejenige Politik Bestand hat, welche auf dem Wohl des Ganzen beruht. Gemeine Geister können die Angelegenheiten einer Gemeinde erfolgreich leiten so lange sich diese auf gemeine Zwecke richten; aber wehe dem Volk, das in großen schwierigen Lagen anderen als redlichen, weisen, edlen und menschenfreundlichen Männern vertraut! Denn es gibt keine Bürgschaft für den Erfolg, wenn nur berechnete

Schlauheit die Maßregeln leitet, die zur Wiedergeburt einer Nation führen sollen. Mehr als die Hälfte des Unglücks, das den Fortschritt der Zivilisation gehindert oder sie entehrt hat, entsteht daraus, daß man es vernachlässigt, die großen Männer zu gebrauchen, welche immer für große Gelegenheiten erschaffen werden.

Während wir über die Mißstände der venezianischen Einrichtungen sprechen wollten, haben wir uns von diesem Gedankengange hinreißen lassen und können die Anwendung dieser Moral nur in verkleinertem Maßstabe auf die Vorfälle in unserer Geschichte machen.

Wie man gesehen hat, waren Gelsomina einige wichtige Schlüssel des Gefängnisses anvertraut. Die listigen Oberaufseher des Kerkers verfolgten dabei eine bestimmte Absicht und machten das Mädchen gewissen Zwecken dienstbar, aber sie ahnten nicht, daß sie den Eingebungen eines edlen Gemüts zugänglich genug sei, um jene Pläne zu Schanden zu machen. Der Auftrag, den sie jetzt übernahm, bewies, daß die Schließer, zu denen auch ihr eigener Vater gehörte, die Anlagen dieser unschuldigen Natur verkannt hatten.

Gelsomina versah sich mit den Schlüsseln, nahm eine Lampe, und statt sich in den Hof zu begeben, ging sie aus dem Mezzanino, in dem sie wohnte, nach dem ersten Stockwerk des Gefängnisses. Nachdem sie mit der Zuversicht, die das Bewußtsein einer guten That gibt, viele Thüren und dunkle Gänge passiert hatte, kam sie über die Seufzerbrücke, auf der sie keine Begegnung zu befürchten hatte und gelangte nun in den Dogenpalast. Durch eine Thür erreichte sie die breiten Korridore des Gebäudes, und um nicht gesehen zu werden, löschte sie das Licht. Im nächsten Augenblick stand sie auf der breiten und dunklen Treppe, durch die sie alsbald auf den den Hof umgebenden Säulengang gelangte. Ein Hellebardier schritt hier auf und ab und sah die Unbekannte neugierig an, aber da er diejenigen, die das Gebäude verließen, nicht anzurufen hatte, sagte er nichts. So schritt Gelsomina weiter.

Ein rachsüchtiger, aber sein Vorhaben schon halb und halb bereuender Mensch warf eben eine Anklage in den Löwenrachen. Unwillkürlich blieb das Mädchen stehen, bis der geheime Ankläger sein verräterisches Werk vollbracht und sich entfernt hatte. Als sie nun weiter wollte, sah sie, daß der Hellebardier an dem oberen Ende der Riesentreppe über ihre Unschlüssigkeit lächelte, als wären ihm solche Auftritte nichts Neues.

„Ist es gefährlich, den Palast zu verlassen?“ fragte sie den rauhen Sohn der Berge.

„Corpo di Bacco! Vor einer Stunde wäre es freilich gewagt gewesen, schöne Donna! Aber die Aufrührer sind jetzt gezähmt und beten in der Kirche.“

Nun zögerte Gelsomina nicht länger. Sie stieg die breite Treppe herab und stand bald unter dem Portal. Doch ehe das schüchterne Mädchen auf den Platz trat, blickte sie sich erst scheu um wie ein Reh, das das Dickicht verläßt, ob sie sich herauswagen könne.

Die Späher der Polizei waren durch den Aufruhr der Fischer zu sehr erschreckt worden, um nicht, nachdem er gestillt war, so klug und vorsichtig als möglich zu handeln. Man hatte den Gauklern und Sängern Geld gegeben, um sie zum Wiederkommen zu bewegen, und Gruppen von maskierten und unmaskierten Söldlingen der Behörden zeigten sich an verschiedenen Stellen der Piazza. Kurz, man wendete alle Kunstgriffe an das Vertrauen der Bevölkerung wiederherzustellen, wie man sie in denjenigen Staaten braucht, deren Bürger man nicht reif genug hält, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Selbst von dem handgreiflichen Trug lassen sich viele Leute täuschen. Müßiggänger, Neugierige, Mißvergnügte, Intriguanten, gedankenlose Menschen oder die große Anzahl derer, die nur für den Genuß der flüchtigen Stunde leben, hatten, ohne es zu merken, die Absichten der Polizei unterstützt, und als Gelsomina auf die Piazetta treten wollte waren beide Plätze schon ziemlich besucht. Zwar standen noch einige aufgeregte

Fischer um die Kirchenthür wie Bienen, die aus ihrem Stock schwärmen wollen, allein die Gefahr war von dieser Seite her nicht mehr drohend. So wenig Gelsomina auch gewöhnt war, in der Oeffentlichkeit zu erscheinen, so erkannte sie doch auf den ersten Blick die thatsächliche Einsamkeit, welche man in einer großen Menschenmenge genießt. Sie zog den einfachen Mantel dichter um sich, rückte die Maske noch einmal zurecht und trat mit schnellem Schritt auf die Piazza.

Wir wollen sie auf dem Wege nicht begleiten, und nicht die hergebrachten galanten Redensarten wiederholen, die ihr mehr oder minder zudringlich zugeflüstert wurden. Jung, kräftig und von einem edlen Beweggrunde angespornt, hatte sie die Piazza bald überschritten und den San Nicoloplatz erreicht, wo die Gondeln für den öffentlichen Verkehr lagen. Aber gegenwärtig war keine Gondel vorhanden, denn Neugier oder Furcht hatten die Gondeliere bewogen, ihre Stelle zu verlassen. Gelsomina ging auf die Brücke und sah sich von oben aus um, als eine Gondel langsam vom großen Kanal her gefahren kam. Ihr Zögern und ihre Unschlüssigkeit erregte die Aufmerksamkeit des Gondeliers und der Mann bot ihr durch die allgemein gebräuchliche Gebärde seine Dienste an. Da sie in den Straßen der Stadt ganz fremd war, die für den Uneingeweihten ein Labyrinth bilden, in dem man sich schwerer als irgend anderswo zurechtfindet, nahm sie dies Anerbieten gern an. Die Stufen heruntereilen, in das Boot springen, „Rialto" sagen und sich dann unter das Verdeck zurückziehen, war das Werk eines Augenblicks.

Die Gondel setzte sich sofort in Bewegung und Gelsomina meinte nun ihren Auftrag leicht ausführen zu können, da sie von einem gewöhnlichen Gondelier keinen Verrat ihrer Absicht zu besorgen hatte. Er konnte nicht um ihren Zweck wissen und es war in seinem eigenen Interesse, sie ihrem Bestimmungsort sicherer zuzuführen. Aber es lag ihr so sehr am Gelingen, daß sie nicht ruhig werden konnte, ehe alles erreicht war. Sie nahm daher ihren Mut zusammen und betrachtete die vorüber-

fahrenden Boote und Paläste. Die kühle Nachtluft belebte sie, und nun wandte sie auch ihre Aufmerksamkeit dem Gondelier zu und bemerkte jetzt erst, daß seine Züge hinter einer Maske verborgen waren, die so gut gezeichnet war, daß es der oberflächliche Blick beim Mondlicht schwer merken konnte.

Obgleich die Sitte, Masken zu tragen, bei der Dienerschaft der Vornehmen gewöhnlich war, geschah es doch nur selten von den öffentlichen Gondelieren. Der Umstand schien ihr erst besorglich; dann aber sagte sich Gelsomina, daß der Mann vielleicht von einer Lustfahrt oder einer Serenade zurückkehre, bei der die Vorsicht des Liebhabers diese Maßregel erheischt hätte.

„Soll ich Euch am Brückendamm absetzen, Signora, oder nach dem Thor Eures Palastes fahren?“ fragte der Gondelier.

Gelsominas Herz begann zu klopfen. Der Ton der Stimme klang ihr sympathisch, wenn er auch durch die Maske gedämpft wurde. Aber das ganze Unternehmen war ihr so neu, wenn es auch zu Gunsten anderer geschah, daß sie zitterte, als habe sie sich einer Schuld zu zeihen.

„Kennst Du den Palast des Don Camillo Monforte, eines kalabrischen Herrn?“ fragte sie nach kurzem Zögern. Der Gondelier machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Soll ich Euch dorthin rudern, Signora?“

„Wenn Du den Palast genau kennst, ja.“

Das Wasser rauschte und die Gondel glitt jetzt zwischen hohen Mauern dahin. An dem Ton verriet sie, daß sie in einen der schmaleren Kanäle eingebogen waren, und das gab ihr eine günstige Meinung von des Bootsmanns Ortskenntnis. Bald hielten sie vor der Landungsstelle eines Palastes, und der Gondelier half ihr, wie es Sitte war, beim Aussteigen. Gelsomina hieß ihn warten, bis sie zurückkehre, und schritt weiter.

Einem geübteren Auge, als dem ihren, wäre die Verstörtheit in Don Camillos Hauswesen nicht entgangen. Die Dienerschaft schien bei jeder Kleinigkeit nicht zu wissen, was

sie thun sollte; einer sah den andern mißtrauisch an, und als Gelsomina zagend den Vorsaal betrat, erhoben sich zwar alle, aber niemand ging ihr entgegen. Ein maskiertes Frauenzimmer war nichts Ungewöhnliches in Venedig, im Gegenteil begaben sich nur wenige ohne diese Hülle auf die Kanäle. Aber an dem Zögern von Don Camillos Troß merkte man, daß sie die Eintretende nicht gleichgültig betrachteten.

„Ist dies der Palast des Herzogs von Sant' Agata?“ fragte Gelsomina so ruhig als es ihr irgend möglich war.

„Ja, Signora.“

„Ist Euer Gebieter zu Hause?“

„Signora — ich weiß nicht. — Welche schöne Dame soll ich ihm melden?“

„Wenn er nicht zu Hause ist, braucht Ihr ihm nichts zu melden. Wenn er da ist, möchte ich ihn sehen.“

Die verschiedenen Diener steckten die Köpfe zusammen und schienen zu beraten, ob sie die Besucherin melden sollten. In diesem Augenblick betrat ein Gondelier in einer geblümten Jacke den Flur, dessen freundliches und freimütiges Gesicht Gelsomina Zutrauen einflößte.

„Ihr dient Don Camillo Monforte?“ fragte sie, als er nach dem Kanal gehen wollte.

„Als Gondelier, schönste Donna!“ antwortete er an die Mütze fassend, aber ohne sich nach der Fragerin umzusehen.

„Könnt Ihr ihm sagen, daß ihn ein Frauenzimmer dringend zu sprechen wünscht, und zwar allein?“

„Santa Maria! Es giebt gar zu viel Frauenzimmer in Venedig, die es wollten, meine Schönste. Geht lieber zum heiligen Theodor auf der Piazetta, als daß Ihr jetzt meinem Herrn vor Augen kommt, das steinerne Bild wird Euch freundlicher empfangen als er.“

„Habt Ihr Befehl, das allen meines Geschlechtes zu sagen, die hierher kommen können?“

„Diavolo! Was Ihr für seltsame Fragen stellt? Vielleicht wäre mein Herr nicht abgeneigt eine Dame, die ich

kenne, bei sich zu sehen, aber, auf meine Ehre als Gondelier im übrigen ist er jetzt gerade keiner der galantesten Kavaliere in Venedig."

„Wenn es eine solche Dame gibt, wie Ihr dreist genug seid zu behaupten, woher wißt Ihr, daß ich nicht diejenige bin?"

Gino blickte betroffen auf, sah die Gestalt der Sprecherin an und nahm sich verbeugend die Mütze ab.

„Ich weiß nichts davon, Signora. Ihr könnt der Doge sein oder der Gesandte des Kaisers — ich weiß jetzt überhaupt nicht mehr, wo mir der Kopf steht." Gino hielt inne, denn der wartende Gondelier, der schnell in den Flur getreten war, hatte ihn auf die Schulter geklopft und flüsterte ihm in das Ohr: „In diesem Augenblick darf man keine Mitteilung verschmähen. Führe die Fremde hinauf."

Gino zögerte nicht länger. Der Gunst seines Herrn sicher, drängte er den Kammerdiener beiseite und erbot sich Gelsomina selbst zu seinem Herrn zu führen; während sie die Treppe hinaufgingen, entfernten sich drei der untergeordneten Diener.

Der Palast sah noch unfreundlicher aus, als es sonst der Fall war. Die Zimmer waren nur matt beleuchtet, die kostbarsten Bilder von den Wänden genommen, und ein aufmerksamer Blick konnte aus mancherlei Anzeichen erraten, daß der Besitzer nicht dauernd hier zu bleiben gedenke. Aber auf diese Dinge achtete Gelsomina nicht, als sie Gino durch die Empfangssäle nach den Wohnzimmern des Palastes folgte. Der Gondelier schloß eine Thür auf, sah seine Begleiterin halb zweifelnd halb ehrfurchtsvoll an, machte ihr ein Zeichen, einzutreten, und sagte: „Mein Herr pflegt Damenbesuch hier zu empfangen. Tretet ein, Euer Gnaden, damit ich eile, ihm sein Glück zu verkünden."

Gelsomina ging in das Zimmer und ihr klopfte das Herz, als sie hörte, wie der Gondelier sie einschloß. Sie stand in einem Vorzimmer, und da sie durch die offene Thür der Neben=

stube Licht schimmern sah, glaubte sie, daß sie weiter gehen solle, und begab sich dorthin. Kaum aber hatte sie das kleine Gemach betreten, als sie sich einem andern Frauenzimmer gegenüber fand.

„Annina!“ rief das unerfahrene Mädchen, das nicht gewöhnt war, sein Staunen zu verbergen.

„Gelsomina!“ erwiderte die andere. „Die unschuldige, häusliche Gelsomina hier!“

Anninas Worte waren nicht mißzuverstehen. Tief gekränkt riß Gelsomina die Maske ab, denn sie mußte Luft schöpfen, und atemlos und mit verwundetem Stolz sah sie Annina an. „Du hier!“ flüsterte sie.

„Du hier!“ wiederholte die andere mit jenem Lachen, das die Nichtswürdigen ausstoßen, wenn sie meinen, ein bisher Unschuldiger sei so tief wie sie gesunken.

„Ich komme aus Barmherzigkeit hierher.“

„Dann sind wir beide in gleicher Absicht hier.“

„Annina! Ich weiß nicht, was Du sagen willst! Dies ist doch der Palast des Don Camillo Monforte, eines edlen Neapolitaners, der Anspruch auf die Senatorwürde erhebt?“

„Des schönsten, reichsten, elegantesten und unbeständigsten Kavaliers in Venedig! Du hättest nicht besser berichtet sein können, Gelsomina, auch wenn Du schon tausendmal hiergewesen wärst.“

Gelsomina hörte ihr schaudernd zu. Die listige Annina, die sie so weit durchschaute, wie das Laster die Unschuld überhaupt zu erkennen vermag, triumphierte im stillen. Im ersten Augenblick hatte sie allerdings geglaubt, was sie andeutete, aber bei näherer Ueberlegung in anbetracht des ungekünstelten Entsetzens ihrer Base wendete sich ihr Argwohn nach einer anderen Richtung.

„Aber ich erzählte Dir damit ja nichts Neues. Ich bedaure nur, daß Du mich hier findest, wo Du ohne Zweifel den Herzog von Sant' Agata erwartet hattest.“

„Annina! Das von Dir!“

„Jedenfalls bist Du nicht mit der Absicht in den Palast gekommen, mich hier zu besuchen!“

Gelsomina hatte in ihrem Leben schon Unglück, aber noch nie Schmach erduldet. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie sank kraftlos in einen Sessel.

„Ich möchte Dich nicht zu tief betrüben,“ fuhr das boshafte Mädchen fort. „Aber daß wir beide in dem Zimmer des leichtsinnigsten Kavaliers von Venedig sind, ist unbestreitbar.“

„Ich sagte Dir ja, das Mitleid hat mich hierher geführt.“

„Mitleid für Don Camillo?“

„Für eine junge edle Dame, eine schöne Dame aus dem Hause Tiepolo, hörst Du, Annina!“

„Wie kommt eine Dame aus dem Hause Tiepolo dazu, die Tochter eines Gefangenwärters zur Abgesandten zu wählen?“

„Wie? Weil die dort oben eine Ungerechtigkeit begangen haben. Es hat einen Tumult unter den Fischern gegeben, die Aufrührer haben die junge Dame und ihre Begleiterin von den Häschern befreit. Der Doge hat mit den Aufrührern geredet und dann kamen die Dalmatier den Hafendamm entlang, da sind die edlen Damen im Augenblick des höchsten Schreckens in das Gefängnis geflüchtet. Die Kirche hat den Segen über ihre Liebe gesprochen, und —“

Gelsomina konnte nicht weiter reden, der Wunsch sich zu rechtfertigen und der Schmerz in einer zweideutigen Lage zu sein überwältigten sie so sehr, daß sie zu schluchzen begann. So unzusammenhängend auch ihre Worte gewesen waren, so hatte Annina doch den ganzen Zusammenhang erraten. Sie wußte um die geheime Trauung und von dem Aufstand der Fischer, und daß die Damen das Kloster auf einer entfernten Insel wieder verlassen hätten, nach welchem sie am Abend vorher gebracht worden waren. Don Camillo hatte Annina gezwungen, ihn dorthin zu begleiten, doch hatten sie nur erfahren, daß die Damen wieder abgeholt worden wären, ohne daß man ihnen sagen konnte, wohin man sie geschickt hätte. Aus allen

diesen Bruchstücken erriet die Tochter des Weinhändlers nicht nur, was ihre Base hier gewollt hatte, sondern auch den augenblicklichen Aufenthaltsort der Geflohenen.

„Und Du glaubst diesem Lügengewebe, Gelsomina?“ fragte sie mit geheucheltem Mitleid über die Leichtgläubigkeit des Mädchens. „Wer auf dem Markusplatze Bescheid weiß, kennt den Charakter dieser angeblichen Tiepolo und ihrer Ehrendame!“

„Hättest Du ihre Jugend und Unschuld gesehen, Annina, so würdest Du das nicht sagen.“

„Heiliger Theodor! Es kann zuweilen nichts schöner sein, als das Laster! Es ist einer der beliebtesten Kunstgriffe des Satans, um die Schwachen zu bethören. Das muß Dir Dein Beichtvater auch gesagt haben, wenn er nicht viel nachsichtiger als der meine ist.“

„Aber warum hätten leichtfertige Frauenzimmer Zuflucht im Gefängnis gesucht?“

„Sie hatten gute Gründe die Dalmatier zu fürchten. Aber ich kann Dir mehr von denen erzählen, die Du zum Schaden Deines Rufes bei Dir aufgenommen hast. Es gibt Frauen in Venedig, die auf die verschiedenste Weise ihrem Geschlecht Unehre machen, und jene Florinda ist eine Schmugglerin; sie betrügt, wie man weiß, die Republik um die Zollgebühren. Der Neapolitaner hat ihr eine Schiffsladung von dem Wein geschenkt, der auf seinen kalabrischen Bergen gewachsen ist, und sie hat mich zur Unredlichkeit verleiten wollen, denn sie bot mir das Gewächs zum Kauf an. Sie meinte, auch ich würde pflichtvergessen sein und ihr helfen die Republik zu betrügen.“

„Kann ich das glauben, Annina?“

„Warum sollte ich Dich täuschen? Sind wir nicht Geschwisterkinder? Und wenn mich das Geschäft auch viel auf dem Lido hält und wir wenig von einander sehen, ist die Anhänglichkeit an einander uns doch natürlich. Ich habe es den Behörden angezeigt; der Wein ist mit Beschlag belegt

und die vorgeblichen Patrizierinnen haben heute die Flucht ergreifen müssen. Man meint, sie wollten sich mit dem leichtfertigen Neapolitaner aus dem Staube machen. Da sie vor der Verfolgung einen Unterschlupf suchen mußten, haben sie Dich zu ihm geschickt, ihnen ihren Versteck mitzuteilen, damit er ihnen zu Hilfe kommen kann."

„Und warum bist Du hier, Annina?"

„Mich wundert, daß Du das nicht früher gefragt hast! Gino, Don Camillos Gondelier, bewirbt sich seit lange vergebens um mich. Als jene Florinda sich über meine Anzeige ihrer Betrügerei beklagte, die jedes rechtschaffene Mädchen in Venedig hätte machen müssen, riet er seinem Herrn, sich meiner zu bemächtigen, teils aus Rache, teils in der eitlen Hoffnung, daß ich meine Aussage zurücknehmen würde; Du wirst gehört haben, wie gewaltthätig solche Kavalierie verfahren, wenn ihre Pläne gekreuzt werden."

Annina berichtete nun ziemlich treu, wie man sie überfallen habe, nur verbarg sie alle Thatsachen, die ihr nachteilig sein konnten.

„Aber Annina, sie ist doch eine Tiepolo!"

„Nun ja, doch das ändert nichts an der Thatsache. Heilige Mutter Gottes! Daß diese dreisten und betrügerischen Weiber gerade an Dich unschuldiges Ding kommen mußten! Es wäre besser gewesen, sie wären mir begegnet, die ihnen zwar auch nicht an Schlauheit gewachsen ist — Dank sei den Heiligen dafür! — die aber doch nicht über ihren Charakter erst aufgeklärt zu werden brauchte."

„Sie sprachen von Dir, Annina!"

Wie die Schlange ein Vögelchen, so sah Annina ihre Base an, aber sie verlor nicht ihre Geistesgegenwart. „Hoffentlich sagten sie nichts Gutes von mir, es wäre mir leid, aus solchem Munde gelobt zu werden."

„Sie waren Dir allerdings nicht freundlich gesinnt."

„Vielleicht haben sie Dir auch gesagt, daß ich im Solde des Rats stände?"

„Ja, das haben sie gesagt.“

„Kein Wunder. Schlechte Menschen glauben nie, daß man etwas aus Gewissenhaftigkeit thun könnte. Doch, da kommt der Neapolitaner. Er ist ein Wüstling, Gelsomina, und Du wirst denselben Abscheu, wie ich, gegen ihn fühlen.“

Die Thür ging auf und Don Camillo trat ein, sich mißtrauisch umblickend; denn er hatte richtig erraten, daß es nicht seine junge Gemahlin wäre, die ihn hier erwartete. Gelsomina erhob sich. Die Erzählungen ihrer Base und ihre eigenen Bedenken hatten sie ganz verwirrt gemacht und sie blieb stehen, ein Bild von mädchenhafter Scheu und Bescheidenheit. Der Neapolitaner sah sie an, betroffen über ihre Schönheit und ihr sittsames Aussehen; aber seine Stirn blieb finster, als habe er sich gegen jede Täuschung gewappnet.

„Du hast mich zu sehen verlangt?“ fragte er.

„Ich wünschte es, edler Herr, aber — Annina!“ —

„Da Du schon eine andere hier siehst, ist Dir der Wunsch vergangen?“

„Ja, Signore.“

Don Camillo sah sie ernst und mitleidig an: „Du bist jung für dies Gewerbe. — Hier hast Du Geld. Geh, wie Du gekommen bist. Doch halt! Du kennst diese Annina?“

„Wir sind Geschwisterkinder, edler Herzog!“

„Per Diana! Eine saubere Familie! Schert Euch fort! Ich brauche Euch nicht. Aber vergiß nicht,“ sagte er, Annina am Arm fassend, in leisem, drohenden Ton, „daß ich ebenso, wie der hohe Rat, zu fürchten bin. Du kannst nicht aus Deinem Hause gehen, ohne daß ich es erfahre. Wenn Du klug bist, so wirst Du reinen Mund halten. Mache, was Du willst, ich fürchte Dich nicht, aber nur die Klugheit kann Dir nützen.“

Annina verneigte sich demütig, als stimme sie seinem Rat bei, zog die halbbetäubte Gelsomina mit sich fort und verließ eilig mit ihr das Zimmer. Da man wußte, daß sie von ihrem Gebieter kamen, wagte niemand von der Dienerschaft, die beiden anzuhalten. Gelsomina war es sogar noch mehr darum

zu thun, als ihrer abscheulichen Begleiterin, diesen Ort des Schreckens zu verlassen, und atemlos sprang sie in die Gondel.

Der Gondelier wartete auf den steinernen Stufen; im nächsten Augenblick stieß das Boot ab, und die beiden darin Befindlichen waren froh, wenn auch aus verschiedenen Ursachen, aus diesem Hause zu kommen.

Gelsomina hatte in der Eile unterlassen, die Maske vorzubinden, und kaum war die Gondel wieder auf dem großen Kanal, als sie, um sich Kühlung zu verschaffen, den Kopf aus dem Fenster steckte. Der Mond beleuchtete ihre unschuldigen Augen und die Wangen, die teils aus Scham, teils aus Freude gerötet waren, einer so demütigenden Lage entronnen zu sein. Plötzlich berührte jemand sie leise mit einem Finger, und da sie sich umwendete machte der Gondelier ihr ein Zeichen sich vorsichtig zurückzuziehen. Dann lüftete er langsam ein wenig die Maske.

„Carlo!“ wollte sie rufen, aber ein neues Zeichen ließ sie die Stimme dämpfen.

Gelsomina zog den Kopf zurück und stammelte ein Dankgebet, daß sie in einem solchen Augenblick im Schutze dessen sein durfte, der ihr ganzes Vertrauen besaß. Der Gondelier fragte nicht, wohin er sie fahren solle, und das Boot glitt hafenwärts, was den beiden Mädchen ganz natürlich schien. Annina nahm an, er wolle nach der Piazza, was ihr gut paßte, und Gelsomina, welche nun wußte, wer der Gondelier sei, erwartete von ihm nach Hause gefahren zu werden. Alles, was Annina ihr von Don Camillo und den beiden Frauen gesagt hatte, kam ihr wieder in den Sinn und das Blut schoß ihr in das Gesicht, als sie dachte, wie ihr Liebhaber sie beurteilen könnte. Zwar beschwichtigte sich das unschuldige Mädchen immer wieder, indem sie sich sagte: „Er kennt mich, er wird das Beste von mir glauben,“ aber immer mehr drängte es sie, ihm die Wahrheit zu gestehen. In einer solchen Lage ist Warten noch qualvoller, als sich zu rechtfertigen, so demütigend auch diese Notwendigkeit für den Unschuldigen scheint. Gelso-

mina erklärte Annina daher, sie wolle draußen Luft schöpfen, und trat aus dem Verdeck hervor. Auch war es Annina nicht unlieb allein zu bleiben; denn sie wollte nachdenken, wie sie auf den krummen Wegen, auf die sie sich eingelassen hatte, am besten vorwärts käme.

Gelsomina trat dicht an den Gondelier und sagte, als er beharrlich schwieg: „Carlo!"

„Gelsomina!"

„Du fragst mich nicht, wie ich dorthin gekommen bin?"

Ich weiß, wie falsch Deine Base ist; Du hast Dich von ihr bethören lassen. Der Augenblick, die Wahrheit zu erfahren, wird kommen."

Du kanntest mich nicht, als ich Dich von der Brücke anrief?"

„Nein. Jede Beschäftigung war mir in jenem Augenblick erwünscht."

„Warum nennst Du Annina falsch?"

„Weil es in ganz Venedig kein boshafteres Wesen und keine größere Lügnerin giebt."

Jetzt erinnerte sich Gelsomina Donna Florindas Warnung. Da Annina ihre Verwandte war und arglose Menschen stets auf die Zuverlässigkeit ihrer Freunde vertrauen, bis sie erst thatsächlich vom Gegenteil überzeugt sind, war es Annina leicht geworden, ihrer Base Glauben an die Unwürdigkeit der Entflohenen einzuflößen. Aber nun kam der Mann, dem ihr ganzes Herz gehörte, und sprach das Verdammungsurteil über Annina aus. Von allen Seiten eingeengt, folgte sie der Eingebung ihres Gefühls. Schnell und leise erzählte sie Carlo die Vorfälle des Abends und Anninas Aussagen über die Frauen, die sie in dem Gefängnis zurückgelassen hatte.

Jacopo lauschte ihr so aufmerksam, daß er das Ruder müßig im Wasser schleifen ließ.

„Es genügt," sagte er, als Gelsomina, die der Eifer des Sprechens gerötet hatte, entsühnt vor ihm stand. „Jetzt verstehe ich alles. Mißtraue Deiner Base; selbst der Senat ist nicht falscher als sie." Er sprach leise, aber fest. Gelsomina

glaubte ihm unbedingt, wenn auch das Gehörte sie staunen machte, und kehrte zu Annina zurück und die Gondel fuhr weiter, als sei nichts geschehen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nun könnt ich lustig sein; Hubert ich lieb' Dich,
Ich will nicht sagen, was ich Dir bestimme.
Gedenke dran

König Johann.

Jacopo kannte die Wachsamkeit der venezianischen Polizei nur zu genau. Er wußte, wie unablässig diejenigen beobachtet wurden, an denen dem Rat gelegen war, und so ungünstig die Umstände auch schienen, war er doch weit entfernt, sich völlig beruhigt zu fühlen. Freilich befand sich Annina in seiner Gewalt, und sie hatte noch nicht die von Gelsomina erlangte Kunde einem ihrer Auftraggeber mitteilen können; aber durch einen einzigen lauten Schrei vermochte sie die Aufmerksamkeit von einem der zahllosen Polizeispione auf sich zu ziehen und jede Stellung von Donna Violetta zu verraten. Es war daher seine nächste und größte Sorge diese gefährliche Person in sicheren Gewahrsam zu bringen. Nach Don Camillos Palast zurückrudern, hieß sich freiwillig unter die Polizeispione begeben. Der Neapolitaner, im Vertrauen auf seinen Rang und Einfluß, hatte, als er auf das Mädchen keinen Wert mehr legte, nachdem sie alles gestanden, was sie wußte, sie selbst in Freiheit gesetzt. Nun lag der Fall anders, und die Häscher konnten durch sie jetzt den Flüchtlingen auf die Spur kommen.

Die Gondel fuhr weiter. Sie kamen an einem Palast nach dem andern vorbei und Annina steckte ungeduldig den Kopf aus dem Fenster, um zu sehen, wo sie wären. Sie bemerkte, daß sie schon die im Hafen liegenden Fahrzeuge erreicht hatten, und unter dem Vorwande, auch Luft schöpfen zu wollen, verließ sie die Zeltdecke und trat zu dem Gondelier."

„Setze mich so schnell als möglich an dem Wasserthor

des Dogenpalastes ab," sagte sie zu dem Schiffer und drückte ihm eine Silbermünze in die Hand.

„Zu Befehl, schöne Donna. — Nur wundert mich, daß ein so kluges Mädchen, wie Ihr, nicht wittert, was für Schätze jene Feluke birgt."

„Du meinst die Sorrentina?"

„Welcher andere Padrone bringt so guten Wein nach dem Lido? Stille Deine Ungeduld, Tochter des wackeren alten Maso, und mache zum Besten von uns Gondelieren ein Geschäft mit jenem Biedermann."

„Wie? Du kennst mich?"

„Du bist die hübsche Schenkentochter vom Lido. Corpo di Bacco! wir Gondeliere kennen Dich so gut wie die Wassermauer."

„Warum trägst Du die Maske? Bist Du Luigi?"

„Ob ich Luigi, Enrico oder Giorgio heiße, darauf kommt es nicht an. Ich bin Dein Kunde und Dein Verehrer. Du weißt, Annina, daß die jungen Patrizier sich manchen tollen Streich erlauben und sie lassen sich von uns Gondelieren schwören, das Geheimnis zu bewahren, bis jede Furcht vor Entdeckung vorüber ist. Wenn unberufene Augen mich sähen, könnten sie mich fragen, wo ich die Stunden des Abends zugebracht hätte."

„Die Kavaliere hätten Dich reichlich bezahlen und Dich gleich nach Hause schicken sollen."

„Damit man mir wie einem denunzierten Hebräer bis an die Thür folgen konnte! Nein, erst wenn mein Boot sich mit tausend anderen gekreuzt hat kann ich die Maske abnehmen. Willst Du nach der bella Sorrentina?"

„Warum fragst Du, da Du ihr schon zufährst?"

Der Gondelier lachte und nickte mit dem Kopf, als wolle sagen, daß er ihre geheimsten Wünsche errate. Annina sann nach, wie sie ihn von seinem Vorhaben abbringen könne, aber schon legte die Gondel neben der Feluke bei.

„Wir wollen an Bord gehen und mit dem Padrone reden," sagte Jacopo.

„Es nützt nichts; er hat keinen Wein mehr."

„Glaube das nicht. Ich kenne ihn und seine Ausreden."

„Vergiß nicht, daß meine Base hier ist."

„Sie ist ein unschuldiges, harmloses Kind."

Während Jacopo sprach, hob er Annina halb mit Gewalt, halb ihr schmeichelnd an Bord der bella Sorrentina und sprang dann selbst herauf. Ohne ihr Zeit zum Besinnen zu lassen, führte er sie an die Stufen der Kajüte, die sie halb verwirrt herunterstieg, fest entschlossen dem Fremden nicht zu verraten, daß sie sich schon auf eigene Hand an den Zollbehörden vergangen hatte.

Stefano Milano schlief auf dem Verdeck. Eine leise Berührung weckte ihn, und aus einem geheimen Erkennungszeichen entnahm er, daß der angebliche Rodrigo vor ihm stand. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Signore," fragte er, sich ermunternd, „ist die Ladung da?"

„Erst teilweise. Ich habe Dir eine gewisse Annina Torti gebracht, die Tochter eines Weinhändlers vom Lido."

„Alle Heiligen! Findet der Senat es nötig, ein solches Frauenzimmer im geheimen aus der Stadt schaffen zu lassen?"

„Ja, und zwar legt er großen Wert darauf, daß sie in Sicherheit gebracht wird. Ich habe sie hergeleitet, ohne daß sie meinen Zweck argwöhnt, und sie hat sich in Deine Kajüte locken lassen unter dem Vorgeben, mit Dir einen Weinhandel machen zu sollen. Nun bürgst Du, wie Du mir verheißen hast, für ihre Person."

„Nichts leichter als das," antwortete Stefano, an die Kajütenthür tretend und sie von außen durch einen Riegel schließend. „Nun ist sie allein da drin mit dem Bilde der heiligen Jungfrau; und eine bessere Gelegenheit zum Beten, als diese, kann ihr nicht zu teil werden."

„Gut so. Nun lasse die Anker lichten und bringe die Feluke aus diesem Wald von Schiffen heraus."

„Das kann in fünf Minuten geschehen, Signore, denn wir sind fertig.“

„Dann mache Dich sofort an das Werk, alles hängt davon ab, daß diese Sache behutsam angefaßt wird. Ich komme bald zu Dir zurück; und höre, Stefano, paß' auf die Gefangene auf; denn der Senat legt großen Wert auf ihre Festnahme.“

Der Kalabrese nickte: Rodrigo solle nur seiner Schlauheit vertrauen, und während jener in seine Gondel zurückkehrte, weckte der Padrone seine Leute. Als die Gondel in den Markuskanal bog, wurden die Segel der Feluke niedergezogen und das flachgehende kalabrische Schiff schlüpfte aus dem Mastenwald in das offene Wasser.

Schnell erreichte das Boot die Wasserpforte des Palastes und Gelsomina ging über den Hof und die Riesentreppe wie sie gekommen war. Dort oben hielt noch der Hellebardier Wache, aber als er sie erkannte, sagte er ihr nur ein paar schmeichelnde Worte, doch ließ er sie ungehindert vorbei.

„Folgt mir gleich, edle Damen, um der heiligen Jungfrau willen,“ sagte sie, eilig in das Zimmer tretend, indem Donna Violetta und ihre Begleiterin ihrer warteten. „Ich habe Eure Freiheit durch meine Unerfahrenheit gefährdet, und Ihr dürft keinen Augenblick verlieren. Jetzt ist die Flucht noch möglich.“

„Du bist erschrocken und atemlos,“ sagte Donna Florinda. „Hast Du den Herzog von Sant' Agata gesprochen?“

„Fragt mich nicht; folgt mir.“

Sie sah die beiden so flehend an, und nahm dann die Lampe, daß sie ihr schweigend folgten.

Sie kamen ungehindert aus dem Gefängnis und über die Seufzerbrücke, denn Gelsomina war noch im Besitz der Schlüssel, dann stiegen sie die Treppe von der offenen Galerie herunter. Niemand trat ihnen hindernd in den Weg, denn man hielt sie für Dienerinnen, die ihren Geschäften nachgingen.

Jacopo wartete am Wasserthor. Im nächsten Augenblick

flog seine Gondel über den Hafen und folgte dem Kurs der Feluke, deren helles Segel jetzt im Mondlicht sichtbar wurde. Gelsomina sah ihm mit Anteil nach, dann ging sie über die Brücke den Hafendamm entlang und betrat das Gefängnis durch seinen öffentlichen Zugang.

„Ist des alten Maso Tochter sicher verwahrt?“ fragte Jacopo, als er die bella Sorrentina wieder erreichte.

„Sie läuft wie lockerer Ballast hin und her, Meister Rodrigo; bald ist sie an dieser Seite der Kajüte, bald an der anderen, aber wie Ihr seht ist der Riegel noch vor.“

„Gut. Nun bringe ich die andere Ladung. Du hast doch die Pässe bereit für die Wachtgaleere?“

„Alles in bester Ordnung, Herr? Wann habt Ihr Stefano Milano je unvorbereitet gefunden? Diamine, wartet nur, wenn der Wind erst aufsteigt, wie schnell es dann gehen wird. Wenn uns der Senat dann zurückhaben und alle seine Sbirren hinter uns drein schickte, er kriegte uns doch nicht!“

„Trefflicher Stefano, lege die Segel vor den Wind, die Augen Deiner Gebieter wachen über Dir und sie rechnen auf Deine Schnelligkeit.“

Während der Kalabrese that wie ihm geheißen, half Jacopo den Damen aus der Gondel. Im nächsten Augenblick waren die Segel entfaltet und die Schaumwellen, die sich am Bug des Schiffs zeigten, bewiesen, wie schnell es fuhr.

„Du hast edle Damen an Bord,“ sagte Jacopo zu dem Padrone, als dieser nicht mehr so beschäftigt war, „und wenn auch der Senat sie jetzt auf diese Weise aus der Stadt entfernt, wird er es Dir doch Dank wissen, wenn Du sie mit großer Zuvorkommenheit behandelst.“

„Verlaßt Euch auf mich, Meister Rodrigo. Nur vergeßt Ihr, daß ich noch keine Instruktion habe, und eine Feluke ohne Kurs ist so ratlos wie eine Eule bei Sonnenschein.“

„Das kommt alles zu seiner Zeit. Es wird sich einer der Beamten der Republik einstellen, um diese Angelegenheit mit Dir zu erledigen. Nur möchte ich nicht, daß die Patri=

zierinnen, so lange sie noch im Hafen sind, erführen, es sei ein Frauenzimmer wie Annina mit ihnen an Bord; denn sie könnten es für unehrerbietig gegen sie halten. Verstehst Du, Stefano?"

„Bin ich ein Tölpel oder ein Einfaltspinsel? Der Senat würde mich dann schwerlich verwenden. Jetzt können sie von dem Mädchen nichts sehen und hören; und so lange die edlen Damen sich oben an der Nachtluft erfrischen, brauchen sie von ihrer Anwesenheit nichts zu merken."

„Sie werden nicht in die Kajüte gehen. Die Damen meiden gewiß die eingeschlossene Luft dort unten. Fahre außen nach dem Lido und warte bis ich komme. Sollte ich bis ein Uhr nach Mitternacht nicht da sein, so segle nach dem Hafen von Ancona und warte dort auf weiteren Bescheid."

Stefano, der schon wiederholt wichtige mündliche Befehle von dem angeblichen Rodrigo empfangen hatte, nickte und sie trennten sich. Auch brauchen wir nicht noch ausdrücklich zu sagen, daß Jacopo die Flüchtlinge vorher unterrichtet hatte, wie sie sich verhalten sollten.

Jacopos Boot war noch nie so schnell geflogen, wie es sich jetzt dem Lande zu bewegte. Bei den vielen Gondeln, die nach allen Richtungen ruderten, wurde sein Boot nicht bemerkt, und als er nach der Piazetta zurückkehrte, sah er, daß sein Hin- und Herfahren nicht beobachtet worden sei. Nun nahm er kühn die Maske ab und landete; denn die Stunde nahte heran, zu der er sich mit Don Camillo auf der Piazetta treffen wollte, und langsam schritt er der verabredeten Stelle zu.

Jacopo pflegte, wie man von früher her weiß, während der ersten Nachtstunden zwischen den Granitsäulen auf und ab zu wandeln. Im Publikum meinte man, er warte dort auf die Kunden, die ihn in seinem blutigen Handwerk beschäftigen wollten, so wie sich rechtschaffene Handelsleute auch an einem bestimmten Platz aufstellen. Stand er an jenem Ort, so mied ihn ein jeder, der seinen Ruf oder wenigstens den Schein wahren wollte.

Der gehaßte und doch so merkwürdig geduldete Bravo ging langsam nach jener Stelle hin, denn er scheute sich, das peinliche Aufsehen früher als nötig herbeizuführen. Plötzlich drückte ihm ein Diener in Livree einen Zettel in die Hand und entfernte sich dann spornstreichs. Man erinnert sich, daß Jacopo nicht lesen konnte, denn zu seiner Zeit ließ man das Volk absichtlich in Unwissenheit aufwachsen. Er wendete sich an den ersten Mann, von dem er vermuten konnte, daß er ihm die Gefälligkeit erzeigen könne, das Blatt vorzulesen, und bat ihn um seinen Beistand.

Er hatte sich einen Kaufmann ausgesucht, der in einem entfernten Stadtviertel wohnte, und der Mann fing auch gefällig an, ihm den Zettel vorzulesen. „Ich bin abgerufen und kann Dich nicht treffen, Jacopo!“ Als der Bürger den verhaßten Namen las, warf er den Zettel fort und entfloh.

Der Bravo ging langsam nach dem Quai zurück und überlegte, was er unter diesen mißlichen Verhältnissen thun sollte, die seinen Plan kreuzten, als er am Ellenbogen berührt wurde und beim Umdrehen sich einer Maske gegenüber fand.

„Du bist Jacopo Frontoni?“ fragte der Fremde.

„So nenne ich mich.“

„Würdest Du einen Auftrag getreulich erfüllen?“

„Ich halte mein Wort, wenn ich es einmal gegeben habe.“

„Gut. In diesem Beutel findest Du hundert Zechinen.“

„Und wessen Leben steht gegen dieses Gold auf dem Spiel?“ flüsterte Jacopo.

„Das Leben des Don Camillo Monforte!“

„Don Camillo Monforte!“

„Ganz recht. Du kennst den reichen Neapolitaner?“

„Ihr nennt ihn nicht mit Unrecht reich. Er würde seinem Bader diese Summe für einen Aderlaß bezahlen.“

„Wenn Du den Auftrag vollständig ausführst, so gebe ich Dir das Doppelte.“

„Ich muß die Bürgschaft eines Namens haben. Denn ich kenne Euch nicht, Signore.“

Nachdem sich der Fremde behutsam umgesehen hatte, lüftete er einen Augenblick die Maske und enthüllte Giacomo Gradenigos Züge.

„Genügt Dir dies Unterpfand?"

„Ja, Signore. — Wann soll es geschehen?"

„Noch heute, nein, sogar in dieser Stunde."

„Kann ich einen Mann von seinem Rang in seinem Palast, mitten unter seiner Dienerschaft, niederstoßen?"

„Komm her, Jacopo, und Du sollst mehr erfahren; hast Du eine Maske?"

Jacopo nickte.

„So verbirg Dein Angesicht, es wird ohnehin hier nicht gern gesehen, und suche Dein Boot auf. Ich folge Dir nach."

Der junge Patrizier, der durch seinen Anzug vollständig unkenntlich war, trennte sich von seinem Gefährten, um ihn an einer noch unbemerkteren Stelle wieder zu treffen. Jacopo ruderte sein Boot aus dem Schwarm und stemmte sich auf sein Ruder, da er wußte, daß man ihn im Auge behielt und ihm folgte. Auch hatte er sich nicht geirrt, denn wenige Augenblicke später legte eine Gondel schnell neben der seinigen bei, und zwei maskierte Männergestalten sprangen behende und schweigend in das Boot des Bravo.

„Nach dem Lido!" sagte eine Stimme, in welcher Jacopo die seines neuen Auftraggebers erkannte.

Er gehorchte dem Befehl, während das Boot von Giacomo Gradenigo in einiger Entfernung folgte. Als sie eine Strecke weit gerudert waren und nicht mehr zu fürchten brauchten, daß man sie höre, traten die beiden Fahrgäste unter dem Zeltdach hervor und machten Jacopo ein Zeichen, das Rudern einzustellen. „Du erklärst Dich bereit, den Auftrag zu übernehmen, Jacopo Frontoni?" fragte der verderbte junge Patrizier.

„Soll ich den jungen Edelmann in seinem eigenen Hause erstechen?"

„Das ist nicht nötig. Es ist uns gelungen, ihn aus seinem Palast zu locken, und er ist in Deiner Gewalt, denn er

kann auf keine andere Hilfe vertrauen, als auf seinen eigenen Arm und seinen Mut. Nimmst Du den Auftrag an?"

„Mit Freuden, Signore. — Ich sehe mich gern einem mutigen Mann gegenüber."

„Das soll Dir zu teil werden. Der Neapolitaner ist mir im Wege bei meiner — soll ich es Liebe nennen, Hosea? Oder weißt Du einen besseren Namen für dies Gefühl?

„Gerechter Daniel! Ihr denkt auch gar nicht an Sicherheit und Reputation! Ich sehe durchaus keinen Anlaß, ihm den Garaus zu machen. Bringt dem Herzog eine tüchtige Wunde bei, die ihm für eine Weile die Heiratsgedanken vertreibt und an Reue und Buße mahnt, das genügt!"

„Stoß ihm ins Herz!" unterbrach ihn Giacomo. „Ich habe mich gerade darum an Dich gewendet, weil Du sicher triffst."

„Das heißt, es ihm mit Wucher heimzahlen, Signor Giacomo," sagte der weniger gewaltthätige Jude. „Es reicht vollkommen aus für unsern Plan, wenn der Neapolitaner einen Monat das Zimmer hüten muß."

„Schicke ihn ins Jenseits. Hörst Du, Jacopo: Hundert Zechinen bekommst Du für den Dolchstoß, das zweite Hundert, wenn ich erfahre, daß er tief genug gegangen ist, und das dritte, wenn Du die Leiche im Kanal Orfano versenkst, so daß das Geheimnis nie herauskommt."

„Wenn er die beiden ersten Bedingungen erfüllt, ist die dritte ohnehin von der Vorsicht geboten," brummte der Jude in seinen Bart, da er von Natur furchtsam war und stets am liebsten Mittelwege wählte, um sein Gewissen nicht allzuschwer zu belasten. „Junger Signore, wollt Ihr Euch nicht mit einer schweren Verwundung begnügen?"

„Dafür gäbe ich keine Zechine aus. Das würde nur das Mitleid und die Schwärmerei des Mädchens steigern. Nimmst Du die Bedingungen an, Jacopo?"

„Ja."

„Dann fahre nach dem Lido herüber. Unter den Gräbern

von Hoseas Glaubensgenossen — was zupfst Du mich am Aermel, Jude, meinst Du, man könnte einen Mann, wie diesen hier, mit einer durchsichtigen Lüge täuschen? — Also unter den Gräbern von Hoseas Glaubensgenossen wirst Du zu dieser Stunde Don Camillo treffen. Wir haben ihn dorthin gelockt durch einen falschen Brief von der Dame, die wir beide begehren, und er wird, in der Hoffnung mit ihr zu fliehen, allein an jenen Ort kommen. Ich rechne darauf, Du schickst ihn auf eine noch weitere Reise, als er sich träumen läßt. Hast Du mich verstanden?"

„Signore, Ihr drückt Euch deutlich genug aus."

„Genug. Du kennst mich und weißt, wo Du den ausbedungenen Lohn in Empfang nehmen kannst, wenn Du alle meine Wünsche erfüllt hast. Hosea, wir wären nun fertig."

Giacomo Gradenigo winkte seine Gondel heran, warf Jacopo einen Beutel zu, der den Sold für die Blutthat enthielt, und bestieg sein Boot so gleichmütig, als sei er gewohnt, solche Mittel für rechtmäßig zu halten. Anders der Hebräer, der mehr Schurke als Bösewicht war. Der Wunsch, seine großen Darlehen zurückzubekommen, und die Versuchung, die hohe Summe zu verdienen, die Vater und Sohn Gradenigo ihm verheißen hatten, wenn letzterer die reiche Erbin gewönne, waren unwiderstehlich für einen Menschen, der der allgemeinen Mißachtung preisgegeben war und der im Zusammenscharren von Schätzen, die er ebensowohl von Juden, als von Christen erpreßte, seine einzige Befriedigung fand. Aber ihm bangte, daß Giacomo die Sache so weit treiben wollte, und er blieb deshalb zurück, um dem Bravo noch ein paar Worte zu sagen.

„Man behauptet, Du verfehltest nie Dein Ziel, wackerer Jacopo," flüsterte er. „Solch eine geübte Hand versteht es gewiß, einen Mann schwer zu verletzen, ohne ihn ganz zu töten. Triff den Neapolitaner gut, aber schone seines Lebens. Selbst ein Mann wie Du wird nicht bereuen, gelegentlich Milde geübt zu haben, wenn einst der verheißene Messias kommt."

„Du hast die Zechinen liegen lassen, Hosea.“

„Vater Abraham, wie vergeßlich ich in meinem Alter werde! Du hast recht, redlicher Jacopo; das Geld soll Dir jedenfalls gezahlt werden, wenn Du die Sache so machst, daß mein junger Gönner sich erfolgreich um das Fräulein bewerben kann.“

Jacopo machte eine Geberde des Unwillens, denn in diesem Augenblick sah er, daß eine Gondel sich dem abgelegenen Teil des Lido schnell näherte. Der Hebräer begab sich zu seinem Gefährten und das Boot des Bravo eilte weiter, um bald darauf den Strand des Lido zu erreichen. Schnell schritt er nun nach den mißachteten Gräbern, zwischen denen er sein Bekenntnis demselben Manne abgelegt hatte, den er jetzt ermorden sollte.

„Bist Du zu mir gesendet?“ fragte eine Gestalt, die hinter en Sandhaufen auftauchte, aber vorsichtig den Degen zog.

„Ich bins, Herr Herzog,“ antwortete Jacopo und nahm die Maske ab.

„Jacopo! Das fügt sich günstiger, als ich hoffen durfte! Kommst Du von meiner Gemahlin?“

„Folgt mir, Don Camillo, Ihr sollt sie sehen.“

Es bedurfte keiner Unterredung angesichts eines solchen Versprechens, und erst als beide in Jacopos Gondel saßen und sich in einer der Durchfahrten befanden, die in den Meerbusen führen, fing der Bravo an, das Vorgefallene zu erklären. Als er alles andere berichtet, erzählte er auch von dem Mordanschlag, den Giacomo Gradenigo gegen das Leben seines Zuhörers angestellt hatte.

Die Feluke, die schon tags zuvor von dem Bevollmächtigten des Senats mit den nötigen Pässen versehen worden war, hatte den Hafen mit günstigem Winde durch dieselbe Durchfahrt verlassen, durch welche die Gondel dem Adriatischen Meer zusteuerte. Das Wasser war glatt, der Wind blies frisch vom Lande her und alles gestaltete sich günstig für die Flüchtlinge. Donna Violetta und Donna Florinda standen

an den Mast gelehnt und spähten nach den fernen Thürmen und Kuppeln von Venedig hinüber. Von Zeit zu Zeit trug der Wind ihnen Klänge der Musik zu und dann bemächtigte sich ein Gefühl von Schwermut der jungen Frau; denn sie sagte sich, es wären vielleicht die letzten Töne, die sie aus ihrer Vaterstadt hörte. Aber alles Bedauern schwand, als Don Camillo aus der Gondel sprang und sie im Triumph an sein Herz drückte.

Es war nicht schwer Stefano Milano zu bewegen den Dienst des Senats zu verlassen und in den seines Lehnsherrn zu treten. Die Befehle und Versprechungen von Don Camillo söhnten ihn bald mit dem Tausch aus, und alle waren jetzt davon durchdrungen, daß sie keine Zeit zu verlieren hätten. Die Feluke setzte ihre Segel auf und glitt aus der Bucht. Noch eine Meile weit ließ Jacopo seine Gondel mitschleppen, ehe er Abschied nahm.

„Nehmt den Kurs auf Ankona, Signor Don Camillo," sagte der Bravo und lehnte noch immer auf den Rand des Schiffs, denn er konnte sich nicht zur Trennung entschließen, „und stellt Euch dort sogleich unter den Schutz des Kardinal Staatssekretär. Wenn Stefano Milano weiter fahren wollte, könnte er leicht von den Galeeren des Senats aufgebracht werden."

„Verlaß Dich auf unsere Vorsicht, trefflicher Jacopo, aber was wird aus Dir, wenn Du in die Hände des Senats fällst?"

„Macht Euch meinetwegen keine Sorge, Herr. Gott lenkt alles zum Besten. Ich habe ja Euer Gnaden gesagt, warum ich Venedig noch nicht verlassen kann. Ist mir das Glück hold, so erreiche ich doch noch Euer festes Schloß Sant' Agata."

„Und niemand soll mir willkommener sein in seinen sicheren Mauern. Ich bin Deinetwegen in großer Sorge, Jacopo."

„Denkt nicht daran, Signore. Ich bin das alles gewöhnt: Gefahr, Elend, Hoffnungslosigkeit. Ich habe heute

nacht das Glück von zwei treuen jungen Herzen ansehen dürfen, eine Wohlthat, die mir Gott in seinem Zorn lange versagt hatte. Edle Herzogin, die Heiligen mögen Euch behüten, und der Allmächtige, der über uns waltet, Euch vor Unglück bewahren." Dabei küßte er Donna Violettas Hand, die noch kaum wußte, was er ihr alles für Dienste geleistet hatte, und die ihm staunend zuhörte.

„Don Camillo," fuhr er fort, „mißtraut dem venezianischen Staat zeit Eures Lebens. Laßt Euch doch durch keine Versprechungen von Ehren, Würden und Schätzen bewegen, Euch in die Macht der Republik zurückzubegeben. Niemand kennt ihre Hinterlist besser als ich, und ich warne Euch beim Abschied feierlich: seid auf Eurer Hut."

„Du sprichst, als würden wir uns nie wiedersehen, mein wackerer Jacopo!"

Der Bravo drehte sich zu ihm, so daß das Mondlicht hell auf seine Züge fiel, und in seinem schwermütigen Lächeln sprach sich zugleich Teilnahme für das Glück des jungen Ehepaars und eine düstere Ahnung seines eigenen Schicksals aus.

„Nur die Vergangenheit vermögen wir mit Sicherheit zu erkennen," sagte er leise.

Er reichte Don Camillo die Hand und sprang dann in seine eigene Gondel. Das Tau wurde gelöst, die Feluke entfernte sich und der seltsame Mensch blieb allein auf dem Meer zurück. Der Neapolitaner trat an den Hackbord und blickte Jacopo nach, der langsam jener Stätte der Grausamkeit und Willkür zuruderte, der entflohen zu sein er selbst sich so viel Glück wünschte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nicht Arbeit beugte meine Kraft,
Sie ist in schnöder Ruh verrostet.
Der Gefangene von Chillon.

Am Morgen nach den geschilderten Ereignissen war der Markusplatz leer. Noch immer sangen die Priester neben An-

tonios Leiche die Messe für den Toten, und einige Fischer verweilten in der Nähe der Kirche, die noch nicht vollständig an die Behauptungen glaubten, welche man über seine Todesart aufgestellt hatte. Aber wie es um diese Tageszeit immer war, schien die Stadt ruhig. Wenn auch der Aufruhr der Fischer einige Besorgnis in der Bevölkerung erregt, so hatte sich doch wieder die trügerische, abwartende, äußere Ruhe eingestellt, welche die unvermeidliche Folge eines Regierungssystems ist, das sich nicht thatsächlich auf die freiwillige Mitwirkung der Massen stützt.

Jacopo befand sich wieder in Gelsominas Begleitung in der Dachkammer des Dogenpalastes. Auf dem weiten, vielfach verschlungenen Wege erzählte er seiner aufmerksam lauschenden Hörerin ausführlich die Flucht der Liebenden, und verschwieg nur vorsichtig den Mordanschlag von Giacomo Gradenigo auf Don Camillos Leben. Sie hörte ihm mit atemloser Spannung zu und ihre wechselnde Farbe wie ihre Blicke verrieten ihre lebhafte Teilnahme mit jeder Wendung des gewagten Unternehmens.

„Und Du meinst, sie werden denen droben entrinnen?“ flüsterte Gelsomina, die wie alle Venezianerinnen nicht gewagt hätte, diese Frage laut zu thun. „Du weißt es sind immer Galeeren des Staats auf dem Adriatischen Meer.“

„Das haben wir bedacht und darum soll der Kalabrese in den Hafen von Ancona flüchten. Sind sie einmal im Kirchenstaat, so schützen sie Don Camillos Einfluß und die Besitzungen seiner edlen Gemahlin. Können wir von hier aus über das Meer sehen?“

Gelsomina führte den Bravo in ein leeres Zimmer unter dem Dach, von dem aus man den Hafen, den Lido und das Meer dahinter sehen konnte. Der Wind blies in kräftigen Stößen über die Dächer der Stadt. Die Schiffe im Hafen schwankten, und hinter dem Mastenwald traf der Wind scharf auf die Lagunen. Man konnte von hier aus an den geblähten Segeln und der Arbeit, die die Gondeliere hatten, sich dem

Damm zu nähern, erkennen, wie heftig es wehte. Hinter dem Lido war alles dunkel und verschwommen, und noch weiter zeigten die großen Wellen mit ihren Schaumköpfen, daß die See hoch ging.

„Der heiligen Jungfrau sei Dank!“ rief Jacopo, nachdem er mit kundigem Blick die Nähe und Ferne gemustert hatte. „Sie müssen schon weit die Küste herunter sein und bei diesem Winde ihren Hafen in wenig Stunden erreichen. Laß uns jetzt nach der Zelle gehn.“

Gelsomina lächelte, als sie hörte, daß die Flüchtlinge gerettet wären, aber ihr Blick umflorte sich wieder, nun er den anderen Gegenstand berührte. Doch erfüllte sie schweigend seinen Wunsch, und gleich darauf standen sie neben dem Strohlager des Gefangenen. Er schein ihren Eintritt nicht zu bemerken und Jacopo mußte sich ihm zu erkennen geben.

„Vater!“ sagte er, mit dem zum Herzen gehenden Ton, in welchem er immer zu dem Greise redete. „Ich bin da.“

Der Gefangene wendete sich um, noch schwächer als das letztemal, und ein mattes Lächeln flog über die abgezehrten Züge.

„Und Deine Mutter, mein Sohn?“ fragte er so verlangend, daß Gelsomina sich hastig abwenden mußte.

„Sie ist glücklich, Vater.“

„Aber fern von mir?“

„Im Geiste ist sie stets bei Dir, Vater. Sie gedenkt Deiner im Gebet. In meiner Mutter wird Dir die Fürbitte einer Heiligen zu teil.“

„Und Deine gute Schwester?“

„Auch sie hat Trost gefunden, zweifle nicht daran.“

„Und der Senat?“

„Ist noch eben so habsüchtig, hart und trügerisch,“ erwiderte Jacopo mit strenger Stimme und, das Gesicht abwendend, murmelte er einen leisen Fluch.

„Die Signoren irrten, als sie behaupteten, ich habe den Staat um das Seine betrügen wollen,“ sagte der geduldige

Greis. „Sie werden eines Tages ihren Irrtum einsehen und ihn wieder gut machen.“

Jaeopo entgegnete nichts, denn wenn er auch ununterrichtet war, so ließ ihn doch sein angeborener Scharfblick begreifen, daß eine Staatsgewalt, die von einigen wenigen Bevorrechteten ausgeübt wurde, am wenigsten geneigt sein würde, einzugestehen, daß sie einen Irrtum begangen hätte.

„Du thust den Patriziern Unrecht, mein Sohn, sie sind würdige Männer und haben keinen Grund einen Mann wie mich zu verfolgen.“

„Keinen anderen, als die Strenge ihrer Gesetze zu zeigen, welche sie zu Herren und Dich zum Gefangenen machen.“

„Nein, Sohn, ich habe auch brave Leute im Senat gekannt. Da war der Signor Tiepolo, der mir in meiner Jugend viel Gutes erzeigt hat. Ohne diese falsche Anklage könnte ich jetzt der wohlhabendste Schiffer in Venedig sein.“

„Vater, wir wollen für Tiepolos Seelenheil beten.“

„Ist der edle Senator schon tot?“

„Das verkündet sein prächtiges Grabdenkmal im Redentore.“

„Wir müssen alle sterben,“ flüsterte der Greis und bekreuzte sich. Der Doge wie der Patrizier, der Senator wie der Gondelier, Jaco—“

„Vater,“ unterbrach ihn der Bravo, kniete neben ihn hin und flüsterte in sein Ohr. „Du weißt, es gibt Gründe, mich nicht bei diesem Namen zu nennen. Ich habe Dir ja gesagt, daß, wenn Du mich so nennst, ich nicht mehr kommen darf.“

Der Gefangene sah ihn verwirrt an, denn seine schwindenden Geisteskräfte vermochten nicht mehr wie früher die Gedanken festzuhalten. Er betrachtete den Sohn lange, dann wanderte sein Blick zwischen ihm und der Mauer blöde hin und her und zuletzt sagte er: „Willst Du nachsehen, ob die Spinne wieder da ist?“

Jacopo seufzte schmerzlich, aber er stand auf und gehorchte.

„Ich sehe sie nicht, Vater, es ist noch nicht warm draußen.“

„Nicht warm! Und meine Adern sind zum Zerspringen

heiß! Du vergißt, daß wir hier oben sind, unter dem Bleidach — und dann die Sonne! Die Sonne! Die Senatoren denken nicht daran, was es heißt, den kalten Winter unter den Kanälen und die Sommerglut unter dem Bleidach zu verleben."

„Sie denken an nichts, als ihre Macht," murmelte Jacopo. „Das unrechtmäßig erlangte Vorrecht muß mit erbarmungsloser Ungerechtigkeit aufrecht erhalten werden — aber warum reden wir davon, Vater? Hast Du alles was Du brauchst?"

„Luft, Sohn, Luft! Gieb mir die Luft, die Gott auch für das niedrigste seiner Geschöpfe gemacht hat!"

Der Bravo eilte an die Fensteröffnungen des schönen, aber zu so abscheulichen Zwecken mißbrauchten Gebäudes und suchte sie mit verzweifelter Anstrengung mit seinen eigenen Händen zu erweitern. Die Steine widerstanden, trotzdem er sich die Finger blutig riß.

„Die Thür! öffne die Thür, Gelsomina!" rief er, als er ermattet von dem fruchtlosen Versuch abstehen mußte.

„Nein, mein Sohn, ich leide jetzt nicht so sehr. Es kommt mehr, wenn Du mich verlassen hast und ich allein bin mit meinen Gedanken, wenn ich Deine weinende Mutter, Deine vernachlässigte Schwester sehe, daß ich den Mangel an Luft am meisten fühle. Wir sind ja auch in dem heißen Augustmonat."

„Vater, es ist noch nicht Juni."

„So habe ich noch mehr Hitze zu ertragen. Gottes Wille geschehe und die heilige Jungfrau helfe mir es tragen."

Jacopos Augen funkelten mit einer Wildheit, die kaum weniger schrecklich war, als der verzweifelte Blick seines Vaters, seine Brust hob sich, er ballte die Faust und er konnte die Worte nur hervorkeuchen: „Nein," sagte er leise, aber mit so fester Stimme, daß man sah, wie fest er entschlossen war. „Du sollst Dich nicht weiter von ihnen quälen lassen. Steh auf, Vater, und komm mit mir. Die Thüren sind auf, ich finde die Wege durch den Palast selbst in der tiefsten Nacht

und wir haben die Schlüssel. Ich will Dich bis zum Dunkelwerden verstecken und dann mit Dir für immer aus dieser schrecklichen Stadt fliehen."

Als der alte Gefangene diesen verwegenen Plan hörte, leuchtete sein Auge hoffnungsvoll auf, aber im nächsten Augenblick glaubte er nicht mehr an die Möglichkeit.

„Du vergißt die dort oben, mein Sohn!"

„Ich denke nur an den Einen, der über uns allen ist, mein Vater."

„Und wie könntest Du hoffen dies Mädchen zu täuschen?"

„Sie bleibt an Deiner Stelle zurück, denn sie gehört im Herzen zu uns und wird sich den Anschein geben, als habe sie sich nur der Gewalt gefügt. Nicht wahr, ich kann das in Deinem Namen versprechen, liebste Gelsomina?"

Das erschrockene Mädchen, das ihren Freund noch niemals so verzweifelt gesehen hatte, war sprachlos auf einen Schemel gesunken. Der Blick des Gefangenen schweifte von dem einem zu dem anderen, und er machte den Versuch aufzustehen, aber er sank gleich wieder kraftlos zurück, und erst jetzt sah Jacopo, wie unausführbar der Vorschlag war, den er in einem Augenblick der Erregung für möglich gehalten hatte. Es folgte ein langes, banges Schweigen. Allmählich atmete Jacopo wieder freier, seine Züge gewannen ihre frühere Ruhe.

„Vater, ich muß Dich verlassen, unser Elend muß bald erschöpft sein."

„Wirst Du nächstens wieder zu mir kommen?"

„Mit der Hilfe der Heiligen, ja. Segne mich, mein Vater."

Der Greis faltete die Hände über Jacopos Haupt und murmelte ein Gebet. Nachdem dieser fromme Brauch erfüllt war, sorgten der Bravo und Gelsomina noch so gut sie konnten für die Bequemlichkeit des Greises und entfernten sich dann zusammen.

Jacopo konnte sich nur schwer von der Zelle trennen.

Düstere Ahnungen, daß diese Besuche bald aufhören würden, schienen sich seiner zu bemächtigen. Doch nach kurzer Pause begaben sie sich in die unteren Stockwerke, und da Jacopo den Palast verlassen wollte, ohne wieder das Gefängnis zu betreten, schickte sich Gelsomina an, ihn durch den Hauptflur herauszulassen."

„Du bist trauriger als sonst, Carlo," sagte sie mit weiblichem Mitgefühl. „Du solltest Dich über das Glück des Neapolitaners und Donna Violettas freuen."

„Ihr Entkommen ist für mich wie ein Sonnenstrahl an einem Wintertage. Aber sieh, Mädchen, wir werden beobachtet! Wer ist der Mensch dort, der jede unserer Bewegungen verfolgt?"

„Ein Diener aus dem Palaste, sie machen sich hier beständig auf den Gängen zu thun; tritt hier ein, wenn Du müde bist. Das Zimmer ist leer und wir können hier noch einmal die Adria sehen."

Jacopo folgte der freundlichen Führerin in einen der unbenutzten Räume des zweiten Stockwerks, denn es war ihm allerdings lieb, zu sehen, was auf der Piazza vor sich ging, ehe er sich herauswagte. Sein ernster Blick galt dem Meer, dessen Wellen noch immer von dem von den Alpen kommenden Winde südwärts getrieben wurden. Zufrieden mit dieser Beobachtung, blickte er nun nach dem Platz. In diesem Augenblick trat ein Beamter der Republik aus dem Hauptportal und vor ihm her ging ein Trompeter, wie es zu geschehen pflegte, wenn ein Beschluß des Senats öffentlich verkündigt wurde. Gelsomina machte das Fenster auf, und beide bogen sich vor, um der Verkündigung zu lauschen. Als der kleine Zug an der Kirche angelangt war, erschallte ein Trompetenstoß und der Beamte verkündete mit lauter Stimme:

„In anbetracht, daß viel böse und schändliche Mordthaten in der letzten Zeit gegen die guten Bürger der Stadt Venedig verübt worden sind, hat der Senat in seiner väterlichen Fürsorge für das Wohl aller sich veranlaßt gesehen, außerordent-

liche Maßregeln zu ergreifen, um der Wiederholung von Verbrechen zu steuern, welche die göttlichen Gesetze und die Sicherheit des Staats antasten. Der erhabene Rat der Zehn bietet daher öffentlich eine Belohnung von einhundert Zechinen aus für denjenigen, der den Urheber einer dieser schrecklichen Blutthaten entdeckt. Und in anbetracht, daß vergangene Nacht der Leichnam eines gewissen Antonio in den Lagunen gefunden worden ist, eines wohlbekannten Fischers und ehrenwerten Bürgers, den die Patrizier hochschätzten, und ferner in anbetracht, daß es nur mit allzugroßer Wahrscheinlichkeit angenommen werden muß, daß er den Tod durch einen gewissen Jacopo Frontoni erlitten hat, einen gewerbsmäßigen Bravo, der schon lange beobachtet wird, da man hoffte, ihn auf frischer That bei Begehung eines jener Verbrechen abzufassen, in anbetracht alles dessen werden die guten und rechtschaffenen Bürger dieser Stadt aufgefordert, den Behörden beizustehen, um den besagten Jacopo Frontoni zu ergreifen, selbst wenn er sich in das Asyl des Gotteshauses flüchten sollte. Denn Venedig kann nicht länger die Anwesenheit eines so blutdürstigen Menschen dulden. Um zu diesem Zweck den Eifer anzuregen, bietet der Senat in seiner väterlichen Fürsorge für die Ergreifung jenes Menschen die Summe von dreihundert Zechinen als Belohnung.“ Den Schluß bildete das übliche Gebet und der Ausdruck der Machtvollkommenheit des Senats.

Da die Herrscher, welche ihre Maßregeln sonst in geheimnisvolles Dunkel zu hüllen pflegten, plötzlich ihre Absichten so offen kundgaben, empfanden alle bei diesem neuen Vorgehen Staunen und geheimes Grauen. Einige besorgten sogar, die gefürchtete, geheime Behörde könnte plötzlich leibhaftig erscheinen; die meisten priesen mit Bewunderung die väterliche Gesinnung des Senats.

Niemand lauschte den Worten des Beamten mit lebhafterer Teilnahme, als Gelsomina, die sich weit aus dem Fenster beugte, damit ihr kein Wort entging.

„Hörst Du, Carlo,“ rief sie lebhaft den Kopf wendend.

„Endlich setzen sie eine Belohnung für die Ergreifung des Unmenschen aus, der so viele Mordthaten begangen hat.“

Jacopo lachte, aber sein Ton klang dem Mädchen fremd, daß sie zusammenfuhr, als er sagte: „Die Patrizier sind gerecht, und was sie thun ist gut. Vornehme Leute sind unfehlbar. Es mag wohl ihre Pflicht sein, dies zu thun.“

„Hier handelt es sich wirklich nur um ihre Pflicht gegen Gott und das Volk.“

„Daß das Volk Pflichten hat, hört man oft, von denen des Senats ist selten die Rede.“

„Nein, Carlo, Du wirst ihnen Deine Anerkennung nicht versagen, wenn sie sich bemühen, die Bürger vor Schaden zu bewahren. Dieser Jacopo ist ein Unmensch, den alle verabscheuen und dessen Blutthaten seit lange einen Flecken auf Venedig werfen. Du hörst, daß die Patrizier nicht knausern, wenn es gilt, ihn zu fangen. Horch! da wird noch etwas verkündet!“

Wieder erklang die Trompete und wurde der Ausruf zwischen den Granitsäulen der Piazetta verkündet, nahe dem Fenster, an dem Gelsomina und ihr regungsloser Begleiter standen.

„Warum nimmst Du die Maske vor, Carlo?“ fragte sie, als der Beamte wieder schwieg. „Man ist doch um diese Zeit nicht auf dem Platze maskiert?“

„Sie mögen mich für den Dogen halten, der nicht über seine eigene hohe Gerechtigkeit erröten will, oder gar für einen der Drei.“

„Sie gehen über den Quai nach dem Arsenal; dann fahren sie, wie es Brauch, mit einer Gondel nach dem Rialto.“

„Um dem gefürchteten Jacopo auf diese Weise Zeit zum Entwischen zu gönnen. Die dort oben handeln im geheimen, wo sie öffentlich auftreten sollten, und offen, wenn sie im geheimen verfahren müßten. Ich muß Dich verlassen, Gelsomina, gehe Du zu Deinen Eltern zurück und laß mich durch den Hof des Palastes hinaus.“

„Das geht nicht, Carlo. Du kennst die Bestimmung der Behörden, die ich Dir zuliebe schon übertreten habe; warum soll ich Dir das verhehlen? Es war Dir nicht gestattet, zu dieser Stunde zu kommen.“

„Und Du bist mir zuliebe von dieser Bestimmung abgewichen, Gelsomina?“

Sie ließ schüchtern den Kopf hängen und eine liebliche rosige Farbe stieg in ihre Wangen. „Du wolltest es ja.“

„Ich danke Dir tausendmal, meine gütige, treue, liebe Gelsomina, aber sei unbesorgt, ich kann den Palast doch unbemerkt verlassen. Nur das Hereinkommen war gefährlich. Wer herausgeht, scheint ein gutes Recht dazu zu haben.“

„Bei Tage dürfen nur diejenigen maskiert an den Hellebardieren vorbeigehen, die die Parole wissen, Carlo.“

Der Bravo schien über die Richtigkeit dieser Bemerkung betroffen, denn er wurde sichtlich bestürzt. Er verstand die Bedingungen zu gut, unter denen man ihn eingelassen hatte, als daß er es ratsam gefunden hätte, wie er gekommen war, durch das Gefängnis auf den Quai zurückzugelangen. Denn er zweifelte nicht mehr, daß er von den Hütern an der Außenpforte angehalten werden würde, die man inzwischen schon von seinem wahren Charakter in Kenntnis gesetzt haben dürfte. Doch das Entkommen auf dem anderen Wege war ebenso zweifelhaft. Er war nicht so sehr über den Inhalt der Verkündigung überrascht, als vielmehr über die Oeffentlichkeit, die der Senat für gut befunden seine Maßregeln zu geben, und er hatte seine eigene Anklage mit bitterem Schmerz, aber nicht mit Furcht gehört. Doch er besaß so viele Mittel, sich unkenntlich zu machen, und man hatte es in dieser Kunst so weit in Venedig gebracht, daß er noch keine lebhafte Besorgnis hegte, ehe er jenen mißlichen Umstand erkannte. Gelsomina sah ihm die Unschlüssigkeit an und bedauerte, ihm dieses Unbehagen verursacht zu haben.

„Es ist nicht so schlimm, als Du denkst, Carlo,“ sagte sie. „Sie haben gestattet, daß Du Deinen Vater zu bestimm-

ten Stunden besuchen darfst; und diese Erlaubnis ist ein Beweis, daß der Senat nicht ganz mitleidlos ist. Daß ich Dir zu gefallen eine jener Bestimmungen übertreten habe, werden sie doch nicht so hartherzig sein Dir als ein Verbrechen anzurechnen."

Jacopo sah sie traurig an, denn er merkte, wie wenig sie das Wesen dieser Behörde kannte.

„Wir müssen uns trennen," sagte er. „Damit Du nicht unschuldig für meinen Irrtum zu büßen hast. Ich bin jetzt dem großen Flur nahe und muß versuchen, so gut ich kann, auf den Hafendamm zu kommen."

„Versuche es nicht, Carlo; Du wirst einer Wache begegnen und dann kommt es heraus; vielleicht erlauben sie Dir gar nicht, wieder zu Deinem armen Vater zu kommen."

Er machte ihr ein Zeichen, daß sie vorangehen sollte, und folgte ihr. Mit klopfendem, aber doch etwas erleichtertem Herzen schritt Gelsomina durch die Thüre, sorgfältig wie gewöhnlich jede Thür hinter sich abschließend, bis sie die wohlbekannte Seufzerbrücke erreichten. Mit schnellerem Schritte ging das Mädchen ihres Weges, nun sie sich ihrer eigenen Behausung näherten, während sie im stillen überlegte, wie sie ihn in der väterlichen Wohnung verbergen könne, falls es für ihn gefährlich sei, bei Tage das Gefängnis zu verlassen.

„Nur noch einen Augenblick, Carlo," flüsterte sie, den Schlüssel in die Thür steckend, die nach dem Gefängnis führte. Sie schloß auf, aber die Thüre wollte sich nicht öffnen. „Sie haben draußen den Riegel vorgeschoben," sagte sie erbleichend.

„Das thut nichts, dann gehe ich über den Hof des Palastes ganz keck und unmaskiert an dem Hellebardier vorbei."

Gelsomina meinte, daß es im Grunde auch nicht so schlimm sei, wenn ihn einer der Söldner des Dogen sehe, und um ihn schnell aus dieser peinlichen Lage zu befreien, eilte sie an das andere Ende des bedeckten Ganges. Doch als sie den Schlüssel in die erst eben geschlossene Thür steckte, wollte auch diese sich nicht öffnen lassen und Gelsomina erschrak darüber

so sehr, daß sie sich, um nicht zu fallen, an der Mauer stützen mußte.

„Wir können weder vorwärts noch rückwärts!“ rief sie entsetzt.

„Ich sehe es! Wir sind auf der verhängnisvollen Brücke gefangen.“ Bei diesen Worten nahm der Bravo die Maske ab und in seinen Zügen las man, daß er auf alles gefaßt sei.

„Heilige Mutter Gottes, was bedeutet das!“

„Daß wir den Weg einmal zu oft gemacht haben, liebste Gelsomina. Der Rat ist karg mit seinen Vergünstigungen.“

In diesem Augenblick wurden von außen die Riegel zurückgeschoben und die Thür öffnete sich knarrend. Ein Beamter der Inquisition trat ein mit Handschellen.

Gelsomina schrie laut auf, aber Jacopo rührte sich nicht, während man ihm die Fesseln anlegte.

„Legt mich auch in Ketten,“ rief das Mädchen außer sich. „Ich allein bin schuldig. Sperrt mich ein, aber laßt den armen Carlo frei.“

„Carlo!“ lachte der Beamte höhnisch.

„Ist es denn ein Verbrechen seinen Vater im Gefängnis zu besuchen? Sie wußten von den Besuchen, hatten sie erlaubt; Carlo hat sich nur in der Stunde geirrt.“

„Mädchen, Du scheinst nicht zu wissen, für wen Du bittest.“

„Für den besten Menschen, für den liebevollsten Sohn in Venedig. O, wenn Ihr gesehen, wie er über die Leiden des armen Gefangenen geweint hat, wie verzweifelt er war, würdet Ihr Mitleid haben!“

„Höre, was sie verkünden,“ sagte der Beamte, den Finger erhebend.

Der Trompeter blies jetzt auf der Markusbrücke gerade unter ihnen und dann wurde wieder die Belohnung auf die Ergreifung des Bravo ausgeboten.

„Es ist der Bote des Senats, der die Acht gegen einen gemeinen Meuchelmörder verkündet,“ rief Gelsomina. „Der Mensch verdient sein Schicksal.“

„So hindere Du nicht die Vollstreckung!“

„Ich?“

„Thörin, dies ist Jacopo Frontoni.“

Gelsomina hätte ihm nicht geglaubt, wenn sie nicht Jacopos verzweifelten Blick gesehen. Die fürchterliche Wahrheit drängte sich ihr mit unwiderstehlicher Gewalt auf, sie sank leblos zu Boden, und in demselben Augenblick wurde der Bravo abgeführt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

So hebe auf den Vorhang und betrachte,
Was nun geschah im stillen Kämmerlein.
Rogers.

In den Straßen Venedigs flüsterte man sich an jenem Tage die wunderlichsten Gerüchte zu. Hunderte näherten sich den Granitsäulen, als erwarteten sie der Verkündigung zum Trotz den Bravo an der gewohnten Stelle zu finden, denn man hatte ihn so lange geheimnisvoll und straflos herumgehen sehen, daß man sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, er werde diese Stätte meiden. Natürlich wurde die Erwartung getäuscht. Viele priesen in lauten Worten die Gerechtigkeitsliebe der Republik, denn die knechtische Gesinnung ist leicht zum Lobe der Obrigkeit geneigt, und manche, die jahrelang über öffentliche Angelegenheiten geschwiegen hatten, redeten nun mit großem Freimut.

Doch der Tag verging, ohne daß neue Ereignisse die Aufmerksamkeit der Bevölkerung erregten. Die Gebete für den Toten wurden fast ohne Unterbrechung fortgesetzt und fast in allen Kirchen las man Seelenmessen für Antonio. Seine Gefährten blieben zwar etwas mißtrauisch, fühlten sich jedoch in ihrer Eitelkeit sehr geschmeichelt, und ehe die Sonne unterging, standen sie wieder gänzlich unter dem Einfluß der Oligarchie. Denn es ist eine der eigentümlichen Wirkungen dieser Art von Herrschaft, daß sie durch Schmeichelei den durch ihre

Ungerechtigkeit erzeugten Unwillen zu beschwichtigen vermag. Der menschliche Sinn ist nun einmal so beschaffen, daß die Gewohnheit des Gehorchens ein künstliches, aber tief eingewurzeltes Gefühl von Respekt hervorbringt, und daß ein solcher Mensch eine Sühne darin erblickt, wenn die Herrschenden von ihrem Piedestal herabsteigen und bekennen, daß sie nicht frei von menschlichen Schwächen sind.

Der Markusplatz füllte sich um die gewöhnliche Zeit; die Patrizier verließen nun den Broglio und das Vergnügen war wieder im vollen Zuge, ehe die zweite Stunde nach Sonnenuntergang vorüber war. Gondeln mit vornehmen Frauen darin glitten über die Kanäle. Die Fensterladen an den Palästen wurden geöffnet, um die kühle Seeluft einzulassen; Musik ertönte im Hafen, auf den Brücken und unter den Balkonen von gefeierten Schönheiten. Das fröhliche Treiben ließ sich nicht durch den Gedanken stören, daß es Unrecht zu rächen gab, oder Unschuldige leiden mußten.

Längs des großen Kanals erhoben sich jene noch jetzt stehenden Paläste von fast königlicher Pracht, von denen der Leser schon zwei im Laufe dieser Erzählung kennen gelernt hat; nun führen wir ihn in einen dritten ein.

Die eigentümliche Bauart, welche durch die Lage Venedigs bedingt ist, verleiht allen größeren Gebäuden der Stadt einen gemeinsamen Charakter. Auch dieses Haus, das wir nun betreten, hatte ein breites Portal, das geräumige Vestibül, die stattlichen Marmortreppen, dahinter den inneren Hof und oben die Reihe von Prunkgemächern mit Bildern, Kronleuchtern und dem mit kostbarem Marmor eingelegten Estrich, so wie alle früher beschriebenen Paläste.

Es war zehn Uhr nach unserer Zeitberechnung, und in einem der prächtigen Gemächer zeigte sich ein liebliches Familienbild. Der Vater, ein Herr von kaum mittleren Jahren, mit klugen lebhaften, freundlichen Augen, blickte mit väterlichem Stolz um sich. Er spielte mit einem drei- oder vierjährigen Knaben; und Vater und Sohn schienen in diesem Augenblick gleich

fröhlich zu sein. Eine schöne Venezianerin mit dem Goldhaar und dem warmen Kolorit, das Tizian zu malen liebte, ruhte dicht neben ihm auf einem Diwan, mit weiblichem und mütterlichem Stolz dem Jauchzen zuhörend und in das heitere Lachen einstimmend. Ein halbwüchsiges Mädchen, das ihr sprechend ähnlich sah und dessen dicke Flechten bis an die Taille reichten, tändelte mit einem reizenden Säugling. So war die Gruppe beschaffen, als die Uhr zu schlagen begann. Der Vater setzte nun den Knaben an die Erde und sah nach seinem Stundenzeiger.

„Willst Du heute ausfahren, liebe Giuletta?“ fragte er.

„Wir fahren doch zusammen, Paolo?“

„Ich bin leider verhindert; ich habe bis zwölf Uhr zu thun.“

„O, das ist eine Ausrede! Was Du plötzlich für sonderbare Grillen hast!“

„Sage das nicht. Ich habe heute noch eine geschäftliche Verhandlung, und ich weiß, Du bist eine zu gute Mutter, um es mir zu verdenken, wenn ich etwas zum Besten unserer Kinder thue.“

Donna Giuletta klingelte und befahl die Diener zu rufen und ihr den Mantel zu bringen. Das kleinste Kind und der wilde Knabe wurden zu Bett geschickt, während sie mit der älteren Tochter nach der Gondel schritt. Doch Donna Giuletta ging nicht unbegleitet nach ihrem Boot; denn in dieser Familie war bei der Schließung des Ehebundes die Neigung des Herzens glücklich mit der Berechnung des Vorteils zusammengetroffen. Der Gatte küßte zärtlich die Hand der Frau, als er ihr in die Gondel half und das Boot hatte sich schon ein Stück entfernt, ehe er selbst die feuchten Stufen verließ.

„Ist das Kabinett für den Empfang meiner Freunde bereit?“ fragte Signor Soranzo.

Es war derselbe Senator, der neben dem Dogen bei der Unterredung mit den Fischern gestanden hatte.

„Ja, Signore.“

„Sorge, daß man uns nicht stört.“

„Euer Gnaden können sich darauf verlassen."

„Sind auch sechs Lehnsessel da, wir sind unserer sechs."

„Signore, es ist für alles gesorgt."

„Gut, sobald die ersten Herren kommen, melde es mir."

„Euer Gnaden, es sind schon zwei maskierte Kavaliere da."

Signor Soranzo sah betroffen auf und dann nach seiner Uhr, während er eilig und allein nach einem abgelegenen stillen Teil des Palastes schritt. Als er durch eine schmale Thür getreten war fand er die beiden, die ihn sichtlich schon erwartet hatten.

„Verzeihung, Signori," rief der Hausherr. „Mir ist dies eine noch neue Pflicht; wenn ich auch nicht weiß, ob Ihr schon mehr Erfahrung darin habt. Die Zeit ist mir unmerklich verstrichen. Entschuldigt mich gütigst, späterer Eifer soll diese Versäumnis gutmachen.

Die beiden anderen waren älter als der Wirt, und nach ihren härteren Zügen zu schließen, reicher an Welterfahrung. Seine Entschuldigungen wurden von ihnen höflich aufgenommen und eine Zeitlang bewegte sich das Gespräch in den üblichen Formen der Unterhaltung.

„Man kann uns hier nicht hören, Signor?" fragte dann einer der Gäste.

„Dieser Raum ist verschwiegen wie das Grab. Niemand darf ihn unaufgefordert betreten, als meine Frau, die jetzt draußen in der Gondel der Abendkühle genießt."

„Man rühmt Eure glückliche Ehe, Signor Soranzo. Doch hoffe ich, habt Ihr Sorge getragen, daß heute diese Thür auch für Donna Giuletta geschlossen bleibt."

„Zweifelt nicht daran, Ihr Herren; die Angelegenheiten der Republik gehen allem voran."

„Ich preise mich dreifach glücklich, Signori, daß das Los mir so treffliche Kollegen beigesellt hat. Ihr könnt mir glauben, daß ich schon früher dies Amt in minder angenehmer Gesellschaft verwaltet habe."

Diese schmeichelhafte Redensart, die der listige alte Senator

während seines langen Lebens zu jedem gesagt hatte, den der Zufall mit ihm in das Inquisitionsgericht gebracht, wurde zuvorkommend aufgenommen und ähnlich erwidert.

„Es scheint, daß der würdige Allessandro Gradenigo zu unsern Vorgängern gehört hat,“ fuhr er fort, die Papiere durchblätternd. „Denn obwohl die gerade im Amt befindlichen Drei nur den Sekretären und einigen erprobten Staatsbeamten bekannt waren, so brachte der Geschäftsbrauch es mit sich, daß die Nachfolger ihre Namen erfuhren. „Er ist ein trefflicher Herr und dem Staat aufrichtig ergeben.“

Die anderen stimmten dem Urteil bei.

„Wir sind in einem schwierigen Augenblick in das Amt getreten,“ bemerkte der zweite. „Doch ist der Aufruhr der Fischer für das erste beschwichtigt. Wie mich däucht, war der Verdacht der Leute nicht ganz unbegründet.“

„Die Sache ist glücklich abgethan,“ sagte der älteste der Drei, der es schon weit in der Kunst gebracht hatte, alles zu vergessen, dessen man sich nicht gerne erinnerte. „Wir brauchen Matrosen für die Galeeren, sonst muß die Republik bald den Kopf sinken lassen.“

Signor Soranzo, der schon einigen Aufschluß über seine neuen Pflichten erhalten hatte, machte zwar ein trauriges Gesicht, aber auch er war in diesen Anschauungen aufgewachsen.

„Giebt es heute Wichtiges zu beraten?“ fragte er.

„Meine Herren, wir haben Grund anzunehmen, daß die Republik eine schwere Einbuße erlitten hat. Ihr kennt beide die Erbin des Hauses Tiepolo wenigstens dem Namen nach, wenn auch ihre zurückgezogene Lebensweise sie der Geselligkeit bisher ferngehalten hat.“

„Donna Giuletta rühmt ihre Schönheit in lebhaften Worten,“ bemerkte Soranzo.

„Es giebt keine reichere Dame in Venedig,“ äußerte der dritte.

„Um alle diese Vorzüge, fürchte ich, ist die Republik betrogen. Don Camillo Monforte wollte sie uns entführen;

aber gerade in dem Augenblick, als der Staat seine klug ersonnenen Pläne zu schanden machte, ist sie den Rebellen in die Hände gefallen und seitdem spurlos verschwunden."

Signor Soranzo hoffte im stillen, daß der Neapolitaner sie doch erlangt habe.

„Man hat mir außerdem das Verschwinden des Herzogs von Sant' Agata gemeldet; und auch die Feluke ist fort, die der Senat für geheime und wichtige Sendungen verwendet hat."

Die beiden alten Senatoren blickten einander an, als verständen sie jetzt den Zusammenhang. Sie sahen, daß die Sache verloren war, und darum vergeudeten sie keine Zeit mit nutzlosen Klagen.

„Zwei dringende Angelegenheiten sind zu ordnen. Die Leiche des alten Fischers muß mit Ehren bestattet werden, damit jede Gelegenheit für fernere Tumulte vermieden wird, und dann ist der berüchtigte Jacopo abzuurteilen."

„Erst muß er aber ergriffen werden," bemerkte Soranzo.

„Das ist schon geschehen; und wo meint Ihr, Signore? Nirgend anderswo, als im Dogenpalast!"

„So soll man ihn sofort köpfen!"

Die beiden Alten sahen einander verstohlen an, und man merkte, daß, da beide schon wiederholt im Amt gewesen waren, sie manches wußten, was dem Neuling noch unbekannt war.

Um des Ansehens der hohen Republik willen," fuhr der arglose Ratsherr fort, „laßt den Spruch öffentlich vollstrecken, Ihr Herren. Der gemeine Meuchelmörder hat keinen Anspruch auf Erbarmen, und wir können unsere Macht nicht besser beweisen, als wenn wir strenge die seit langer Zeit geforderte Gerechtigkeit üben."

Die beiden Senatoren verneigten sich zustimmend, als ihr Kollege diese Worte mit jugendlichem Eifer und aufrichtiger Ueberzeugung aussprach, denn selbst die ränkevollste Politik liebt es, sich mit dem Deckmantel der anerkannten Moral zu schmücken.

„Wir können dem Recht diese Huldigung darbringen,"

erwiderte der ältere. — „In den verschiedenen Löwenrachen hat man Anklagen gegen den Neapolitaner, den Signor Don Camillo Montforte, gefunden. Ich überlasse es Eurem Scharfsinn, meine verehrten Kollegen, ihren Wert zu bestimmen."

„Die Bosheit verrät sich durch ihre Maßlosigkeit," rief der jüngste der Inquisitoren. „Verlaßt Euch darauf, Ihr Herren, diese Anklagen sind der Ausfluß persönlicher Rache und daher der Aufmerksamkeit des Staates unwert. Ich habe viel mit dem Herzog von Sant' Agata verkehrt und es giebt unter uns keinen trefflicheren jungen Mann."

„Aber er strebt nach der Hand der Erbin."

„Kann man es einem Jüngling verdenken, um eine Schönheit zu werben? Auch hat er der Dame in Gefahr beigestanden, und es ist nicht befremdlich, daß die Jugend solche Wünsche hegt."

„Doch Venedig hat ebenso lebhafte Wünsche in Bezug auf sie, wie der jüngste unter uns."

„Aber Venedig kann die Erbin nicht heiraten."

„Gewiß. San Marco muß sich begnügen, die Rolle des vorsichtigen Vaters zu spielen. Ihr seid noch jung, Signor Soranzo, und Donna Giuletta ist von seltener Schönheit. Im späteren Leben werdet Ihr anders über das Geschick der Familien wie der Staaten denken. — Doch wir vergeuden unsere Zeit; denn unsere Späher haben noch nicht den Erfolg ihrer Nachforschungen berichtet. Das dringendste Geschäft ist jetzt die Aburteilung des Bravo. Hat Seine Hoheit Euch den Brief des Papstes über die aufgefangenen Depeschen mitgeteilt?"

„Ja; unsere Vorgänger haben darauf schon eine genügende Erklärung abgegeben; dabei muß es verbleiben."

„So wollen wir uns mit Jacopo Frontoni beschäftigen. Es wird nötig sein, daß wir uns im Inquisitionszimmer versammeln, damit der Gefangene seinen Anklägern gegenübergestellt werden kann. Es ist ein schwerer Fall, Signori, und das Ansehen Venedigs würde leiden, wollte sich nicht der höchste Gerichtshof mit dieser Sache befassen."

„Auf den Block mit dem Schurken!“ rief Soranzo wieder.

„Wahrscheinlich wird das sein Schicksal sein, wenn er nicht auf das Rad kommt. Reifliche Ueberlegung wird uns zeigen, was die Staatsklugheit erfordert.“

„Sie kann nicht zweifelhaft sein, wo es sich um den Schutz des Lebens unserer Bürger handelt. Ich habe noch nie das Verlangen gespürt einem Menschen das Leben zu verkürzen; aber in diesem Fall scheint mir jeder Aufschub unerträglich.“

„Die Ungeduld, die Euch Ehre macht, soll befriedigt werden, Signor Soranzo; denn da wir die Dringlichkeit dieses Falls voraussahen, hat mein würdiger Kollege, der mit mir diese hohe Pflicht teilt, schon die für diesen Zweck nötigen Befehle erlassen. Die Stunde ist nah und wir wollen uns in den Inquisitionssaal begeben, um unsere Pflicht zu thun.“

Das Gespräch wendete sich jetzt noch auf andere Gegenstände. Dieses geheime und außerordentliche Tribunal hatte keinen feststehenden Versammlungsort; es konnte seine Beschlüsse sowohl im Dogenpalast wie auf der Piazza, auf dem Maskenball wie in der Kirche fassen, und wie es in der Natur der Sache lag, waren auch viele sehr untergeordnete Dinge seiner Entscheidung anheimgegeben. Da der Zufall über seine Zusammensetzung waltete und nicht alle Männer von Senatorenrang gleich herzlos waren, geschah es zuweilen, wie in dem gegenwärtigen Fall, daß die weltklugeren Mitglieder erst die großmütigeren Regungen eines neuen Kollegen besiegen mußten, ehe die Geschäfte ihren gewöhnlichen Fortgang nehmen konnten.

Signor Soranzo war ein Mann von durchaus biederem Charakter, und die Reinheit seines Familienlebens hatte seine angeborenen guten Neigungen noch gekräftigt. Wie andere Männer seines Ranges, denen hohe Würden in Aussicht standen, hatte er die Geschichte und Politik jener sogenannten Republik studiert. Die Macht der Standesvorteile, sowie der Zwang der Not hatten ihn dazu vermocht, einzelne praktisch durchgeführte Grundsätze gelten zu lassen, die er, wenn sie ihm in anderer Form begegnet wären, mit Empörung

von sich gewiesen hätte. Doch war er noch weit davon entfernt zu begreifen, wie das System beschaffen war, das er zu stützen unternommen hatte. Selbst die Republik Venedig huldigte der ebenerwähnten öffentlichen Meinung insofern, daß sie der Welt kein getreues Bild der von ihr befolgten Staatslehren zu geben wagte. Trotzdem befolgte sie einige, die zu offenkundig waren, um vertuscht zu werden, und denen sich ein junges unverdorbenes Gemüt nur schwer unterzuordnen vermochte. Der junge Senator wollte sich nicht eingestehen, wohin sie führten, denn er merkte ihren Einfluß in allen Verhältnissen, die ihn umgaben, statt sich der armen, vernachlässigten, abstrakten Tugend anzunehmen, deren Lohn so fern war, und so suchte er lieber Linderungsmittel oder irgend eine Beschönigung, durch die er seine Zustimmung vor sich rechtfertigte.

In einer solchen Gemütsverfassung befand er sich, als er unvermutet in den Rat der Drei kam. In seinen Jünglingsträumen hatte er oft den Besitz, dieser unumschränkten Macht als das Ziel aller seiner Wünsche ersehnt. Tausend Bilder des Guten, das er befördern wollte, hatten sein Gemüt erfüllt, und erst je älter er wurde und je mehr er einsah, welche Irrtümer auch dem Wohlmeinendsten anhaften, kam er zu der Einsicht, daß die meisten seiner Pläne unausführbar wären. Nun trat er schon mit Zweifeln und Besorgnis in den Rat. Hätte er zu einer späteren Zeit gelebt und die Kenntnisse besessen, welche die Buchdruckerkunst verbreitete, so würde Signor Soranzo zu den Edelleuten gehört haben, die in Opposition gegen das Bestehende traten, bald mit Eifer Maßregeln für das öffentliche Wohl verteidigend, bald sich den Forderungen einer härteren Politik anpassend, aber stets beeinflußt durch seine anererbten Standesvorrechte und ohne zu merken, daß er nicht immer das war, was er zu sein vorgab. Die Schuld lag nicht sowohl an dem Patrizier, als an den Umständen, denn wenn die Interessen mit der Pflicht in Widerstreit geraten, haben sie manchen gutgesinnten Mann zu noch größeren Schwächen verleitet.

Signor Soranzos Kollegen hatten eine schwerere Aufgabe, als sie erwarteten, um ihn auf die Pflichten eines Staatsmannes vorzubereiten, die von seinen bisherigen Lebensgewohnheiten so verschieden waren. Sie glichen zwei gezähmten indischen Elephanten, deren große natürliche Anlagen durch eine fremde Gewalt aus ihrer ursprünglichen Richtung gebracht und zu gefügigen Werkzeugen gedrillt waren. Nun stellte man einen jungen, eben eingefangenen Elephanten zwischen sie, dem sie alle möglichen Kunstgriffe beizubringen, alte Neigungen abzugewöhnen und ihn zu lehren hatten, geduldig den Reitsessel des Rajah zu tragen.

Die beiden alten Senatoren machten zwar im Lauf der Unterhaltung viele Andeutungen über die von ihnen zu befolgende Politik, aber sie sprachen ihre Absichten doch nicht deutlich aus, und endlich näherte sich die Stunde für ihre Sitzung im Dogenpalast.

Endlich trennten sie sich und entfernten sich so geräuschlos wie sie gekommen waren, damit kein Uneingeweihter das Geheimnis ihrer Amtswürde errate.

Der gewandteste von den dreien begab sich noch auf ein Fest, das viele Patrizier und edle und schöne Frauen mit ihrer Gegenwart beehrten, und dann entfernte er sich unbemerkt, ohne daß man wußte wohin. Der zweite ging noch an das Sterbelager eines Freundes und sprach dort lange und salbungsvoll mit einem Mönch über die Unsterblichkeit der Seele und das dem Christen zubereitete Heil, und bei seinem Fortgehen segnete ihn der Priester andächtig und ließ er die trauernde Familie voll seines Lobes zurück.

Signor Soranzo blieb bis zum letzten Augenblick im Kreise der Seinen. Donna Giuletta war frischer und schöner als je von ihrer Ausfahrt heimgekehrt, ihre sanfte Stimme und das fröhliche Lachen seiner erstgeborenen Tochter klangen ihm noch im Ohr, als ihn sein Gondelier an der Rialtobrücke absetzte. Eine Maske vor dem Gesicht, den Mantel dicht um sich gezogen, ließ er sich von dem Menschenstrom forttreiben,

der durch die engen Straßen nach dem Markusplatz zog. Sobald er einmal in dieser Menge war, hatte er keine Erkennung zu befürchten. Die Verkleidung war der herrschenden Kaste in Venedig so nützlich, wie sie eine notwendige Milderung des Despotismus für die Beherrschten war und allein das Leben in der Stadt erträglich machte. Paolo Soranzo sah die gebräunten halbnackten Gestalten der Lagunenfischer von Zeit zu Zeit den Dom betreten. Er folgte ihnen und stand bald an dem matt beleuchteten Altar, vor dem noch immer für Antonios Seelenheil gebetet wurde.

„War er ein Kamerad von Dir?" fragte er einen Fischer mit unheimlich funkelnden Augen.

„Ja, Signore, und ein braverer, gerechterer Mann als er hat nie im Golf gefischt."

„Ist er in seinem Beruf verunglückt?"

„Cospetto! Niemand weiß genau, wie er zu seinem Ende gekommen ist. Manche sagen, die Republik habe es gar zu eilig gehabt ihn im Paradiese zu wissen, andere behaupten, er sei ein Opfer des berüchtigten Bravo Jacopo Frontoni."

„Warum sollte ein Bravo sich an einem solchen Manne vergreifen?"

„Ja, Signore, beantwortet Euch die Frage selbst, dann spart Ihr mir die Mühe. Warum sollte er es? Sie sagen, Jacopo sei rachsüchtig und die Schmach und der Aerger über sein Unterliegen bei der Regatta gegen einen so alten Nebenbuhler haben ihn dazu gebracht."

„Ist er so eifersüchtig auf seine Ehre als Ruderer?"

„Diamine! Ich erinnere mich der Zeit noch recht gut, in der Jacopo lieber gestorben, als beim Rudern unterlegen wäre. Aber das war, ehe er zum Dolch griff. Wäre er Gondelier geblieben, so würde ich diese Rache nicht für unmöglich halten. Nun er ein feiler Mörder ist, begreife ich nicht, daß er so heftig nach dem Ruhm als Gondelier verlangen sollte."

„Kann der Alte nicht aus Versehen in die Lagune gefallen sein?"

„Schon recht, Signor. Das kommt bei unserem Gewerbe täglich vor; aber dann würde einer der unseren nach einem Boote schwimmen. Der alte Antonio konnte in seiner Jugend vom Quai bis zum Lido schwimmen."

„Vielleicht hat er sich beim Herausstürzen gestoßen und vermochte sich nicht mehr zu helfen?"

„In dem Falle hätte man die Verletzung der Leiche gefunden."

„Hätte Jacopo nicht zum Dolch gegriffen?"

„Vielleicht nicht gegen einen Greis wie Antonio. Man fand seine Gondel an der Mündung des großen Kanals, eine halbe Meile von der Leiche entfernt und noch dazu gegen den Wind. Solche Dinge fallen uns auf, Signore, denn wir haben täglich darauf zu achten."

„Gute Nacht, Fischer."

„Ich wünsche Euer Gnaden eine sehr gute Nacht!" erwiderte der Lagunenfischer, stolz darauf, daß ein Mann von Stande, wie er richtig vermutete, sich so lange mit ihm unterhalten hatte. Der verkleidete Senator ging weiter. Es war nicht schwer, den Dom unbemerkt zu verlassen, und er vermochte auf geheimen Wegen in den Palast zu kommen, ohne die Blicke Unberufener auf sich zu ziehen. Hier begab er sich sofort zu den übrigen Beisitzern des Tribunals.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

> Da haben doch mit einander Frieden die Gefangenen,
> Und hören nicht die Stimme des Drängers.
>
> Hiob.

Die Art, wie der Rat der Drei seine öffentlicheren Sitzungen hielt, wenn das Verfahren dieser geheimnisvollen Behörde überhaupt so genannt werden darf, haben wir schon beschrieben. Bei dieser Gelegenheit wurden wieder dieselben Gewänder, dieselben Verhüllungen, dieselben Beamten der Inquisition

wie wir in einem früheren Kapitel geschildert haben, verwendet. Nur der Charakter der Richter und der des Angeklagten war ein anderer. Durch eine Vorrichtung an der Lampe fiel das Licht zumeist auf die Stelle, die der Angeklagte einzunehmen hatte, während die Seite des Gemachs, an der die Inquisitoren saßen, in Finsternis gehüllt blieb, die trefflich zu ihrem dunklen Amt paßte. Noch bevor der Angeklagte eintrat, hörte man schon draußen das Geklirr von Ketten, ein deutlicher Beweis, daß die vorliegende Sache für wichtig galt. Die Thür öffnete sich und der Bravo stand vor den Unbekannten, die über sein Schicksal zu entscheiden hatten.

Da Jacopo schon wiederholt vor dem Rat gestanden, obgleich nie als Gefangener, verriet er weder Staunen noch Schrecken über den unheimlichen Anblick. Er sah gefaßt und ehrerbietig, wenn auch bleich aus, und seine Glieder blieben unbeweglich. Als die mit seinem Eintritt verbundene Unruhe sich gelegt hatte, herrschte tiefe Stille im Saal.

„Du heißt Jacopo Frontoni?" sagte der Sekretär, der das Verhör für die Drei führte.

„Das ist mein Name."

„Du bist der Sohn des Francesco Frontoni, der wegen Zollunterschleif bestraft ist und der auf einer fernen Insel oder anderswo in Strafhaft ist?"

„Ja, Signore, in Strafhaft."

„Du warst früher Gondelier?"

„Ich war Gondelier."

„Und Deine Mutter?"

„Sie ist tot," ergänzte Jacopo, als er sah, daß der Beamte unter seinen Papieren suchte. Der schmerzliche Ton, mit dem er diese Worte sprach, veranlaßte den Sekretär innezuhalten und erst die Richter anzusehen.

„Sie war nicht der Mitschuld an dem Verbrechen Deines Vaters angeklagt?"

„Wenn sie es auch wäre, ist sie doch längst nicht mehr in der Macht der Republik."

„Bald nachdem Dein Vater gefangen worden, gabst Du das Gondelierhandwerk auf?"

„Ja, Signore."

„Man beschuldigt Dich, Jacopo, das Ruder mit dem Dolch vertauscht zu haben."

„Das thut man, Signore."

„Seit Jahren wächst das Gerücht Deiner Blutthaten und jetzt kann in Venedig kein Mord geschehen, ohne daß man ihn Deiner Hand zuschreibt."

„Das ist nur zu wahr, Signor, — ich wollte, es wäre anders!"

„Seine Hoheit und der Rath sind nicht taub gegen jene Klagen gewesen und haben diese Gerüchte mit dem Ernst verfolgt, der einem väterlichen und fürsorglichen Regiment ziemt. Wenn sie Dich so lange freigelassen haben, geschah es nur, um die Gefahr zu vermeiden, den fleckenlosen Hermelin der Justiz durch ein voreiliges und ungenaues Urteil zu besudeln."

Jacopo neigte den Kopf. Aber ein wildes, vielsagendes Lächeln blitzte bei diesen Worten in seinen Zügen, so daß der ständige Sekretär des geheimen Tribunals, der als der Mund des Gerichtshofs diente, sich über die Akten beugte, um sie genauer durchzusehen.

Der Leser wird mit Staunen diesen Auftritt noch einmal lesen, wenn er zu dem Ende unserer Erzählung gelangt ist, aber er kann glauben, daß ebenso greifbarer Trug, wenn auch vielleicht nicht mit gleicher Härte, von politischen Körperschaften späterer Zeiten geübt worden ist und geübt wird.

„Jetzt liegt eine bestimmte und entsetzliche Anklage gegen Dich vor, Jacopo Frontoni," fuhr der Sekretär fort, „und aus Rücksicht auf das Leben der Bürger hat der Rat selbst diese Angelegenheit in die Hand genommen. Kanntest Du einen gewissen Antonio, einen Lagunenfischer?"

„Signore, ich habe ihn erst kürzlich kennen gelernt, und ich bedaure, daß es erst so spät geschehen ist."

„Du weißt, daß man ihn ertrunken gefunden hat?"

Jacopo schauderte und machte nur eine bejahende Gebärde. Der Eindruck dieses schweigenden Zugeständnisses war sehr groß auf den jüngsten der drei Ratsherren, denn er wendete sich an die übrigen Beisitzer, als sei er von diesem Bekenntnis überrascht. Seine Kollegen verneigten sich feierlich und der geheime Verkehr unter ihnen wurde eingestellt.

„Sein Tod erregte lebhafte Unzufriedenheit unter seinen Genossen und wurde ein Gegenstand ernster Ueberlegung für den Rat."

„Der Tod des geringsten Mannes in Venedig sollte die Aufmerksamkeit der Patrizier erregen, Signore."

„Weißt Du, Jacopo, daß man Dich des Mordes anklagt?"

„Ich weiß es."

„Man sagt, Du hättest Dich bei der neulichen Regatta unter die Gondeliere gemischt, und wäre der alte Fischer nicht gewesen, hättest Du den Preis gewonnen."

„Das Gerücht sagt in diesem Fall die Wahrheit."

„Also leugnest Du die Anklage nicht?" fragte der Sekretär sichtlich erstaunt.

„Es steht fest, daß ich ohne das Dazwischenkommen des Fischers gesiegt hätte."

„Du wünschtest den Sieg, Jacopo?"

„Von ganzem Herzen!" versetzte er lebhafter als bisher. „Ich war geächtet vor den Menschen und habe von Kindheit an nach dem goldenen Ruder gestrebt."

Wieder verriet der dritte Inquisitor Staunen und Verwunderung.

„So bekennst Du Dich des Verbrechens schuldig?"

Jacopo lächelte nur verächtlich.

„Wenn die erhabenen hier anwesenden Senatoren die Masken ablegten, würde ich diese Frage vielleicht mit größerer Offenheit beantworten."

„Das ist eine dreiste, unerhörte Forderung. Niemand kennt die Personen der Patrizier, die über dem Staate walten. „Gestehst Du das Verbrechen?"

Der eilige Eintritt eines Beamten verhinderte ihn am Antworten. Der Neugekommene legte ein Schriftstück in die Hand des rotgekleideten Inquisitors und entfernte sich. Nach kurzer Zeit erhielt die Wache den Befehl, den Gefangenen abtreten zu lassen.

„Hohe Senatoren," sagte Jacopo eindringlich und trat an den Tisch, als wolle er sein Gesuch recht nachdrücklich machen, „seid barmherzig; gestattet mir, einen Gefangenen unter den Bleidächern zu besuchen. — Ich habe wichtige Gründe für diese Bitte und beschwöre Euch als Männer und Väter, sie mir zu gewähren."

Die beiden älteren Senatoren sprachen so eifrig mit einander über die eben erhaltene Nachricht, daß sie nicht auf ihn hörten. Der dritte, Signor Soranzo, war dicht an die Lampe getreten, um den berüchtigten Menschen näher zu sehen, und er betrachtete genau die merkwürdigen Züge. Von der Macht der bittenden Stimme gerührt und angenehm enttäuscht über den Anblick, der sich ihm bot, nahm er die Verantwortung auf sich, jene Bitte zu gewähren.

„Erfüllt seinen Wunsch," sagte er zu den Hellebardieren, „aber haltet ihn in Bereitschaft, daß er wieder vortreten kann."

Jacopo sah ihn dankbar an, und in der Besorgnis, daß die anderen es noch wehren könnten, entfernte er sich schnell.

Der Weg, den der kleine Zug von dem Inquisitionssaal nach den Sommergefängnissen zurücklegen mußte, war in trauriger Weise charakteristisch für den Ort und die Machthaber.

Er führte durch lange, dunkle Gänge, die aller Augen verborgen waren, und die nur durch dünne Wände von den Wohnräumen des Dogen getrennt lagen. Wie bei dem blendenden Auftreten des Staats lag auch hier die Nacktheit und das Elend hinter einer pomphaften glänzenden Hülle verborgen. Als sie das Dachgeschoß erreicht hatten, blieb Jacopo stehen und wendete sich an seine Begleiter.

„Wenn Ihr menschlich fühlen könnt, nehmt die Ketten ab," bat er, „nur für kurze Zeit."

Die Hüter sahen einander erstaunt an.

„Ich besuche – wahrscheinlich zum letztenmal — meinen kranken — sterbenden Vater, der nichts von meiner Lage weiß. Wollt Ihr, daß ich so vor ihn trete?“

Diese Bitte, die er mit einer eindrucksvollen Bewegung begleitete, blieb nicht ohne Wirkung. Einer der Gefangenwärter nahm ihm die Ketten ab und hieß ihn weitergehen. Mit vorsichtigem Schritt trat Jacopo vor, und als die Thür geöffnet wurde, ging er allein in die Zelle. Keiner hatte Lust, das Gespräch des Meuchelmörders mit seinem Vater in der erstickend heißen Luft der Kammer mitanzuhören. Sie schlossen hinter ihm zu und er stand in dem dunklen Raum.

Trotz seiner bisher behaupteten Fassung zögerte Jacopo, als er sich plötzlich mit dem armen Gefangenen allein wußte. Nur das schwere Atmen belehrte ihn, wo sich das Strohlager befand, denn die dicken Wände ließen keinen Lichtschimmer von dem Flur herein.

„Vater!“ sagte Jacopo leise.

Er erhielt keine Antwort.

„Vater!“ rief er lauter.

Der Atem wurde noch schwerer und dann sagte der Gefangene matt: „Die heilige Jungfrau hat mich erhört. Gott schickt mir meinen Sohn, um mir die Augen zuzudrücken.“

„Fühlst Du Dich so schwach, mein Vater?“

„Sehr schwach; meine Zeit ist gekommen; ich hatte gehofft, das Licht des Tages noch einmal zu sehen und Deine Mutter und Schwester zu segnen, — aber es geschehe Gottes Wille.“

„Sie beten für uns beide, Vater; sie sind nicht mehr in der Macht des Senats.“

„Jacopo — ich verstehe Dich nicht.“

„Die Mutter und die Schwester sind tot; sie sind bei den Heiligen im Himmel.“

Der Greis stöhnte; denn bisher hatte er sich noch nicht von allen irdischen Banden losgelöst. Jacopo hörte ihn ein Gebet murmeln und kniete neben dem Strohlager nieder.

„Das ist ein plötzlicher Schlag," flüsterte der Alte. „Wir scheiden zusammen."

„Sie sind schon lange tot, Vater."

„Warum hast Du es mir nicht früher gesagt, mein Sohn?"

„Hast Du nicht genug gelitten ohne dies?" Nun Du so bald mit ihnen vereint wirst, ist es Dir ein tröstlicher Gedanke, daß sie schon so lange in Frieden sind."

„Und Du! Du bleibst allein zurück, armer Jacopo!"

„Der Bravo faßte die Hand des Vaters; sie war feucht und kalt.

„Jacopo," sagte der Greis, „ich habe dreimal in der letzten Stunde gebetet: einmal für meine eigene Seele, das zweitemal für den Frieden Deiner Mutter, das drittemal für Dich."

„Ich danke Dir, mein Vater, danke Dir von Herzen. Ich bedarf Deines Gebets."

„Ich habe Gott für Dich angefleht. Ich habe mich aller Deiner Liebe und Fürsorge erinnert und der Treue, die Du mir in meinem Alter und meinem Unglück erzeigt hast. Als Du ein Kind warst, Jacopo, hat mich die Liebe für Dich manchmal zur Schwäche verleitet, und ich habe oft gefürchtet, Du würdest mir später dafür Kummer und Reue bereiten. Du kennst nicht die Zärtlichkeit, die ein Vater für sein Kind empfindet; aber Du hast mir mit Dank meine väterliche Liebe gelohnt. Knie nieder, Jacopo, daß ich Gott noch einmal bitten kann, es Dir zu vergelten."

„Ich bin hier neben Dir, Vater."

Der Greis hob die schwachen Arme und mit einer Stimme, in der die Kraft noch einmal aufflackerte, sprach er einen innigen, heißen Segenswunsch.

„Der Segen Deines sterbenden Vaters wird Dein Leben verschönen," fügte er hinzu, „und Dir Frieden in Deiner Sterbestunde bringen."

„Das letztere hoffe ich, Vater."

Ein lautes Klopfen an der Thür unterbrach ihn.

„Komm, Jacopo," sagte der Wächter. „Der Rat verlangt nach Dir."

Jacopo fühlte, daß der Vater zusammenzuckte, aber er antwortete nicht.

„Wollen sie Dich nicht noch ein paar Minuten bei mir lassen?" flüsterte der Greis. „Ich bedarf Deiner nicht mehr lange."

Die Thür ging auf und ein Lichtstrahl fiel auf die Gruppe in der Zelle, aber der Schließer war menschlich genug, wieder zuzumachen und die beiden alleinzulassen. Doch der Strahl, den die flüchtige Helligkeit auf die Züge seine Vaters fallen ließ, erlaubte ihm, den letzten Blick in sein Antlitz zu thun. Der Stempel des Todes stand deutlich darauf geprägt, aber die Augen waren liebevoll auf ihn geheftet.

„Der Mann ist barmherzig. er wird Dich nicht fortrufen."

„Sie können Dich nicht allein sterben lassen, Vater."

„Sohn, Gott ist bei mir, aber ich bin froh, wenn Du mir zur Seite stehst. Du sagtest, die Mutter und Schwester wären tot?"

„Tot!"

„Deine Schwester auch?"

„Vater, beide sind im Himmel."

Der Greis atmete schwer — und schwieg.

Jacopo hörte, daß er die Hand bewegte, als suche er die seine; er kam ihm zuvor und legte die zitternde Rechte voller Ehrfurcht auf sein Haupt.

„Maria, Du Reine, und ihr Sohn, unser Gott, segne meinen Jacopo," flüsterte eine Stimme, die der erregten Phantasie des Bravo in der Luft zu schweben schien. Der Sohn beugte sein Gesicht auf das Lager und betete. Dann folgte tiefe Stille.

„Vater!" sagte er zitternd, denn der Ton seiner eigenen Stimme erschreckte ihn.

Niemand antwortete, und als er die Hand ausstreckte, berührte er eine Leiche. Mit einer finsteren Entschlossenheit, die etwas Verzweifeltes an sich hatte, beugte er das Haupt und sprach ein heißes Gebet für den Toten.

Als die Thür der Zelle geöffnet wurde, trat Jacopo den Hütern mit einer Würde entgegen, die nur ein edler Charakter haben kann und die bei dem zuletzt geschilderten Ereignis über ihn gekommen war. Er hielt die Hände hin und ließ sich wieder fesseln; dann gingen sie nach der Seite, wo sich der Sitzungssaal befand, und standen bald wieder vor dem geheimen Gericht.

„Jacopo Frontoni," begann der Sekretär, „man hat Dich im Verdacht, bei einem anderen Vergehen, das sich jüngst in dieser Stadt ereignet, die Hand im Spiele gehabt zu haben. Kennst Du einen Edelmann aus Kalabrien, der sich hier lange aufgehalten hat und der die Senatorenwürde beansprucht?"

„Ja, Signore."

„Hast Du im Verkehr mit ihm gestanden?"

„Ja, Signore."

Eine Bewegung unter seinen Zuhörern bewies, wie lebhaft diese Eröffnung sie interessierte.

„Weißt Du, wo Don Camillo Monforte jetzt ist?"

Jacopo zögerte. Er wußte nur zu genau, wie der Rat sich Aufschlüsse zu verschaffen pflegte, und hielt es für gewagt, seine Mitwirkung bei der Flucht des Liebespaars zu leugnen. Auch war sein Sinn in diesem Augenblick von einer heiligen Begeisterung für die Wahrheit durchdrungen.

„Kannst Du mir sagen," wiederholte der Sekretär, „warum der junge Herzog jetzt nicht in seinem Palast zu finden ist?"

„Euer Gnaden, er hat Venedig für immer verlassen."

„Woher weißt Du es? Hat er einen gewöhnlichen Bravo zu dem Vertrauten seiner Pläne gemacht?"

Ein überlegenes Lächeln spielte um Jacopos Lippen, welches der Sekretär des Tribunals so gut verstand, daß er verlegen unter den Akten kramte.

„Bist Du sein Vertrauter? frage ich noch einmal."

„Ja, Signore, in diesem Fall bin ich es. Ich habe aus Don Camillos eigenem Munde gehört, daß er nicht zurückzukommen beabsichtigt."

„Unmöglich! Damit verzichtete er auf alle seine glänzenden Ansprüche und Erwartungen."

„Signore, er tröstet sich mit der Liebe und dem Reichtum der Donna Violetta Tiepolo."

Wieder war das Erstaunen der Drei so groß, daß sie die vorgeschriebene unbewegliche Haltung nicht zu bewahren vermochten.

„Die Wachen sollen abtreten," befahl der Inquisitor im Scharlachgewande. Als der Gefangene mit den Drei und ihrem ständigen Beamten allein war, wurde das Verhör fortgesetzt, in welches sich nun die Senatoren selbst mischten, da sie sich auf ihre Masken und ihre verstellten Stimmen verließen, um nicht erkannt zu werden.

„Das ist eine wichtige Nachricht, die Du uns verkündigst, Jacopo," sagte der rothe. „Sie kann Dir das Leben retten, wenn Du sie zu nützen weißt."

„Was können Euer Gnaden von mir erwarten? Der Rat weiß ja um Don Camillos Flucht; auch kann ich nicht annehmen, daß die immer wachen Augen noch nicht bemerkt hatten, daß Donna Violetta verschwunden ist."

„Beides ist richtig; aber sage, Jacopo, wie haben sie die Flucht bewerkstelligt? Bedenke, je nach Deinen Aussagen entscheidet sich Dein eigenes Geschick."

Der Gefangene lächelte wieder mit einem Ausdruck, vor dem die Richter betroffen die Blicke abwendeten.

„Wie sollte es einem kühnen Liebenden an Mitteln zur Flucht fehlen, Signor!" entgegnete er. „Don Camillo ist reich und kann tausend Leute bestechen, wenn er es nötig findet."

„Das sind Ausreden; es ist Dein Schade, wenn Du den Rat zum besten hast; wer waren seine Helfershelfer?"

„Er hat ein großes Gefolge, Euer Gnaden, treffliche Gondeliere und Diener aller Art."

„Von ihnen haben wir keinen Aufschluß erhalten können. Er muß auf andere Weise entkommen sein. — Bist Du überhaupt sicher, daß er fort ist?"

„Ist er noch in Venedig?“

„Das wollen wir eben von Dir wissen. Wir haben eine Anklage im Löwenrachen gefunden, welche Dich bezichtigt, ihn ermordet zu haben.“

„Und Donna Violetta obenein, Euer Gnaden?“

„Von ihr steht nichts darin! Was hast Du auf diese Anklage zu erwidern?“

„Signore, warum soll ich meine Geheimnisse verraten?“

„Ha, wirst Du jetzt widerspenstig und wortbrüchig? Bedenke, wir haben einen Gefangenen unter den Bleidächern, der Dich zwingen wird, die Wahrheit zu sagen.“

Jacopo richtete sich so hoch auf, als ob ein Gefühl der Freiheit über ihn käme; aber sein Blick war traurig und seine Stimme klang schwermütig, so sehr er sie auch zu beherrschen strebte.

„Senatoren, der Gefangene unter den Bleidächern ist befreit.“

„Ha, Du spottest unser in Deiner Todesverachtung!“

„Nein, ich spreche die Wahrheit, die lange hinausgeschobene Befreiung ist endlich gekommen.“

„Dein Vater wäre entflohen?“

„Er ist tot!“ sagte Jacopo feierlich.

Die beiden älteren Ratsherren sahen einander erstaunt an, während der jüngere gespannt zuhörte, um sich auf seine neuen und peinlichen Pflichten vorzubereiten. Nachdem die anderen miteinander geflüstert hatten, teilten sie ihre Ansicht, soweit sie es nötig fanden, dem jüngeren Kollegen mit.

„Denke an Dein eigenes Geschick, Jacopo, und bekenne alles, was Du in Bezug auf den Neapolitaner weißt,“ sagte der Inquisitor, nachdem diese leise Unterredung beendet war.

Jacopo verriet keine Furcht über die Drohung, die diese Worte enthielten; nach einer kurzen Pause erwiderte er so freimütig, als ob er sich im Beichtstuhl befände:

„Es ist Euer Gnaden bekannt, daß der Staat die Erbin des Hauses Tiepolo zu seinem eigenen Vorteil zu vermählen

gedachte, daß der neapolitanische Kavalier sie liebte, daß sie seine Neigung erwiderte und es ihm zeigte, so weit es einem Fräulein ihres Ranges gestattet ist. Ist es etwas Unerhörtes, daß zwei so hochgestellte, junge und hoffnungsvolle Menschen alles wagen, um ihr eigenes Unglück zu verhüten? Signore, in der Nacht, als der alte Antonio starb, weilte ich allein unter den Gräbern auf dem Lido, vom Gram niedergebeugt; denn das Leben war mir eine Last geworden. Hätte der böse Geist, der sich damals in mir regte, Gewalt über mich bekommen, so wäre ich elend als Selbstmörder gestorben. Gott schickte mir Don Camillo Monforte als Beistand, Dank sei der heiligen Jungfrau und ihrem ewigen Sohn für diese Gnade! Bei jener Gelegenheit lernte ich die Wünsche des Neapolitaners kennen und versprach ihm meinen Arm. Ja, Senatoren von Venedig, ich schwor ihm Treue, und daß ich in seinem Dienst mein Leben lassen wollte, wenn es sein müßte. Zunächst versprach ich ihm, ihm seine junge Gemahlin wiederzugewinnen. Ich habe mein Wort gehalten. Das glückliche Paar ist jetzt im Kirchenstaat unter dem mächtigen Schutz des Kardinal-Sekretär, des Bruders von Don Camillos Mutter."

„Thor! warum hast Du das gethan? Dachtest Du nicht an Dein eigenes Schicksal?"

Nur wenig, Euer Gnaden. Ich fragte mehr danach, eine menschlichfühlende Brust zu finden, der ich meine Leiden klagen konnte, als nach Eurem Zorn. Seit Jahren ist mir nicht ein so schöner Augenblick zu teil geworden, wie der, als der junge Herzog von Sant' Agata seine schöne weinende Braut in seine Arme schloß."

Die Inquisitoren waren von der Begeisterung des Bravo so betroffen, daß sie erstaunt schwiegen. Dann setzte der älteste Richter das Verhör fort.

„Willst Du bekennen, wie er entflohen ist? Bedenke, Jacopo, Dein Leben steht auf dem Spiel."

„Signore, es lohnt kaum der Mühe, den Versuch zu seiner Rettung zu machen. Aber um Euch gehorsam zu sein,

12*

will ich nichts verbergen.“ Jacopo berichtete dann mit schlichten Worten, welche Mittel Don Camillo angewendet hatte, um seine Flucht zu bewerkstelligen, mit allen Wechselfällen von Hoffnungen, Enttäuschungen und das schließliche Gelingen. Er verhehlte nichts, als den Ort, in dem die Damen ein augenblickliches Unterkommen gefunden hatten, und Gelsominas Namen. Selbst der Mordanschlag von Giacomo Gradenigo gegen das Leben des Neapolitaners und die Mitwirkung des Juden berichtete er genau. Keiner folgte der Erzählung mit so großer Spannung, als Signor Soranzo. Trotz der Würde des Richteramts schlug sein Herz schneller, als der Gefangene von dem so plötzlich wechselnden Geschick des Liebespaars berichtete, und als er von der endlichen Wiedervereinigung hörte, hätte er laut aufjubeln mögen. Die beiden erfahreneren Kollegen hörten mit unerschütterlicher Ruhe zu, denn jede Klassenherrschaft unterdrückt die persönlichen Gefühle und erkennt keinen anderen Standpunkt als den der Zweckmäßigkeit an. Lug und Trug treten an die Stelle von Leidenschaft und Wahrheit, und ein Muselmann kann sich nicht willenloser der Lehre von der Vorherbestimmung fügen, wie derjenige Niederlagen erträgt, der gewohnt ist, sich unerlaubte und unrechtmäßige Vorteile zu verschaffen. Seine Fügsamkeit pflegt dann ebenso groß, wie seine vorherige Anmaßung zu sein. Die beiden alten Senatoren begriffen, daß Don Camillo und seine Gemahlin sich vollständig ihrem Machtbereich entzogen hätten, und sie sagten sich sofort, daß man aus der Not eine Tugend machen müsse. Da sie Jacopo nun nicht mehr brauchten, ließen sie die Wachen zurückrufen und ihn nach seiner Zelle führen.

„Es wird schicklich sein, ein Glückwunschschreiben an den Kardinal-Sekretär abzufertigen, weil sein Neffe eine reiche Erbin unserer Stadt geheiratet hat,“ meinte der eine Inquisitor, als die Thür sich hinter dem Gefangenen geschlossen. „Der Neapolitaner ist zu einflußreich; man muß ihn schonen.“

„Aber wenn er den Kardinal an den Widerspruch der

Republik gegen seine Wünsche erinnert," wendete Signor Soranzo kleinlaut ein.

„So erklären wir das für die Uebergriffe des vorigen Rats. Solche Mißverständnisse sind die unvermeidlichen Folgen unserer Freiheiten, Signor. — Ein edles Roß, das gewohnt ist, frei über die Ebenen zu streifen, kann man nicht so kurz halten, wie einen Karrengaul. — Dies ist Eure erste Verhandlung, Signor Soranzo, und die Erfahrung wird Euch lehren, daß, so vortrefflich auch unser System in der Theorie ist, es in der Praxis doch manches zu wünschen übrig läßt. — Die Angelegenheit mit dem jungen Gradenigo ist ernst, meine Herren."

„Ich habe seine Unwürdigkeit längst erkannt," antwortete der älteste Richter. „Es ist ein großes Unglück, daß ein so würdiger Patrizier einen so mißratenen Sohn hat; doch weder der Staat noch die Bürgerschaft kann solche Mordanschläge dulden."

„Wenn sich ihnen doch steuern ließe!" rief Signor Soranzo vollkommen aufrichtig.

„Allerdings! Wir haben noch andere geheime Kunde, die Jacopos Aussagen bestätigen, und unsere mehrjährige Erfahrung beweist, daß wir uns auf seine Angaben vollständig verlassen können."

„Wie? Steht Jacopo im Solde der Polizei?"

„Davon mehr zu gelegenerer Zeit, Signor Soranzo. Jetzt müssen wir den Mordanschlag untersuchen gegen einen Kavalier, der unter dem Schutz unserer Gesetze steht."

Die Drei berieten nun über diesen Fall. In Venedig wurde, wie in allen despotischen Staaten, das Strafrecht schnell und unnachsichtig gehandhabt, sobald man dazu geneigt war. Man ließ der Gerechtigkeit freien Lauf, wenn die Interessen der Regierung nicht berührt wurden, oder der Fall sich nicht für Bestechung eignete. Die letztere wurde übrigens nicht so häufig geübt, wie damals in anderen Staaten, denn einerseits war die Regierung wachsam, andrerseits fehlte der

Anreiz der Versuchung, da sich schon so viele im Besitz von Vorrechten befanden. Signor Soranzo konnte nun seinen großmütigen Regungen ungehindert folgen, und obwohl dem Hause Gradenigo nahe verwandt, unterließ er nicht, den Erben dieses Namens heftig zu tadeln. Er hätte gern an dem Angeklagten ein warnendes Beispiel aufgestellt, um der Welt zu zeigen, daß das Verbrechen in Venedig nicht straflos ausgehe. Doch von dieser Absicht wußten ihn seine Kollegen allmählich abzubringen, denn sie erinnerten ihn daran, daß das Gesetz einen Unterschied zwischen dem beabsichtigten und dem ausgeführten Verbrechen mache. Von seinem ersten Plan durch die kaltblütigeren Beisitzer abwendig gemacht, schlug der junge Inquisitor vor, den Fall den gewöhnlichen Gerichten zu überweisen. Es fehlte nicht an Beispielen, in denen der venezianische Adel eines seiner Mitglieder auf dem Altar des Rechts geopfert hatte; denn wurden solche Fälle geschickt benutzt, so dienten sie mehr dazu, das Ansehen der Patrizier zu stärken, als es zu schwächen. Doch das geplante Verbrechen war ein zu häufiges, als daß man darum auf eins der Vorrechte des Patriziats hätte verzichten sollen, und die beiden älteren Kollegen widersetzten sich der Ansicht des jüngeren mit großer Beredsamkeit und auch nicht ohne gewichtige Gründe. Sie beschlossen nun selbst über den Fall zu urteilen.

Es handelte sich zunächst um die Höhe der Strafe. Der älteste Richter schlug nur eine mehrmonatliche Verbannung vor, obgleich Giacomo Gradenigo den Unwillen der Republik aus mehr als einer Veranlassung erregt hatte. Aber Signor Soranzo widersetzte sich diesem Antrag mit dem Eifer eines unverdorbenen, rechtschaffenen Gemüts. Auch drang er mit seiner Ansicht durch und seine klugen Kollegen gaben sich den Anschein, als fügten sie sich seinen Gründen. So geschah es, daß Gradenigo für zehn Jahre in die Provinz und Hosea auf Lebenszeit verbannt wurde.

„Wir dürfen dieses Urteil und seine Gründe nicht geheim halten," bemerkte der Inquisitor, der den Rat der Zehn

vertrat. „Der Staat hat es nie zu bereuen, wenn man seine Urteilssprüche kennen lernt."

„Und ihre Vollstreckung," sagte Signor Soranzo. „Da unsere Geschäfte für heute beendet sind, können wir, wenn es Euch, meine Herren gefällt, nun wohl heimkehren."

„Nein, wir haben noch über Jacopo zu entscheiden."

„Können wir ihn nicht den gewöhnlichen Gerichten überweisen?"

„Wie Ihr wünscht, meine Herren; ist es Euer Wille?"

Die beiden anderen verneigten sich und schickten sich zum Aufbruch an; doch ehe die zwei älteren Senatoren den Palast verließen, hatten sie noch eine lange geheime Unterredung miteinander. Diese Besprechung hatte einen geheimen Befehl an den Kriminalrichter zur Folge, und dann kehrte ein jeder in seine Behausung zurück, so gelassen, als hätten sie nur gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt.

Ganz anders Signor Soranzo. Während er seinem glücklichen und reichgeschmückten Hause zuschritt, fühlte er zum erstenmal im Leben Mißtrauen gegen sich selbst.

Ohne zu wissen warum, fühlte er sich niedergeschlagen, denn er hatte die ersten Schritte auf einem krummen und abschüssigen Wege gemacht, der zur Zerstörung aller edlen und großmütigen Triebe führt und auf dem nur die Sophistik und der Eigennutz gedeihen. Er wünschte noch so leichten Herzens zu sein wie vor ein paar Stunden, da er Donna Giuletta in seine Gondel hob, aber er warf sich lange schlaflos auf seinem Lager umher, ehe er die peinlichen Eindrücke vergessen konnte, die er heute empfangen hatte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

> Du wärest ohne Schuld?
> „Ich bin nicht schuldig!"
> Rogers.

Am nächsten Morgen fand Antonios Beerdigung statt. Die Polizei ließ sich es angelegen sein, durch die in ihrem

Solde stehenden Leute die Nachricht zu verbreiten, daß man dem alten Fischer ein ehrenvolles Begräbnis gewähre, als Lohn für seinen Sieg bei der Regatta und als Sühne für seinen geheimnisvollen unverdienten Tod. Zur festgesetzten Zeit versammelten sich alle Lagunenfischer in ihren Festkleidern, denn sie fühlten sich durch die Aufmerksamkeit, die man ihnen erwies, sehr geschmeichelt und vergaßen darüber ganz ihre frühere Unzufriedenheit. So leicht wird es denen gemacht, die durch ihre Geburt über ihre Mitmenschen gestellt sind, oder die eine künstliche soziale Ordnung erhebt, durch kleine Zugeständnisse ein begangenes Unrecht wieder gutzumachen.

Noch immer sang man in der Markuskirche Seelenmessen für Antonio. Am eifrigsten war dabei der gute Karmeliter, der weder Hunger noch Anstrengung achtete, in dem frommen Wunsch, die Segnungen der Kirche einem Manne zu teil werden zu lassen, dessen Tod fast vor seinen eigenen Augen erfolgt war. Sein Eifer wurde in jenen Augenblicken der Aufregung wenig beachtet, oder vielmehr nur von denjenigen, welche beauftragt waren, auf alle ungewöhnlichen Vorkommnisse ein Auge zu haben. Als der Karmeliter kurz vor der Abholung der Leiche sich von dem Altar entfernte, fühlte er, daß ihn jemand leise am Aermel zupfte, und willig ließ er sich von dem Unbekannten in eins der düsteren Seitenschiffe führen.

„Vater, Du hast schon die letzte Beichte von manch armen Sünder gehört?“ sagte der Unbekannte.

„Mein heiliges Amt bringt das mit sich, mein Sohn.“

„Der Staat wird die ihm geleisteten Dienste nicht vergessen; sobald die Leiche des Fischers bestattet ist, bedarf man Deiner.“

Der Mönch zuckte schaudernd zusammen, machte aber das Zeichen des Kreuzes und neigte sein bleiches Antlitz zum Zeichen, daß er bereit sei. In diesem Augenblick hoben die Leichenträger die Bahre auf und der Zug begab sich auf den Platz. Voran schritten die gewöhnlichen Aufseher der Kirche vom Laienstande, ihnen folgten die Priester, welche die Messe

sangen, und der Karmeliter beeilte sich in ihre Reihe zu treten. Dann kam die auf einer offenen Bahre getragene Leiche Antonios im Feiertagskleide, und damals wie noch heutigen Tages werden in Italien die Leute seines Standes ohne Sarg bestattet. Auf seiner Brust lag ein Kreuz; die Haare flatterten im Winde, und der Sitte gemäß bedeckte ein Blumenstrauß den Mund des Toten. Die Bahre war reich geschnitzt und vergoldet, auch wieder ein trauriger Beweis, auf welche Eitelkeiten der Sinn der Menschen Wert legt.

Neben diesem charakteristischen Totengepränge schritt ein halbbekleideter Jüngling, mit gebräunten Wangen und dunklen Augen: der Enkel des Fischers. Venedig verstand es, gelegentlich seine Huld zu zeigen. Der Knabe war von dem Galeerendienst bedingungslos freigegeben und, wie man sich zuflüsterte, aus Mitleid für das jähe Ende seines Großvaters. In der Erscheinung des Jünglings war etwas von dem kühnen Blick, dem ungebrochenen Mut und der strengen Rechtlichkeit Antonios, aber der Hauptausdruck eines tiefen Kummers überwog jetzt alle anderen Eigenschaften, und wie bei seinem Großvater hatte der Druck der Niedrigkeit die großen geistigen Anlagen nicht zu ihrer vollen Entwicklung kommen lassen. Die Brust des warmherzigen Knaben wogte heftig, während sie den Hafendamm entlang nach dem Arsenal schritten, und manchmal zuckten die Lippen, als wollte ihn der Schmerz übermannen.

Aber keine Thräne kam über seine Wangen, solange noch die Leiche sichtbar war. Erst als sie eingesenkt worden, siegte die Natur und schlich er sich aus der Menge, um ein stilles Plätzchen zu suchen. Hier weinte er, so wie es bei einem jungen unverdorbenen Menschen begreiflich ist, der sich plötzlich in der weiten Welt allein sieht.

So endete der Vorfall mit dem Fischer Antonio Vecchio, dessen Namen in Venedig bald vergessen wurde. Nur auf den Lagunen gedachte man seiner noch und pries seine Geschicklichkeit als Fischer und den Mut, mit dem er in der Re=

gatta gesiegt hatte. Sein Enkel lebte und arbeitete wie die übrigen Leute seines Standes. Wir wollen bei dieser Gelegenheit hier nur noch von ihm erwähnen, daß er genug von den guten Eigenschaften seines Großvaters geerbt hatte, um sich nicht unter die Menge zu mischen, welche ein paar Stunden später von Neugier und Rachsucht getrieben sich auf der Piazetta versammelte.

Vater Anselmo kehrte im Boot nach Venedig zurück, und als er an der Piazetta landete, hoffte er jetzt Muße zu finden, um die beiden Damen zu suchen, über deren Verbleib er noch in Unkenntnis war und an denen er so lebhaften Anteil nahm. Doch das wurde ihm nicht gestattet, denn der Mann der ihn in der Kirche angeredet hatte, wartete auf ihn, und da er wußte, wie nutzlos und gefahrbringend es sei, sich zu sträuben, wenn der Staat befahl, folgte der Karmeliter seinem Führer. Auf Umwegen kamen sie in das Gefängnis und hier wurde der Priester in die Behausung des Oberschließers gebracht und ersucht bis auf weiteres zu warten.

Wir müssen nun Jacopo in seiner Zelle aufsuchen. Als er von dem Rat der Drei entlassen war, brachte man ihn in einen finsteren Raum, wo er die Nacht wie andere Gefangene hinbrachte. Mit Tagesgrauen führte man ihn vor die Richter, die angeblich noch über ihn abzuurteilen hatten. Wir sagen angeblich, denn die Gerechtigkeitspflege kann nie rein geübt werden unter einer Herrschaft, deren Interessen auch nur im mindesten von denen ihrer Unterthanen abweichen. Denn in allen Fällen, welche die Machtbefugnis der herrschenden Klassen berühren, wird das Streben nach Selbsterhaltung die Entschlüsse der Richter beeinflussen, sowie im gewöhnlichen Leben der Mensch dem Hunger zu entgehen sucht. Wenn das selbst unter einem milden Regiment geschieht, kann sich der Leser vorstellen, daß es in Venedig erst recht zutraf. Wie wir oben angedeutet haben waren Jacopos Richter von obenher instruiert worden, wie sie zu erkennen hätten, und daß man ihm den Prozeß machte geschah mehr, um den Schein zu retten,

als um dem Gerechtigkeitssinn zu huldigen. Man setzte eine Anklage auf, vernahm Zeugen oder behauptete es wenigstens, und ließ in der Stadt das Gerücht verbreiten, daß die Gerichte sich endlich mit dem merkwürdigen Manne beschäftigten, der so lange mitten in der Stadt sein blutiges Handwerk hatte ungestraft ausüben dürfen. Während des Vormittags erzählte sich die leichtgläubige venezianische Bevölkerung, was für schreckliche Mordthaten man während der letzten drei oder vier Jahre ihm zugeschrieben hatte. Der eine errinnerte an die Leiche des Fremden, die man in der Nähe einer von Ausländern besuchten Spielhölle gefunden hatte. Der andere sprach von einem jungen Edelmann, der mitten auf dem Rialto erstochen war; ein dritter erwähnte des Mordes, der einer Mutter ihren einzigen Sohn und einer Patriziertochter ihren Verlobten geraubt hatte. So steuerte ein jeder sein Scherflein von Nachrichten bei, und die kleine Gruppe, die sich auf dem Hafendamm versammelt hatte, zählte nicht weniger als fünfundzwanzig Mordthaten auf, die dem Jacopo zugeschrieben wurden. Vor allem aber verdammte man den rachsüchtigen nutzlosen Mord des Greises, der eben zur Erde bestattet worden war. Doch zum Glück für seinen Seelenfrieden hörte der vermeintliche Urheber dieser Missethaten nichts von den gegen ihn ausgestoßenen Anklagen und Verwünschungen. Vor seinen Richtern versuchte er keine Verteidigung, sondern weigerte sich mit Entschiedenheit überhaupt auf ihre Fragen zu antworten.

„Ihr wißt was ich gethan habe und was nicht, meine Herren," sagte er stolz.

Als man ihn wieder in seine Zelle zurückgeführt hatte, verlangte er nach Nahrung und aß ruhig aber mäßig. Dann nahm man ihm alles, was er möglicherweise zu einem Selbstmordversuch hätte benützen können, untersuchte noch einmal seine Fesseln und überließ ihn seinen eigenen Gedanken. Nach einiger Zeit hörte er Schritte vor seiner Zelle, der Riegel wurde zurückgeschoben und die Thür öffnete sich. Bei dem eindringenden Tageslicht sah er einen Priester, der eine Lampe

in der Hand trug. Dann wurde die Zelle wieder von außen verschlossen und verriegelt, und der Priester setzte die Lampe auf das Brett, auf dem sich der Wasserkrug und das Brot des Gefangenen befanden.

Jacopo empfing den Priester ruhig, aber mit der tiefen Ehrfurcht, die ihm gegen die Geistlichkeit anerzogen war. Er erhob sich, schlug das Kreuz und ging ihm so weit entgegen, wie es seine Ketten erlaubten.

„Seid mir willkommen, Vater," sagte er. „Wenn mir der Rat auch das irdische Leben nimmt, so sehe ich doch, daß er mir nicht das himmlische rauben will."

„Mein Sohn, das ist keines Menschen Macht. Der Heiland, der für uns alle gestorben ist, hat auch für Dich geblutet, wenn Du die Gnade nicht von Dir weisest. Aber, — der Himmel weiß, daß ich es in Demut sage, — meine nicht, Jacopo, daß Dir eine Deiner Sünden verziehen werden kann ohne tiefe und aufrichtige Reue."

„Vater, kann ich Reue fühlen?"

Der Karmeliter sah betroffen auf, einen so großen Eindruck machte ihm der ruhige Ton des Redenden.

„Ich finde Dich anders, als ich mir vorgestellt hatte, Jacopo," sagte der Karmeliter. „Deine Seele scheint mir nicht ganz verstockt; als Du jene Verbrechen begingst, mußt Du nicht gewußt haben, was für große Sünden Du thatest."

„Ich fürchte, daß es so ist, ehrwürdiger Mönch."

„Dennoch müssen sie auf Deiner Seele lasten, Dir bitteren Schmerz verursachen, Dir —" Vater Anselmo hielt plötzlich inne, denn ein Schluchzen belehrte sie, daß sie nicht allein waren. Als er etwas erschrocken beiseite trat, sah er die bebende Gestalt Gelsominas, die, von den Wächtern begünstigt, unbemerkt hinter dem Karmeliter hereingeschlüpft war. Jacopo stöhnte laut auf, als er sie sah, wendete sich ab und lehnte sich an die Wand.

„Meine Tochter, warum bist Du hier? und wer bist Du?" fragte der Mönch.

„Es ist die Tochter des Oberschließers,“ antwortete Jacopo, als er sah, daß sie unfähig war zu sprechen. „Ich kannte sie von meinen häufigen Besuchen in diesem Gefängnis.“

Der Mönch blickte von dem einem zum andern, erst mit strengem Ausdruck, aber je länger er sie ansah, wurde sein Ausdruck milder, als er die Seelenqual der beiden erkannte.

„Das ist die Folge menschlicher Leidenschaft,“ sagte er halb vorwurfsvoll halb bedauernd. „Das ist stets die Frucht der Sünde.“

„Vater,“ bat Jacopo ernst, „ich mag Deinen strengen Tadel verdienen, aber die Engel im Himmel können kaum reiner sein, als dies unglückliche Mädchen.“

„Das ist mir lieb zu hören. Ich will Dir glauben, Unseliger, und ich bin um Deinetwillen froh, daß Du nicht auch noch die Seele dieses jungen Kindes auf Deinem Gewissen hast.“

Der Gefangene atmete schwer und Gelsomina schauderte.

„Warum hast Du dem thörichten Verlangen nachgegeben und bist hierher gekommen?“ fragte der Mönch und seinem strengen Blick widersprach der milde Ton seiner Stimme. „Wußtest Du, was für einem Menschen Du Deine Liebe geschenkt hattest?“

„Heilige Jungfrau, nein, nein!“ schluchzte das Mädchen.

„Doch nun, da Du die Wahrheit weißt, bist Du von Deiner thörichten Leidenschaft geheilt?“

Gelsomina sah ihn verwirrt an, aber die Verzweiflung überwältigte alle anderen Gefühle, und halb vor Scham, halb Scherz neigte sie, ohne zu antworten, das Haupt.

„Ich weiß nicht, was Euch noch ein ferneres Beisammensein frommen soll,“ fuhr der Mönch fort. „Ich bin hierhergesendet die letzte Beichte eines Bravo zu hören, und Du, die Du so schmählich von ihm getäuscht worden bist, kannst nicht wünschen seine Geschichte mitanzuhören.“

„Nein! nein!“ schluchzte sie abwehrend.

„Es ist besser, Vater,“ sagte Jacopo heiser, „sie traut mir jede Abscheulichkeit zu, die sich ihre Einbildungskraft ausmalen kann; dann wird sie mein Andenken hassen lernen.“

Gelsomina sprach nicht, aber sie machte wieder mit wahnsinniger Hast eine verneinende Handbewegung.

„Das Herz des armen Kindes hat eine furchtbare Erschütterung durchgemacht,“ sagte der Karmeliter voller Teilnahme. „Wir dürfen mit einem zarten Wesen nicht rauh umgehen. Folge mir, meine Tochter, und höre auf die Mahnungen der Vernunft mehr als auf die des Gefühls.“

„Fragt sie nicht weiter, Vater, sie soll mir fluchen — und gehen.“

„Carlo!“ schrie sie auf.

Es folgte eine lange Pause. Der Mönch begriff, daß sich dieser Sturm nicht mit Worten beschwichtigen ließ, und er sah außerdem, daß der Gefangene einen schweren Kampf mit sich selbst kämpfte. Die Liebe siegte und er brach das Schweigen.

„Vater,“ sagte Jacopo mit Würde. „Ich hatte gehofft, ja gebetet, daß dies arme, unschuldige Mädchen sich mit Abscheu von ihrer Neigung losmachen würde, sobald sie erfuhr, daß der Mann, den sie liebte, der berüchtigte Bravo war. — Aber ich kannte das weibliche Herz nicht! Sage mir, Gelsomina, rede die Wahrheit, und so lieb Dir Dein Seelenheil ist, täusche mich nicht, kannst Du mich ohne Abscheu ansehen?“

Gelsomina zitterte, aber sie hob die Augen, wie ein weinendes Kind den zärtlichen fragenden Blick seiner Mutter erwidert. Dieser Blick übte auf Jacopo eine solche Gewalt, daß sein kräftiger Körper bebte, so daß seine Ketten zu klirren begannen.

„Genug,“ sagte er und suchte sich zu fassen. „Du hast lange genug mein eines großes Geheimnis gehütet, Gelsomina — Dir soll nicht auch das andere verborgen bleiben.“

„Antonio!“ ächzte das Mädchen. „Carlo! Carlo! Was

hatte Dir der alte Fischer gethan, daß Du ihn umgebracht hast."

„Antonio?" wiederholte der Mönch. „Bist Du auch seines Todes angeklagt, mein Sohn?"

„Um dieser That willen bin ich zum Tode verurteilt."

Der Karmeliter sank auf den Schemel des Gefangenen, und sprachlos und starr vor Entsetzen sah er bald Jacopo, bald das Mädchen an. Er begann die Wahrheit zu ahnen; aber er durchschaute doch noch nicht das ganze Getriebe der venezianischen Hinterlist.

„Hier liegt ein entsetzlicher Irrtum vor," flüsterte er, „ich werde sofort zu den Richtern eilen, um sie darüber aufzuklären."

Der Gefangene lächelte und streckte die gefesselte Hand aus, um den Eifer des wohlmeinenden Karmeliters zu zügeln.

„Es ist nutzlos! Die Drei haben befohlen, daß ich für Antonios Tod büßen soll."

„Dann stirbst Du unschuldig! Ich kann bezeugen, daß Antonio durch eine andere Hand gemordet ist."

„Vater!" rief Gelsomina, „o, sage es noch einmal, sage, daß Carlo diese schnöde That nicht begangen hat!"

„An diesem Morde ist er unschuldig!"

„Gelsomina!" rief Carlo innig und suchte die Arme nach ihr auszubreiten, „auch an jedem anderen, den man mir zuschreibt."

Ein Freudenschrei entrang sich den Lippen des Mädchens, die im nächsten Augenblick ohnmächtig an seiner Brust ruhte.

Allmählich kam sie wieder zu sich und nach einer Stunde sehen wir von der Lampe matt beleuchtet den Karmeliter auf dem Schemel des Gefangenen sitzen und Jacopo und Gelsomina vor ihm knieen. Jacopo sprach, seine beiden Zuhörer lauschten ihm gespannt, und die Entdeckung seiner Unschuld beschäftigte sie weit lebhafter, als die seltsamen Enthüllungen, die er machte.

„Ich erzählte Euch, mein Vater," fuhr er fort, „daß man

meinen Vater fälschlich wegen Zollunterschleif angeklagt hatte, und daß der Zorn des Senats ihn jahrelang in jenen fürchterlichen Zellen gefangen hielt, während man vorgab, er sei nach einer der fernen Inseln verbannt worden. Endlich gelang es uns, solche Beweise für seine Unschuld beizubringen, daß die Patrizier von der Ungerechtigkeit jenes Urteils überzeugt sein mußten. Ich fürchte, wenn Menschen behaupten, daß ihnen die Gewalt vom Höchsten übergeben ist, sie nicht eingestehen mögen, daß sie irren können, da das ein Beweis gegen ihr Herrscherrecht wäre. Der Rat zögerte noch immer uns unser Recht zu gewähren, so lange bis meine arme Mutter ihren Leiden erlag. Meine Schwester, ein Mädchen in Gelsominas Alter, folgte ihr bald. Der einzige Grund, den der Rat anführen konnte, als wir nach der Ursache der Verurteilung meines Vaters forschten, war der Verdacht gewesen, den man gegen den Verlobten meiner Schwester hegte. Er hatte das Verbrechen begangen, für das mein seliger Vater unschuldig büßen mußte.

„Und sie weigerten sich, ihre Ungerechtigkeit wieder gutzumachen?" rief der Mönch.

„Sie konnten es nicht thun, Vater, ohne zu bekennen, daß auch sie zu irren vermöchten. Das Ansehen vornehmer Patrizier stand auf dem Spiel, und in dem Rat fürchte ich gilt der Grundsatz, daß der Mensch nicht für das verantwortlich ist, was er als Senator thut, und daß die Staatsklugheit der Gerechtigkeit vorgeht."

„Vielleicht hast Du recht, mein Sohn; wenn ein Staatswesen nach falschen Grundsätzen eingerichtet ist, kann es nur durch Sophismen verteidigt werden. Aber Gott wird diese Handlung anders beurteilen!"

„Sonst gäbe es keine Hoffnung auf der Welt, mein Vater! Nachdem ich jahrelang vergeblich gebeten, wurde mir, nachdem man mich durch einen feierlichen Eid zur Wahrung des Geheimnisses verpflichtet hatte, der Zutritt in meines Vaters Zelle gestattet. Ich pries es als ein Glück, für ihn for-



gen zu können, seine Stimme zu hören, seinen Segenswunsch zu empfangen. Gelsomina war damals noch ein Kind, aber beinah zur Jungfrau erwachsen. Ich durchschaute nicht gleich die Absicht der Machthaber, — wenn sie mir auch später klar geworden ist, warum ich meinen Vater immer nur durch ihre Vermittelung sehen durfte. Als sie mich genügend vorbereitet hielten, verlockten sie mich zu dem verhängnisvollen Schritt, der meine ganze Zukunft vernichtet und mich in diese Lage gebracht hat."

„Dennoch hast Du Deine Unschuld beteuert, mein Sohn?"

„Ich habe nicht unschuldiges Blut vergossen, mein Vater, aber mich trifft die Schuld, mich zum willigen Werkzeug ihrer List hergegeben zu haben. Ich will Euch nicht mit einer genauen Schilderung der Mittel aufhalten, durch die sie Eindruck auf mich machten. Kurz, ich verpflichtete mich durch einen heiligen Schwur dem Staat, für eine gewisse Zeit im geheimen zu dienen, und als Lohn dafür sollte ich die Freiheit meines Vaters erhalten. Wäre ich frei und bei ruhiger Ueberlegung gewesen, hätten ihre Künste keine Macht über mich gewonnen. Aber da ich täglich sah, was mein Vater litt, und ich nichts als ihn auf der Welt hatte, so war ich schwach genug, nachzugeben. Man ließ mich die Schrecken des Räderns und der Folter ahnen, man erhitzte meine Phantasie durch Bilder der Gemarterten, damit ich mir vorstellen sollte, welche Leiden sie über ihn zu verhängen vermöchten. Es kamen häufig Mordthaten vor, die die Nachforschungen der Polizei nach sich zogen kurz, ehrwürdiger Vater," — er verbarg dabei voller Scham sein Antlitz — „ich willigte ein, daß sie Gerüchte in Umlauf brachten, welche die Augen der Menge auf mich lenkten. Ich brauche nicht zu sagen, daß derjenige, der seinen eigenen Ruf schädigt, schnell der Schande anheimfällt."

„Und zu welchem Zweck ersannen sie jene elenden Lügen?"

„Vater, die Leute wendeten sich nun an mich als an einen anerkannten Bravo, und ich konnte dem Staat so auf mehr als eine Weise nützen. Daß ich einige Unschuldige vor ge-

waltsamen Tode rettete, ist wenigstens ein geringer Trost bei der Sünde, zu der man mich verleitete."

„Ich verstehe Dich, Jacopo. Auch schon früher habe ich gehört, daß Venedig kühne und tapfere Männer auf diese Weise mißbraucht hat. Heiliger Markus, daß man Deinen Namen zu so schmählichem Betrug herabwürdigt."

„Ja, Vater, mit seinem Namen beschönigt man die Verräterei. Ich hatte auch geheime Aufträge anderer Art für die Republik zu erfüllen und bekam bald Uebung in diesen Dingen. Die Bevölkerung wunderte sich, daß man mich straflos einhergehen ließ, während jähzornige und rachsüchtige Menschen diesen Umstand meiner Geschicklichkeit zuschrieben. Wurde das Gerücht meiner angeblichen Thaten gar zu laut, so sorgte der Rat dafür, daß die Aufmerksamkeit auf andere Menschen gelenkt wurde, und verstummte es ihrer Ansicht nach zu sehr, so wußten sie es wieder anzufachen. So habe ich drei lange qualvolle Jahre das Leben eines Geächteten geführt, nur von der Hoffnung auf die Befreiung meines Vaters aufrecht erhalten und von der Liebe dieses unschuldigen Mädchens getröstet."

„Armer Jacopo, Dein Schicksal ist allerdings bemitleidenswert und ich will Deiner immer im Gebet denken."

„Und Du, Gelsomina?"

Sie antwortete nicht. Begierig hatte sie jedem seiner Worte gelauscht, und nun sich die volle Wahrheit ihrem Blick enthüllte, strahlten ihre Augen von fast übernatürlichem Glanze.

„Wenn ich Dich nicht überzeugt habe, Gelsomina, daß ich nicht so verworfen bin, wie es den Anschein hat, dann wollte ich, ich hätte kein Wort gesagt."

Sie reichte ihm die Hand und sank weinend an seine Brust.

„Jetzt begreife ich, wie stark die Versuchung für Dich war, Carlo. Ich weiß, wie sehr Du Deinen Vater geliebt hast."

„Kannst Du mir verzeihen, Dich getäuscht zu haben?"

„Du hast mich nicht getäuscht; ich hielt Dich für einen

Sohn, der bereit war, für seinen Vater zu sterben, und ich sehe, daß ich mich darin nicht geirrt habe."

Der gute Karmeliter sah die beiden teilnehmend an und seine Augen wurden feucht von Thränen.

„Eure Liebe, meine Kinder, ist so rein, wie die der Engel im Himmel. Wie lange kennt Ihr einander?"

„Seit zwei Jahren, Vater."

„Und Du, meine Tochter, hast Jacopo in die Zelle seines Vaters begleitet?"

„Ich war jedesmal mit ihm."

Der Mönch versank in Nachdenken. Nach längerem Schweigen erfüllte er die Pflichten seines heiligen Amts. Er empfing das Sündenbekenntnis des Gefangenen und erteilte ihm die Absolution mit einer Inbrunst, welche bewies, wie tief ihn das Schicksal dieser beiden Menschen rührte. Dann gab er Gelsomina die Hand und seine Züge sahen hoffnungsvoll aus, als er sich von Jacopo verabschiedete.

„Wir verlassen Dich jetzt, aber fasse Mut, mein Sohn. Ich kann nicht glauben, daß selbst Venedig eine Geschichte, wie die Deine, hören kann, ohne Mitleid zu fühlen. Vor allem vertraue auf Gott, und glaube, daß dies treue Mädchen und ich nichts unversucht lassen werden."

Jacopo hörte diese Worte an, als sei er auf das Aeußerste gefaßt. Das Lächeln, mit dem er Abschied nahm, verriet, wie wenig Hoffnung er hatte, aber auch wie sehr er sein Herz erleichtert fühlte.

Dreißigstes Kapitel.

> Unschuldig ist er, blinder Eifer nur
> Kann ihn verdammen.
>
> Werner.

Der Karmeliter und Gelsomina fanden die Wächter vor der Thür, die nun für die Nacht von außen verriegelt und verschlossen wurde. Da sie mit den Kerkermeistern nichts mehr

zu thun hatten, ließ man sie ungehindert gehen. Aber als sie an das Ende des Flurs kamen, der nach der Wohnung des Oberschließers führte, blieb der Mönch stehen.

„Bist Du fähig einen großen Entschluß zu fassen, um den Unschuldigen zu retten?“ fragte er so feierlich, daß sie sah, es handle sich um große Dinge.

„Vater!“

„Ist Deine Liebe für den Jüngling stark genug, um Schweres für ihn zu erdulden? Denn wenn wir nichts für ihn wagen, muß er sicherlich sterben.“

„Ich möchte mein Leben lassen, um Jacopo einen Schmerz zu ersparen!“

„Täusche Dich nicht, meine Tochter! Kannst Du die Scheu ablegen, die Deine Jugend und Dein Stand mit sich bringt und furchtlos vor die Hohen und Mächtigen treten?“

„Ehrwürdiger Karmeliter, ich spreche täglich ohne Furcht, wenn auch nicht ohne Zagen, mit einem Herrn, der höher als alle in Venedig ist.“

Der Mönch sah mit Wohlgefallen auf das zarte Geschöpf, dessen Antlitz von edler Begeisterung erglühte und winkte ihr, ihm zu folgen.

„So wollen wir vor die stolzesten Herren der Erde treten, wenn es sein muß, und unsere Schuldigkeit thun, sowohl gegen die Obrigkeit, wie gegen den Unterdrückten, damit wir keine Unterlassungssünde auf uns laden.“

Vater Anselmo führte das Mädchen in den Teil des Palastes, der zur Wohnung des Scheinfürsten bestimmt war.

Die Eifersucht, mit der die venezianischen Patrizier über ihren Dogen wachten, ist eine geschichtliche Thatsache. Er war nur eine Puppe in den Händen der Senatoren, die jene Würde nur darum duldeten, weil ihr Verwaltungssystem einen Repräsentanten brauchte und weil ihnen ein solcher Scheinfürst für den Verkehr mit anderen Staaten nützlich schien. Er lebte in seinem Palast von äußeren Ehren und von Prunk umgeben, wie die Bienenkönigin im Stock, aber in der That

unter der Herrschaft derer, die auch ihm schaden konnten, und wie das vorhin genannte Insekt genoß er auch einen unverhältnismäßig großen Teil von dem, was der Fleiß aller ansammelte.

Vater Anselmo dankte es nur seiner ruhigen Gelassenheit und seinem sicheren Auftreten, daß er bis zu dem sorgsam bewachten Fürsten vordrang. Die Wachen ließen ihn ungehindert passieren; denn sie meinten, der sicher einherschreitende Mönch habe hier etwas in seinem heiligen Beruf zu thun. So gelangte er mit seiner Begleiterin in das Vorzimmer des Fürsten, eine Stelle, welche Unzählige sich vergebens bemüht hatten je zu erreichen.

Hier warteten nur ein paar schlaftrunkene, untergeordnete Beamte vom Hofstaat des Fürsten. Der eine derselben stand schnell auf, als er die unerwarteten Ankömmlinge sah, und sein verwunderter Blick verriet, wie sehr ihn ihre Erscheinung überrasche.

„Wartet Seine Hoheit schon auf uns?“ fragte Vater Anselmo gelassen, nachdem er den Mann durch einen freundlichen Blick beruhigt hatte.

„Bei allen Heiligen! Das müßt Ihr besser als ich wissen, frommer Vater, aber —“

„So wollen wir nicht noch länger säumen, mein Sohn. Führe uns vor Seine Hoheit!“

„Es ist verboten, jemand ungemeldet vorzulassen.“

„Du siehst, es handelt sich hier nicht um kleine Dinge. Geh, melde dem Dogen, der Karmeliter, den er erwarte, sei da, mit der Jungfrau, für die der Fürst väterlich sorge.“

„Hat denn Seine Hoheit befohlen — —?“

„Sage ihm, es sei keine Zeit zu verlieren, sonst müsse ein Unschuldiger leiden.“

Der Diener wurde durch den Ernst des Mönchs irre geführt; er zögerte erst, geleitete dann aber die beiden in ein nach innen gelegenes Gemach, in welchem er sie bis zu seiner Rückkehr zu warten ersuchte, und begab sich in das Arbeitszimmer seines Gebieters.

Der regierende Doge, wenn man diesen Ausdruck von einem solchen Scheinherrscher brauchen darf, war, wie wir gesehen haben, ein hochbejahrter Greis. Er hatte für heute die Pflichten seiner Würde beiseite gelegt und durfte sich in seinen stillen Gemächern den menschlichen Regungen hingeben, denen er in seinem Amt sonst so wenig folgen durfte. Er las einen der Klassiker seines Landes und hatte das Prachtgewand mit einem bequemeren Hauskleide vertauscht. Der Mönch hätte für seinen Zweck keinen günstigeren Augenblick wählen können, denn der Doge war jetzt nicht unter dem Druck des äußeren Zwanges und sein Gemüt fühlte sich durch einen Schriftsteller erheitert, der die Gedanken seiner Leser unwiderstehlich mit sich fortzureißen wußte. So vertieft war der Doge in das Buch, daß eine Minute verging, ehe er den an der Thür ehrfurchtsvoll stehenbleibenden Diener gewahrte.

„Was giebt es, Marco?" sagte er aufblickend.

„Signore," sagte der Günstling, der seinen Herrn so vertraulich anreden durfte, „der Karmeliter und das junge Mädchen sind da."

„Wie? Ein Karmeliter und ein Mädchen?"

„Ja, Signore. Sie sagen, daß sie erwartet werden."

„Was für eine kecke Lüge!"

„Signore, der Mönch sagte: Der Karmeliter sei da mit der Jungfrau, für die der Fürst väterlich sorge."

Der Doge wurde rot vor Zorn und Empörung.

„Das wagt man mir in meinem Palast zu bieten?"

„Verzeihung, Signore. Es ist keiner von den zuchtlosen Mönchen, wie ihrer manche die Tonsur entehren. Der Mönch wie das Mädchen sehen würdig und ehrbar aus und Eure Hoheit haben vielleicht vergessen —"

Die Zornröte war aus dem Gesicht gewichen und das Auge hatte seinen milden Ausdruck wiedergewonnen. Aber der Doge hatte in seinem langen Leben und in seinem Amt Vorsicht gelernt. Er wußte, daß sein Gedächtnis ihn nicht betrog, und er vermutete mit Recht, daß unter dieser unge=

wöhnlichen Anforderung ein geheimer Sinn verborgen liege. „Sagte der Karmeliter sonst noch etwas, Marco?"

„Signore, er sagte, es sei keine Zeit zu verlieren, sonst müsse ein Unschuldiger leiden. Ich zweifle nicht, daß er im Auftrage eines jungen Edelmannes kommt, denn es sollen mehrere junge Patrizier beim Karneval verhaftet worden sein, und das Mädchen ist vielleicht ein verkleidetes Edelfräulein, die Schwester des Eingesperrten."

„Lasse einen der andern Diener zu mir kommen und führe mir den Karmeliter und das Mädchen her, sobald ich klingele."

Der Diener entfernte sich durch eine andere Thüre, um sich nicht zu schnell den Wartenden zu zeigen; der zweite Kämmerling erschien sofort und wurde an einen der Drei abgesendet, der in einem naheliegenden Zimmer mit der Durchsicht wichtiger Aktenstücke beschäftigt war. Der Senator kam bereitwillig, denn er galt nur für einen Freund des Fürsten und wurde mit den ihm zukommenden Ehrenbezeugungen empfangen.

„Es haben sich Leute unter einem sonderbaren Vorwand bei mir melden lassen, Signore," sagte der Doge, als er dem Patrizier entgegenging, den er zu seiner Sicherheit herbeschieden hatte, „ich wünsche, daß Ihr ihr Anliegen mitanhört."

„Euer Hoheit thut wohl daran, den Senat an der Würde Eures Amts teilnehmen zu lassen; obgleich es vielleicht nicht nötig ist, jedesmal einen Ratsherrn herbeizurufen, wenn ein ungewöhnlicher Bittsteller kommt —"

„Gut, Signore," unterbrach ihn der Fürst milde, „ich hoffe, Euch nicht unnütz bemüht zu haben. Doch da kommen sie."

Vater Anselmo und Gelsomina traten zusammen ein und der Doge sah auf den ersten Blick, daß er die beiden nie gesehen. Er tauschte einen Blick mit dem Ratsherrn und ein jeder sah den andern erstaunt an.

Als der Karmeliter vor dem Fürsten stand, schob er die

Kapuze zurück und die asiatischen Züge wurden jetzt erst völlig sichtbar, während Gelsomina sich scheu hinter dem Mönch zu verbergen strebte.

„Was soll dieser Besuch?“ fragte der Fürst, auf das zitternde Mädchen deutend, indem er dabei den Mönch scharf ansah. „Was willst Du in dieser sonderbaren Begleitung? Weder die Zeit, noch die Art Deines Eindringens ist die übliche.“

Vater Anselmo stand dem Fürsten von Venedig zum erstenmale gegenüber und er war wie alle seine Zeitgenossen bemüht, erst vorsichtig seine Aussicht auf Erfolg zu prüfen, ehe er frei heraus redete. Er sah daher auch seinerseits den Dogen forschend an.

„Erhabener Fürst, wir rufen Deine Gerechtigkeit an. Wir mußten kühn sein, sonst wären wir des Zweckes, den wir verfolgen, nicht wert gewesen.“

„Die Pflege der Gerechtigkeit ist der Ruhm von Venedig und das Glück seiner Einwohner. Aber, Vater, Dein Verhalten ist nicht, wie es die Bestimmungen vorschreiben, doch es kann dafür Entschuldigungsgründe geben. Sprich, was begehrst Du?“

„Es schmachtet einer im Gefängnis, den die öffentlichen Gerichte verurteilt haben, und er muß bei Tagesanbruch sterben, wenn Deine fürstliche Macht ihn nicht rettet.“

„Wen das Gericht verurteilt, der verdient sein Schicksal.“

„Ich bin der geistliche Berather des unseligen Jünglings und in meinem heiligen Amt habe ich erfahren, daß er unschuldig ist.“

„Sagtest Du nicht, er sei von dem Gerichtshof verurteilt, Vater?“

„Hoheit, von dem Kriminalgerichtshof.“

Der Doge schien beruhigt. So lange es sich um das gewöhnliche Gerichtsverfahren handelte, konnte er seiner menschenfreundlichen Gesinnung folgen und den Mönch weiter anhören, ohne zu fürchten bei den eigentlichen Machthabern An-

stoß zu erregen. Er sah den regungslosen Inquisitor an, als wolle er seine Meinung erforschen, und trat dem Karmeliter einen Schritt näher; denn die Angelegenheit erregte seine Teilnahme.

„Wie kommst Du dazu, ehrwürdiger Vater, an der Gerechtigkeit der Richter zu zweifeln?“

„Signore, wie ich schon vorhin sagte, durch Aufschlüsse, die ich in meinem heiligen Amt empfing. Der Verurteilte hat mir sein Inneres bloßgelegt, wie ein Mensch, der schon mit einem Fuß im Grabe steht und, wenn er auch vor Gott ein Sünder, so ist er doch gegen den Staat nicht schuldig.“

„Meinst Du, Vater, daß dem Gesetz je Genüge geschehen könnte, wollten wir auf Selbstanklagen warten? Ich bin alt, Mönch, und trage schon lange die schwere Mütze,“ damit deutete er auf das Symbol seiner Würde, das in seiner Nähe lag, „und doch habe ich noch nie einen Angeklagten gesehen, der nicht behauptet hätte, das Opfer unglücklicher Umstände zu sein.“

„Daß die Menschen ihr Gewissen mit diesem trügerischen Trost beschwichtigen weiß ein Geistlicher, wie ich, nur zu gut. Es ist unsere Pflicht den Beichtenden zu zeigen, wie sehr sie irren, wenn sie, indem sie sich ihrer Sünden anklagen, sich ihre Demut als Tugend anrechnen. Aber, mein Fürst, in dem heiligen Amt, dessen ich walte, wohnt noch eine Kraft, gegen die sich der Geist der Lüge vergebens auflehnt. Viele versuchen es, sich im Beichtstuhl zu belügen, aber gottlob, nur wenigen gelingt es.“

„Gelobt sei die heilige Mutter und ihr eingeborener Sohn, daß dem so ist,“ antwortete der Doge, von der innigen Ueberzeugung des Mönchs ergriffen, und er bekreuzte sich andächtig. „Vater, Du hast mir noch nicht den Namen des Verurteilten gesagt.“

„Es ist Jacopo Frontoni, der für einen Bravo gilt.“

„So milde beurteilst Du den blutdürstigen Meuchelmörder,

der so lange ein Schandfleck für die Stadt gewesen ist," sagte der Doge die Farbe wechselnd und mit ungeheucheltem Erstaunen. „Die List dieses Unmenschen hat Dich getäuscht, Mönch; die Beichte eines solchen Menschen müßte, wenn sie wahrhaft ist, eine Reihe von Bluttthaten Verbrechen und enthalten."

„Mit dieser Voraussetzung betrat auch ich die Zelle, aber ich verließ sie mit der Ueberzeugung, daß ihm von der öffentlichen Meinung Unrecht geschehen ist. Wenn Eure Hoheit seine Geschichte anhören will, werdet Ihr erkennen, daß er mehr des Mitleids als der Strafe wert ist."

„Nie hätte ich geglaubt, daß man zu Gunsten dieses Verbrechers auch nur ein Wort sagen könnte. Doch sprich frei heraus, Karmeliter, denn ich bin ebenso erstaunt als begierig zu hören."

Der Doge folgte dabei seiner natürlichen Regung und vergaß den Inquisitor, an dessen Zügen er hätte lesen können, daß dies eine verfängliche Angelegenheit sei.

Ueber des Mönchs Lippen kam ein Ausruf des Dankes, denn es war nicht leicht in dieser Stadt der Geheimnisse die Wahrheit zu den Ohren der Großen gelangen zu lassen. Wenn man unter einem System der Doppelgängigkeit lebt, werden auch die Edelsten mehr oder weniger davon angesteckt, obgleich sie es selbst nicht bemerken. Als Vater Anselmo den Inhalt der Beichte des Bravo mitteilte, berührte er die Mißstände in der Verwaltung mit nur leiser Hand und schonte die einmal herkömmlichen Sitten und Gebräuche, die sonst ein Mann von seinem Beruf und seiner strengen Rechtlichkeit furchtlos verdammt haben würde.

„Es wird schwerlich zur Kenntnis von Eurer Hoheit gekommen sein, daß ein schlichter, aber arbeitsamer Handwerker dieser Stadt, namens Francesco Frontoni, vor langer Zeit wegen Zollunterschlagung verurteilt worden ist. Dieses Verbrechen wird stets von der Republik streng geahndet."

„Das war Francesco Frontoni?"

„Ja, Hoheit, so hieß er. Der unglückliche Mensch hatte sein Vertrauen einem Manne geschenkt, der sich um die Hand seiner einzigen Tochter bewarb und dadurch alle seine Verhältnisse ganz genau kannte. Als dieser unredliche Bewerber, der sich auf Schmuggelgeschäfte eingelassen hatte, entdeckt zu werden fürchtete, wußte er es mit abscheulicher List einzurichten, daß der Verdacht des Verbrechens und damit der Zorn des Staats auf seinen älteren Freund fiel. Francesco wurde zur Kerkerhaft verurteilt, bis er ein Geständnis ablegen würde, was er nicht konnte, da er niemals ein solches Unrecht begangen hatte."

„Das wäre ein hartes Los, würdiger Mönch, könntest Du seine Unschuld beweisen?"

„Erhabener Doge, es ist der Fluch des geheimen Verfahrens, daß —"

„Weißt Du noch mehr von jenem Francesco, Mönch?"

„Seine Geschichte ist kurz, denn seit dem rüstigen Mannesalter schmachtet er im Gefängnis."

„Ich erinnere mich von dieser Verurteilung gehört zu haben — sie erfolgte, so viel ich weiß, unter dem vorigen Dogen."

„Und er hat bis jetzt im Kerker gesessen."

„Wie? hat der Senat, als sich seine Unschuld herausstellte, ihn nicht freigelassen?"

Der Mönch sah den Dogen so erstaunt an, als wolle er sich versichern, ob diese Verwunderung nicht eine künstlich erheuchelte sei. Aber er gewann die Ueberzeugung, daß dies eine derjenigen Handlungen war, die, wie ungerecht, drückend und vernichtend sie auch auf die Beteiligten wirken mögen, doch nicht wichtig genug befunden worden waren, um zur Kenntnis des Fürsten zu gelangen. „Hoheit," fuhr der Mönch fort, „der Staat ist eifersüchtig auf seinen Ruf. Ich vermag die Gründe nicht zu erforschen, aus denen man den armen Francesco eingekerkert hielt, lange nachdem der Tod und das Geständnis seines ehemaligen Anklägers seine Unschuld unantastbar herausgestellt hatte."

Der Doge sann nach und sah den Inquisitor an, der ebenso unbeweglich schien, wie die Marmorsäule, gegen die er lehnte. Er hatte gelernt, jede Regung des Gefühls zu unterdrücken, wo es galt, die Vorrechte seines Standes zu wahren.

„Und was hat die Angelegenheit jenes Francesco mit der Hinrichtung des Bravo zu thun?“ fragte der Doge, der sich vergeblich bemühte, die Gleichgültigkeit seines Ratgebers nachzuahmen.

„Das kann Euch des Kerkermeisters Tochter besser erklären — tritt vor, Kind, und berichte, was Du weißt, und bedenke, daß Dich nicht nur der Fürst von Venedig, sondern auch der Herr im Himmel hört.“

Gelsomina zitterte, denn wie sehr sie sich auch durch ihren Zweck gestärkt fühlte, konnte sie doch ihre angeborene Schüchternheit nicht ohne Kampf überwinden. Aber ihrem Worte treu und von der reinen Liebe zu dem Verurteilten getragen, trat sie einen Schritt vor und verbarg sich nicht mehr hinter dem Karmeliter.

„Du bist des Kerkermeisters Tochter?“ fragte der Doge gnädig.

„Ja, Hoheit, wir sind arm und elend und dienen dem Staat für unser täglich Brot.“

„Ihr dient einem edlen Herrn. — Du kennst den Bravo?“

„Hoher Herr, wer ihn so nennt, weiß nicht, was er für ein gutes Herz hat. Es lebt niemand in Venedig, der ein besserer Sohn, ein treuerer Freund ist, der gewissenhafter sein Wort hält und der frommer wäre, als Jacopo Frontoni.“

„Das ist ein hohes Lob; aber wir verlieren damit nur unsere Zeit. Was haben die beiden Frontoni mit einander zu schaffen?“

„Hoheit, sie sind Vater und Sohn. Als Jacopo heranwuchs und das Unglück seiner Familie begreifen lernte, bestürmte er die Senatoren mit Gesuchen zu Gunsten seines Vaters, bis sie dem liebevollen Sohn den heimlichen Zutritt in die Zelle des Vaters gestatteten. Ich weiß, großer Fürst,

daß die Obrigkeit nicht allwissend ist, sonst könnte ja niemals Unrecht geschehen. Aber Francesco schmachtete jahrelang im Kerker, der im Winter feucht, im Sommer glühend heiß war, ehe die Falschheit der Anklage an das Tageslicht kam. Als Ersatz für diese unverdienten Leiden wurde Jacopo der Zutritt gestattet."

„Zu welchem Zweck?"

„Doch wohl um der Barmherzigkeit willen. Sie versprachen ihm, wenn er ihnen eine Zeit lang treu diene, seinen Vater in Freiheit zu setzen. Die Patrizier ließen sich nicht leicht überzeugen, und sie legten ihm harte Bedingungen auf. Doch Jacopo übernahm auch das Schwerste, damit sein Vater vor seinem Ende frei atmen dürfe."

„Du sprichst in Rätseln."

„Großer Doge! Ich bin nicht gewohnt, vor hohen Herren und über solche Dinge zu reden. Aber ich weiß, daß Jacopo drei Jahre lang seinen Vater besuchen durfte, und daß die dort oben es bewilligten, sonst hätte es ja mein Vater nicht zulassen dürfen. Ich habe ihn auf diesen Wegen begleitet und ich rufe die Heiligen zu Zeugen an —"

„Mädchen, wußtest Du, daß er ein Bravo war?"

„Nein, Euer Hoheit. Ich kannte ihn nur als einen gehorsamen Sohn, der Gott fürchtete und seinen Vater ehrte. Ich hoffe, ich werde nie wieder einen solchen Schmerz empfinden, wie in dem Augenblick, als ich erfuhr, daß der gute Carlo der in ganz Venedig verabscheute Jacopo sei. Aber der Mutter Gottes sei Dank, sie hat dies Leid von mir genommen."

„Du bist die verlobte Braut des Verurteilten?"

Gelsomina errötete nicht über diese plötzliche Frage, denn das Band, das sie mit Jacopo verband, war zu heilig, um irgend eine weibliche Schwäche aufkommen zu lassen.

„Ja, Hoheit, wir wollten uns heiraten, wenn es Gottes Wille gewesen, und wenn es die hohen Senatoren erlaubt hätten, die so viel Macht über uns arme Leute haben."

„Und nun Du seinen Charakter kennst, wärest Du noch bereit, einen Menschen wie Jacopo zu nehmen?“

„Gerade weil ich ihn jetzt so genau kenne, schätze ich ihn so hoch, großer Doge. Er hat seine Zeit und seinen guten Namen dem Staat verkauft, um seinen gefangenen Vater zu retten; wie sollte das meine Liebe erschüttern?“

„Du mußt mir diese Sache näher erklären, Karmeliter. Die Phantasie des Mädchens ist erregt; und sie macht mir unverständlich, was sie erklären will.“

„Erhabener Fürst, sie meint, daß die Republik dem Sohn gestattete seinen Vater zu besuchen, und daß sie ihm Hoffnung machte, ihn in einiger Zeit in Freiheit zu setzen, unter der Bedingung, daß der Jüngling der Polizei diene und sich gefallen lasse, für einen Bravo zu gelten.“

„Und für dieses unglaublich klingende Märchen hast Du keinen anderen Beweis, als das Wort eines verurteilten Verbrechers?“

„Der den nahen Tod vor Augen hat. Es giebt Anzeichen, an denen man die Wahrheit erkennt für diejenigen, die oft mit armen Sündern zu thun haben, Merkmale, die den Weltmenschen unbekannt sind. Jedenfalls, Hoheit, verdient der Fall weiterer Erwägung.“

„Darin hast Du recht. Ist die Zeit für die Hinrichtung schon festgestellt?“

„Mit Morgengrauen, mein Fürst.“

„Und der Vater?“

„Ist tot.“

„Ist er im Gefängnis gestorben, Karmeliter?“

„Ja, im Gefängnis, mein Fürst.“

Es entstand eine Pause.

„Du hast von dem Tode eines gewissen Antonio gehört?“ begann der Doge nach längerem Besinnen.

„Ja, Signore, und ich beteure bei meinem heiligen Amt, daß Jacopo an diesem Verbrechen unschuldig ist. Ich habe die letzte Beichte des Fischers empfangen.“

Der Doge wendete sich ab, denn nun erriet er die Wahrheit, und die Schamröte auf seiner greisen Wange enthielt ein Bekenntnis, das er den Augen des Mönchs verbergen wollte. Er suchte den Blick seines Ratgebers, aber seine Regung menschlichen Mitgefühls glitt an diesem ab, wie ein Lichtstrahl an einem Stein.

„Hoheit!“ bat eine zitternde Stimme. „Gott sieht auf die Republik wie auf den Gondelier. Euer Hoheit wird verhüten, daß Venedig ein so schweres Unrecht thut.“

„Das ist eine dreiste Rede, Mädchen.“

„Die große Gefahr, in der er schwebt, macht mich kühn. Ihr seid so beliebt beim Volk. Niemand spricht von Euch ohne Eure Güte zu rühmen und Euer Bemühen, den Armen zu helfen. Ihr seid der Vater einer großen und glücklichen Familie, und Ihr werdet es nicht für ein Unrecht halten, nein, Ihr könnt es nicht, daß ein Sohn alles seinem Vater opfert. Ihr seid unser Vater, und wir haben ein Recht zu Euch zu kommen, wir dürfen sogar um Gnade zu Euch flehen, und hier bitte ich doch nur um Gerechtigkeit!“

„Gerechtigkeit ist der Wahlspruch von Venedig.“

„Die vom Schicksal Begünstigten wissen oft nicht, was wir Armen leiden. Gott hat meine liebe Mutter mit so schweren Leiden heimgesucht, die sie ohne die größte Geduld oder christliche Ergebung nicht ertragen könnte. Die geringen Dienste, die ich dem armen Gefangenen zu leisten vermochte, zogen Jacopos Aufmerksamkeit zuerst auf mich, denn nur Sohnesliebe erfüllte damals sein Herz. Wenn Euer Hoheit den Unseligen vor sich kommen ließe, so würden seine schlichten Worte jede der gegen ihn ausgestreuten Verleumdungen Lügen strafen.“

„Das ist nicht nötig, Kind. Dein Glaube an ihn und Deine Unschuld sind beredter als jedes andere Wort.“

Ein Freudenstrahl glitt über Gelsominas Antlitz, die sich nun eifrig an den Mönch wendete:

„Seine Hoheit hat uns angehört und es wird uns ge-

lingen. Vater! die Republik droht und schüchtert ein, aber das Schreckliche wird nicht geschehen. Ist nicht der Gott, auf den Jacopo hoffte, mein Gott, Dein Gott und auch der Gott, der über dem Senat und dem Rat und dem Dogen waltet? Ich wollte, die unbekannten Mitglieder des Rats der Drei hätten Jacopo sehen können, wenn er müde von der Arbeit, niedergeschlagen von der immer wieder getäuschten Hoffnung auf Befreiung in die Zelle trat, die im Winter so kalt, im Sommer so heiß war, und sich Mühe gab, heiter zu sein, damit der unschuldig Gefangene nicht auch noch durch seine Schwermut leide. O Du ehrwürdiger, gütiger Fürst, Du kennst nicht die Bürde, die wir Schwachen zu tragen haben, denn Dir ist das Leben leicht gewesen. Aber Tausende von uns müssen thun, was sie hassen, damit sie nicht in noch schwereres Elend kommen."

„Kind, Du sagst mir nichts Neues."

„Nur das ist Euch neu, daß Jacopo nicht so schändlich ist, wie man behauptet. Ich kenne nicht die Gründe, die den Rat bewogen haben, den Jüngling zu dieser Täuschung zu verleiten, die ihm beinah verhängnisvoll geworden ist. Nun Euch alles erklärt ist, haben wir nichts mehr zu fürchten. Komm, Vater, wir wollen dem gütigen und gerechten Dogen nicht länger die Nachtruhe rauben, denn er bedarf ihrer in seinem Alter, und wir wollen Jacopos Herz erfreuen durch die Nachricht unseres Erfolges. Auch wollten wir der heiligen Jungfrau für ihre Gnade danken!"

„Bleib," rief der Greis mit halb erstickter Stimme. „Sprichst Du die Wahrheit? Vater, verhält es sich wirklich so?"

„Signore, ich kann nur bestätigen, was die Wahrheit und mein Gewissen mich zu sagen trieb."

Der Doge schien verwirrt und blickte bald auf das schweigende Mädchen, bald auf seinen regungslosen Ratgeber.

„Komm her, Kind," sprach er zitternd. „Tritt näher und empfange meinen Segen." Gelsomina trat vor und kniete sich

zu Füßen des Fürsten, der einen aufrichtigen heißen Segensspruch über sie sprach. Dann hob er sie auf und gab ihr und dem Mönch ein Zeichen sich zurückzuziehen. Gelsomina gehorchte schnell, denn ihr Herz war schon in der Zelle bei dem Gefangenen, und sie konnte es kaum erwarten, ihm diesen Erfolg mitzuteilen. Der Karmeliter sah sich noch einmal um, denn er kannte die Welt besser und wußte, wie schwer die Machthaber nachgeben. Aber als er aus der Thür ging, war auch seine Hoffnung neu belebt, denn er sah den Fürsten, unfähig sich länger zu beherrschen, auf seinen schweigsamen Begleiter zueilen, mit ausgebreiteten Armen, feuchten Augen und einem Blick, welcher bewies, wie sehr es ihn nach menschlichem Mitgefühl verlangte.

Einunddreißigstes Kapitel.

> Vorwärts, nur vorwärts! Diese Totenglocke.
> Sie gilt Venedig oder mir!
>
> *Marino Faliero.*

Ein neuer Morgen rief die Venezianer an ihre Geschäfte. Die Agenten der Polizei hatten schon tags zuvor die öffentliche Stimmung bearbeitet, und als die Sonne aufging, fing es an auf den Plätzen lebendig zu werden. Da kamen die ehrsamen Bürger in Mantel und Mütze neugierig herbei, der halbbekleidete Arbeiter trat scheu herzu, auch der furchtsame, langbärtige Jude im weiten Kaftan, maskierte Kavaliere und viele wißbegierige Fremde, die noch immer nach diesem Handelsplatz strömten, stellten sich ein. Man raunte sich zu, ein Strafgericht solle vollzogen werden, das dem Frieden der Stadt und dem Schutz der Bürger zugute komme. Kurz, Neugier, Müßiggang und Rachsucht, mit allen anderen Trieben, die sich in ihrem Gefolge einzufinden pflegen, hatten hier eine Volksmenge zusammengerufen, die begierig war den Todeskampf eines Mitmenschen anzusehen.

Die Dalmatier waren in der Nähe des Meeres aufge-

stellt und sperrten die Granitsäulen ab, die finsteren, unbeweglichen Gesichter jenen Wahrzeichen des Todes zugekehrt. Ein paar höher gestellte, ernste Kriegsmänner schritten auf dem Raum vor den Truppen auf und nieder, während eine dichtgedrängte Menge den äußeren Umkreis füllte. Zwischen den hohen Säulen des heiligen Theodor und des geflügelten Löwen sah man den Richtklotz mit dem Beil, den Korb und die Sägespäne. In einiger Entfernung davon stand der Scharfrichter.

Eine Bewegung, die in der lebenden Masse entstand, zog aller Augen nach dem Portal des Palastes. Es lief ein Murmeln durch die Leute, dann wichen sie zurück, und ein Häuflein von Sbirren wurde sichtbar, die unaufhaltsam schnell wie das Schicksal vorwärts schritten. Die Reihen der Dalmatier teilten sich, um diese Vollstrecker des Schicksalsspruchs unter sich aufzunehmen, dann schloß sich die lebendige Mauer wieder und schnitt damit für den Verurteilten jede Hoffnung auf Rückkehr in die Welt ab. Als sie den zwischen den Säulen aufgestellten Klotz erreicht hatten, traten die Sbirren in zwei Reihen beiseite und blieben in einiger Entfernung, während Jacopo mit seinem geistlichen Berater vor den Block traten, und nun den Blicken der Menge sichtbar wurden.

Vater Anselmo trug wie immer das Gewand seines Ordens, und die zurückgeschlagene Kapuze zeigte seine ascetischen Züge und das von strenger Selbstprüfung zeugende Auge. Sein Ausdruck verriet eine große Spannung und Unsicherheit, als rege sich noch immer, wenn auch unterbrochen, ein Hoffnungsstrahl in seinem Inneren. Obgleich sich seine Lippen ununterbrochen im Gebet bewegten, schweifte sein Blick unwillkürlich von einem Fenster des Dogenpalastes nach dem anderen. Dann stellte er sich nahe an den Verurteilten und bekreuzte sich dreimal mit Andacht.

Jacopo hatte sich gelassen vor den Block gestellt. Sein Kopf war unbedeckt, die Wangen farblos wie immer, das leinene Hemd ließ Hals und Schultern unbedeckt; sonst trug er die gewöhnliche Kleidung eines Gondeliers. Er kniete

nieder, den Kopf nach der Richtstätte geneigt, und sprach ein Gebet; dann erhob er sich wieder und sah mit würdigen, gefaßten Blicken nach der Menge. Als sein Auge langsam über die dichte Mauer von Menschengesichtern glitt, die ihn umgab, stieg ein flüchtiges Rot in seine Wangen, denn nirgend regte sich irgend welche Teilnahme mit seinem Geschick. Seine Brust hob sich und schon meinte der neben ihm stehende Mönch, daß der Unglückliche die Fassung verlieren würde; doch darin täuschte er sich. Nachdem ein Schauer durch seine Glieder gezuckt hatte, kam wieder völlige Ruhe über seine Glieder.

„Du hast umsonst in der Menge nach einem freundlichen Blick gesucht?“ sagte der Karmeliter, dem diese Bewegung nicht entgangen war.

„Niemand von ihnen hat Mitleid mit einem Mörder!“

„Gedenke an Deinen Erlöser, mein Sohn. Er litt Schmach und Tod für ein Geschlecht, das seine Gottheit leugnete und seiner Schmerzen spottete.“

Jacopo bekreuzte sich und neigte den Kopf.

„Bist Du mit den Gebeten fertig, ehrwürdiger Vater?“ fragte der Oberste von den Sbirren, der die Vollstreckung des Urteils zu überwachen hatte.

„Steht Dein Befehl unumstößlich fest?“ fragte der Mönch und blickte wieder nach den Fenstern des Palastes. „Muß der Gefangene sterben?“

Der Beamte lächelte unwillkürlich über diese Frage; denn er war gegen Schauspiele wie das gegenwärtige durch langjährige Gewohnheit abgestumpft.

„Wer könnte daran zweifeln?“ sagte er. „Sterben müssen wir alle und, wen die Republik verurteilt noch früher als andere Leute. Der arme Sünder dort sollte an sein Seelenheil denken.“

„Gewiß hast Du ganz genau und ausdrückliche Befehle; vermutlich ist die Zeit für die Vollstreckung ganz bestimmt festgesetzt.“

„Freilich, heiliger Karmeliter; auch ist dieser Augenblick nicht fern, und Ihr solltet die Minuten benutzen, wenn Ihr noch nicht über den Gemütszustand des Gefangenen beruhigt seid.“

Dabei sah er nach der auf dem Platz angebrachten Sonnenuhr und schritt gleichgültig von dannen. Dadurch blieben der Verurteilte und der Priester wieder allein zwischen den Säulen und noch immer konnte der Vater Anselmo nicht daran glauben, daß die Hinrichtung wirklich vollstreckt werden sollte.

„Hoffst Du noch, Jacopo?“ fragte er.

„Nur auf Gott, Karmeliter.“

„Sie können nicht dies Unrecht begehen! Ich habe Antonios letzte Beichte gehört, habe seinen Tod mit angesehen, und der Fürst weiß es.“

„Was vermag der Fürst und sein Wunsch Gerechtigkeit walten zu lassen, da die Selbstsucht der wirklichen Machthaber mächtiger als er ist. Vater, Du kennst den Senat nicht.“

„Ich will mich nicht unterfangen zu sagen, daß Gott sie strafen wird, die diese That thun, denn die Geheimnisse seiner Weisheit sind unerforschlich für uns. Unser Leben liegt klar vor seinem allwissenden Blick, und was uns ein Unglück erscheint, gereicht uns, ohne daß wir es begreifen, zu unserm Heil. — Vertraust Du auf Deinen Erlöser, mein Sohn?“

Jacopo legte die Hand auf das Herz und lächelte mit jener seligen Gewißheit, die nur diejenigen fühlen können, die fest im Glauben stehen.

„So wollen wir beten, mein Sohn.“

Der Karmeliter und Jacopo knieten neben einander hin, und dieser beugte sein Haupt über den Block, während der Mönch noch einmal die göttliche Barmherzigkeit anrief. Dann erhob sich Vater Anselmo, während Jacopo in seiner demutsvollen Stellung blieb. Der Mönch war von so heiliger Begeisterung erfüllt, daß er den Wunsch nach Begnadigung vergaß und davon durchdrungen war, daß Jacopo in die himm-

lische Seligkeit eingehen werde, die sein Gemüt erfüllte. Jetzt näherten sich ihnen der Scharfrichter und der Befehlshaber der Sbirren, und letzterer berührte den Arm des Mönchs und deutete auf die Sonnenuhr.

„Der Augenblick rückt heran," sagte er leise, mehr aus Gewohnheit, als aus Schonung für den Gefangenen!

Wieder wendete sich der Karmeliter nach dem Palast, denn von neuem wurde das Verlangen nach irdischer Gerechtigkeit in ihm rege. Er sah, daß sich Gestalten an den Fenstern hin und her bewegten, und meinte, nun müsse das Zeichen gegeben werden, der Strafvollstreckung Einhalt zu thun.

„Halt!" rief er. „Um der Liebe der heiligen Jungfrau willen, übereilt es nicht."

Sein Ausruf wurde durch eine gellende Frauenstimme wiederholt, die trotz der Anstrengungen, die man machte, sie zurückzuhalten, sich durch die Dalmatier drängte und auf die Gruppe zwischen den Granitsäulen zueilte. Die Menge blickte staunend und neugierig auf dies unerwartete Schauspiel und ein lautes Murmeln ließ sich hören.

„Es ist eine Irrsinnige!" rief der eine.

„Er hat sie gewiß mit seinen Teufelskünsten umgarnt!" meinte ein anderer, denn wer einmal für einen Verbrecher gilt, dem wird jedes Unrecht zugetraut.

Gelsomina rüttelte mit verzweifelter Anstrengung an Jacopos Ketten und suchte seine Arme frei zu machen.

„Ich hoffte, Dir würde dieser Anblick erspart bleiben, arme Gessina!" sagte der Verurteilte.

„Fürchte nichts!" stöhnte sie atemlos. „Es ist alles nur Schein, sie wollen Dich ängstigen, aber sie können, sie dürfen Dir nicht ein Haar krümmen, mein Carlo!"

„Teuerste Gelsomina!"

„Nein, halte mich nicht! — Ich will mit den Bürgern reden und ihnen alles sagen. Jetzt zürnen sie Dir, aber wenn sie die Wahrheit wissen, werden sie Dich lieben, so wie ich."

„Gott segne Dich für Deine Treue! Ach, wärest Du nicht gekommen!“

„Fürchte nichts für mich! Zwar bin ich wenig gewöhnt an solch eine Menge, aber Du wirst hören, ich werde kühn die Wahrheit sagen; laß mich nur Atem schöpfen.“

„Gelsomina, Du hast Eltern, für die Du sorgen kannst; Du wirst glücklich werden, wenn Du Deine Pflicht gegen sie erfüllst.“

„Jetzt kann ich sprechen, jetzt Deinen Namen von Schmach befreien!“

Sie riß sich aus seinen Armen los, der sich von der zarten Gestalt schwerer als vom Leben selbst trennte. Nun schien auch der letzte Kampf in seiner Seele vorüber zu sein. Er beugte den Kopf über den Klotz, vor dem er kniete und betete mit gefalteten Händen. Gelsomina aber konnte es immer nicht fassen, sie strich mit beiden Händen die wirren Haare von der bleichen Stirn und eilte auf die Gruppe der Fischer zu, die mit ihren roten Mützen und nackten Beinen hier in großer Zahl bei einander standen. Mit einem Ausdruck, der an die Verklärten auf den Bildern altitalienischer Meister erinnerte, begann sie: „Venezianer, ich kann Euch nicht tadeln. Ihr seid gekommen, den Tod eines Mannes mitanzusehen, den Ihr verdammt —“

„Er ist Antonios Mörder!“ rief es aus der Schaar.

„So meint Ihr! Aber wenn Ihr die Wahrheit wissen werdet, wenn Ihr erfahrt, daß er, den Ihr für einen Meuchelmörder haltet, der liebevollste Sohn, der gehorsamste Untertan, der beste Gondelier und der treuste Mensch ist, werdet Ihr von Eurem blutigen Verlangen abstehen und Gerechtigkeit fordern.“

Ein dumpfes Murmeln erstickte ihre Stimme, die so leise und zitternd war, daß sie nur bei gänzlicher Stille hätte gehört werden können. Der Karmeliter trat neben sie und bat, daß man sie hören möge.

„Ihr Männer von den Lagunen,“ rief er. „Was sie sagt, ist heilige Wahrheit.“

„Dieser fromme und ehrwürdige Mönch und der Himmel sind meine Zeugen! Wenn Ihr Carlo besser kennt und seine Geschichte wißt, werdet Ihr die ersten sein, seine Befreiung zu verlangen. Ich sage es Euch, damit, wenn nun der Doge am Fenster erscheint und das Zeichen der Begnadigung erteilt, Ihr nicht zornig werdet und meint es geschähe Euch ein Unrecht. Der arme Carlo —“

„Das Mädchen ist rasend,“ murrten die Fischer. „Wir wissen von keinem Carlo; hier handelt es sich um Jacopo Frontoni, einen feilen Meuchelmörder.“

Gelsomina lächelte voller Unschuld und fuhr dann mit kräftigerer Stimme fort:

„So nennt ihn Jacopo, darauf kommt es nicht an.“

„Ha, auf dem Palast wird das Signal gegeben!“ rief der Mönch hocherfreut und deutete mit erhobenen Armen dorthin, als sei es ein Zeichen der Gnade. Es ertönte ein Trompetenstoß und wieder ging eine Bewegung durch die Menge. Gelsomina stieß einen Jubelruf aus und wollte sich an die Brust des Geretteten werfen. Da fuhr das Beil blitzend vor ihren Augen durch die Luft und im nächsten Moment lag Jacopos Haupt vor ihren Füßen und der abgetrennte Rumpf zuckte nur noch einmal.

Während dieses kurzen fürchterlichen Augenblicks bewegten sich weder Vater Anselmo noch Gelsomina. Selbst als alles vorbei war, schien es wie eine entsetzliche Sinnestäuschung. Die Dalmatier marschirten ab; die Sbirren drängten die Volksmenge zurück; man wusch die breiten Steinplatten rein von Blut, und entfernte die rotgetränkten Sägespähne, den Rumpf und den Kopf. Der Richtblock, das Beil und der Henker verschwanden und die Menge durfte wieder die verhängnisvolle Stätte betreten.

„Schafft die Wahnsinnige fort,“ befahl ein Polizeibeamter und deutete auf Gelsomina.

Man gehorchte ihm sofort und seine Worte sollten nur zu schnell in Erfüllung gehen, denn plötzlicher Wahnsinn um-

nachtete seitdem ihren Geist. Der Karmeliter war völlig erstarrt und schaute wirr auf die wogende Menge, nach den Fenstern des Palastes und nach der Sonne, die so herrlich vom Himmel herunterstrahlte.

„Du bist verloren, wenn Du mir nicht folgst, würdiger Karmeliter,“ flüsterte eine Stimme dicht neben ihm.

Der Mönch war noch zu bestürzt, um Widerstand zu leisten und folgte willenlos seinem Führer, der ihn durch stille Wege und Gassen nach einer stark bemannten Gondel führte. Ehe die Sonne im Mittag stand, war Vater Anselmo schon unterwegs nach dem Kirchenstaat und bald darauf fand er eine dauernde Heimat im Schloß von Sant' Agata.

Wieder ging die Sonne hinter den Tyroler Bergen unter und der Mond über dem Lido auf. Wieder strömten Tausende durch die engen Straßen von Venedig nach den Plätzen. Die milden Strahlen fielen auf die altertümlichen Gebäude und den schwindelnd hohen Thurm und breitete einen trügerischen Glanz über die Inselstadt.

Unter den Säulengängen zündete man die Lampen an, überall ertönte Lachen, Scherzen und Singen. Die Masken setzten ihr Intriguenspiel fort, die Gaukler machten ihre Possen und die Menge gab sich den leeren Genüssen hin, an denen gedankenlose und müßige Menschen von jeher Vergnügen gefunden haben. Ein jeder fröhnte seiner Selbstsucht, während der Staat auf seinen schlimmen Wegen weiter wandelte, welche gleich verderblich auf die Herrschenden wie die Beherrschten wirkten, denn sie verspotteten die heiligen Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Ende.

